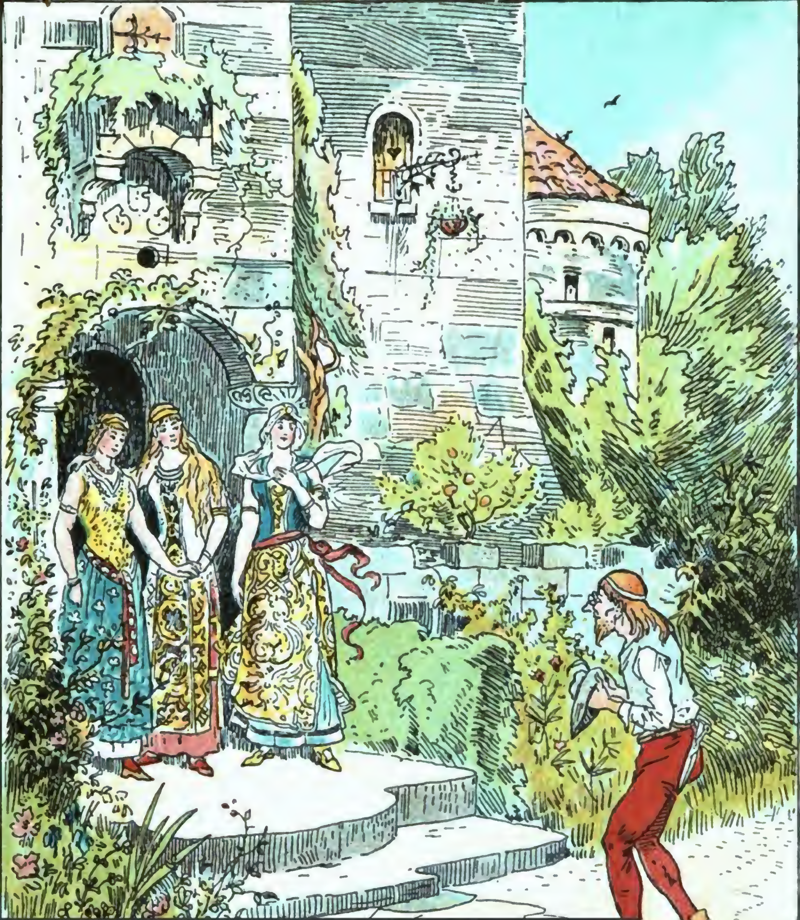
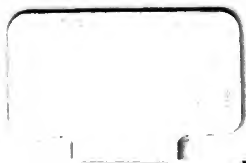


Kinder- und Hausmärchen, dem Volke treu nacherzählt

Theodor Vernaleken






BRVNO ERHARTT

Kinder- und Hausmärchen

dem Volke treu nacherzählt

von

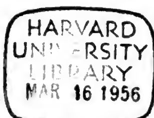
Theodor Vernaleken.

Vierte Auflage.

Mit 6 Farbendruckbildern nach Originalen von M. Ledeli.



Wien und Leipzig.
Wilhelm Braumüller
k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhändler
1900


HARVARD
RSITY
ARY
MAR 16 1956

Vorwort.

Die Schätze kindlich naiver Dichtung, zuerst von den Brüdern Grimm gehoben (1812), führen uns in ein jugendlicheres Alter unseres Volkes zurück. Abgesehen von ihrer Bedeutung für die Völkerpsychologie wird man unserer Jugend die Märchen niemals entziehen können, und wo die mündliche Überlieferung aufhört, wird die gedruckte ihren Platz einnehmen.

Auch in der deutschen Ostmark und den angrenzenden Donauländern hatte man seit 50 Jahren angefangen, diesen harmlosen Volkserzählungen einige Aufmerksamkeit zu schenken, allein theils wurden sie novellistisch verarbeitet, theils hat man Ortssagen, Märchen, Legenden u. a. Geschichten nicht unterschieden. Schlicht erzählt, wie sich's gebührt, waren die wenigsten; dagegen die Zingerle in Tirol und Fräulein Wilhelmine Karadschitsch in Serbien haben den volksthümlichen Ton angeschlagen. Mehr haben die Herausgeber, denen eine dichterische Auffassung nicht eigen war, an den Sagen des Volkes sich versündigt durch allerlei Zuthaten, selbst dadurch, daß sie das Überlieferte in Versen erzählten. Jacob Grimm schrieb mir einst (in einem Briefe vom 3. Febr. 1850):

»Wer aus der volkssage romanzen dichtet, bindet blumen in einen üppigen kranz, der nur den kleinsten

theil ihres wachsthums, zerknittert und unter fremdes laub gedrückt, sehn lässt; der natürliche beschauer will sich an allem, an stengel, laub, knospe wie an der blüte freuen.«

Wenn schon die Mannigfaltigkeit und Schönheit der Pflanzenwelt, das absonderliche Äußere der Land- und Meerthiere unsere Bewunderung hervorruft, um wie viel mehr die Gebilde und Richtungen der Volksphantasie, die an sich schon die Berechtigung in sich tragen und unser Denken in Anspruch nehmen!

Zwei Hauptrichtungen sind dabei zu unterscheiden: Sagen und Märchen. Die Sage geht, das Märchen fliegt und entbehrt des örtlichen Halts. Das Märchen schließt die reine kindliche Weltbetrachtung in sich, es verweilt gern auf mythischem Grunde, während die Sage am vorgeschichtlichen und örtlichen Boden haftet. Das Wunder ist des Märchens liebstes Kind, dessen Leben kein wirkliches ist, aber Kinder glauben zumeist noch an die Wirklichkeit der Märchen und ihr Verstand sondert nicht viel darin. Das spätere Leben wird ihnen noch früh genug eine andre Seite bieten. Jedes Lebensalter hat eben seine gewisse Empfänglichkeit und Berechtigung.

Über den sonstigen Wert dieser Überlieferungen äußert sich ein Hauptkenner, nämlich Wilhelm Grimm (im 3. Bde. der verbreitetsten Märchen-Sammlung S. 409): »Gemeinsam allen Märchen sind die Überreste eines in die älteste Zeit hinaufreichenden Glaubens, der sich in bildlicher Auffassung übersinnlicher Dinge ausspricht. Dieß Mythische gleicht kleinen Stückchen eines zersprungenen Edelsteines, die auf dem von Gras und Blumen überwachsenen Boden zerstreut liegen und

nur von dem schärfer blickenden Auge entdeckt werden. Die Bedeutung davon ist längst verloren, aber sie wird noch empfunden und gibt dem Märchen seinen Gehalt, während es zugleich die natürliche Lust an dem Wunderbaren befriedigt.«

Und mit Wissensdingen und moralischen Erzählungen allein sind Kinder nicht zufrieden, weil ihre Phantasie zuweilen auch Nahrung haben will. Nur das Übermaß ist hier, wie überall, vom Übel.

Ich rathe daher Folgendes. Bei passenden Gelegenheiten mögen Mütter ihren Kindern oder ältere Geschwister ihren jüngeren oder Lehrer ihren Schülern ein oder anderes Märchen auswählen, dasselbe vorlesen oder erzählen. Also nur von Zeit zu Zeit; auch wird man mich nicht mißverstehen, wenn ich sage, man solle den Kindern keine Schachtel voll Zuckerwerk zur Aufbewahrung überlassen. — —

Und nun einige Worte über die vorliegende Sammlung. Während ich vor etwa 30 Jahren die Alpensagen (Wien bei Seidel) und die österreichischen Mythen und Bräuche (Wien bei Braumüller) für wissenschaftliche Zwecke sammelte und im Vereine mit meinem jungen Freunde Franz Branky auch die österreichischen Kinderspiele herausgab, konnte es mir nicht entgehen, daß die Poesie des Volkes (vorzüglich in Niederösterreich, Böhmen und Mähren) noch eine Ausbeute zuließ. Daher ließ ich mir im Verlaufe vieler Jahre auch die hier gebotenen Kinder- und Hausmärchen erzählen und schrieb sie getreu auf, wie sie im Munde des Volkes damals noch lebten. Darunter traf ich natürlich manche Varianten zu Grimms Sammlung u. a.; denn bei Sagen und Märchen haben immer Wanderungen stattgefunden und es konnte nicht anders sein,

daß in dem vielsprachigen Österreich auch Fremdes eindrang. Auch ist wahrzunehmen, daß Sagen und Märchen leicht in einander verfließen. —

Die mitgetheilten 60 Märchen erscheinen nunmehr in zweiter fast unveränderter Auflage. Im Jahre 1884 sind sie — ohne mein Wissen — ins Englische übersetzt von E. Johnson mit dem Titel: In the land of marvels, folk-tales etc. by Th. Vernaleken (London bei Swan Sonnenschein). Hat nun ein Leser dabei ein sprachliches Interesse, so möge er beide Bücher neben einander lesen.

Für Fachkundige, die wissenschaftliche Zwecke verfolgen, habe ich am Schlusse Anmerkungen hinzugefügt und den Ort angegeben, wo das Märchen zuletzt erzählt ist, außerdem einige Vergleichungen und Winke für Mythologen, denen ich schon in meinen »Mythen und Bräuchen« manches geboten habe. Einiges werden sie auch in den Anmerkungen (S. 287 fg.) zu diesen Märchen finden.

Graz in Steiermark, im September 1891.

Theodor Vernaleken,
vormals Director des kaiserlichen Lehrerseminars in Wien.

Inhalt.

Seite

1. Hondibldo 1
2. Winterkölbl 6
3. Kruzimugeli 9
4. Der schwarze Vogel 12
5. Die sieben Raben 19
6. Der Hund und die Ammer 22
7. Die drei Wunderfische 26
8. Der Wunderschimmel 28
9. Der Hund und der Wolf 33
10. Die neun Vögel 37
11. Der Wunschfetzen, die Goldziege &c. 40
12. 'S Martinilob'n 45
13. Der kleine Schneider 48
14. Der Schneider und der Jäger 54
15. Die dreizehn Brüder 62
16. Der blöde Peter 68
17. Der Zaubertopf und die Zauberkugel 74
18. Der Hirt und die Zwerge 80
19. Wie ein Schafhirt reich wurde 87
20. Die drei Dosen 92
21. Für einen Kreuzer hundert 94
22. Die Ziege und die Ameise 97
23. Der Waldkater 100
24. Die geraubte Königstochter 107
25. Die wunderbare Rettung 113
26. Witi 118
27. Die zwei Schwestern 121
28. Moriandl, Zuckerkandl 126
29. Die drei Eier 131

Seite
30. Der Wunderbaum 134
31. Die sieben Rehe 137
32. Der erlöste Zwerg 140
33. Besenwurf, Bürstenwurf ꝛc. 144
34. Der klingende Baum 149
35. Die zwei Schustersöhne 153
36. Eins schlägt zwölf, zwölf schlagen neunundvierzig 159
37. Hans löst Räthsel 164
38. Die drei Müller 168
39. Die drei Aufgaben 171
40. Der pfiffige Hans 176
41. Herr Kluck 179
42. Der Kropfige 186
43. Alles glaubt der König doch nicht 194
44. Das Geschenk des Windes 196
45. Der Fischerssohn 199
46. Die Judasteuflin 203
47. Die drei weißen Tauben 211
48. Die Jungfrau auf dem gläsernen Berge 222
49. Wie Hans sein Weib findet 227
50. Der Trommler 233
51. Die schönste Braut 239
52. Der verfluchte Garten 248
53. Die Erlösung aus dem Zauberschlafe 253
54. Drei Prinzessinnen erlöst 259
55. Der Brautwerber 265
56. Die Mundkur 268
57. Der Betenkrämerhansl 270
58. Sie tanzen nach der Pfeife 273
59. Die hüpfende Schlafhaube 276
60. Da Seppl mit di goldenen Hoar 282
Anmerkungen 287

1. Hondidldo.

Es war einmal ein Bauer, der hatte drei Söhne, von denen der eine dümmer als der andere war. Der erste ward Didldei, der zweite Didldob und der dritte, welcher der dümmste war, Hondidldo geheißen. Der Bauer hatte in seinem Garten einen wunderschönen Apfelbaum, und da bemerkte er eines Tages, daß ihm eine Menge Äpfel gestohlen waren. Darum beschloß er, heint genau acht zu geben, wer denn eigentlich der Dieb sei, und befahl dem Didldei Nachtwache bei dem Baume zu halten. Anfangs that dieß Didldei auch, als aber der Schlaf immer mehr und mehr seine Augen zudrückte, da legte er sich ins Gras, und fing bald recht laut zu schnarchen an. Auf einmal hörte er ein Geräusch, er blickte um sich, und sah von weitem einen kleinen weißen Mann, wie er eben in dem nahegelegenen Bache verschwand. Zu seinem Staunen aber bemerkte er, daß abermals eine Menge Äpfel fehlten. Traurig ging er nach Hause und erzählte dieß seinem Vater. „Du Siebenschläfer“, sagte dieser, „ich will dir die Augen aufmachen“, und steckte dem Didldei eine Ohrfeige. Darauf befahl er dem Didldob die nächste Nacht den Apfelbaum zu hüten. Das that er, aber auch er schlief neben dem Baume ein, und es begegnete ihm dasselbe wie seinem Bruder, auch er sah den kleinen weißen Mann. Er rieb sich die Augen und glaubte nicht recht gesehen zu haben, als er aber den Apfelbaum beinahe leer sah, ging er mißvergnügt zu seinem Vater und erzählte es ihm. „Ja“, sagte

dieser, „du hast gewiß die ganze Nacht hindurch kein Auge aufgemacht, denn hättest du nicht geschlafen, so würdest du den Dieb schon erwischt haben. Deine Nachlässigkeit aber soll nicht ungestraft bleiben, sagte er, nahm einen Haslinger hervor und zog ihm tüchtig das Lederzeug an.“

„Hört, Voda, dera Hocka will i a no an Stil finden“, rief Hondidldo, dessen größtes Glück seine Fidel war, „heint geh i außi und wart, bis da Diab kimt.“ Richtig, unser Hondidldo geht hinaus, setzt sich auf den Apfelbaum, nimmt seine Fidel und fängt ganz gemüthlich zu spielen an. Auf einmal sah er unter dem Baume ein kleines weißes Männchen herumspingen. „Des is ja da leibhaftige Dodamon“, denkt sich der Hondidldo, „wart, wannst du da Diab bist, di wer ma a no kriag'n.“ Er hört auf zu fideln und will den Baum hinuntersteigen. Er erschrak aber nicht wenig, als er sah, daß das Männchen immer größer und größer wurde. Unser Hondidldo aber hatte sich bald von seinem Schreck erholt, nahm seine Fidel lustig wieder zur Hand und fing abermals zu spielen an.

Und wie er so fidelte, ward der weiße Mann immer kleiner und kleiner und begann voll Freude zu tanzen. Endlich wurde Hondidldo müde, er hörte auf zu spielen und legte seine Fidel bei Seite. Sogleich ward auch das Männchen wieder größer, bis es beinahe schon über den Baum hinausragte. „Siehst“, sagte er zum Hondidldo, „wenn du willst, so kannst dir mit deiner Fidl viel Geld verdienen.“ — „Ber so was“, sagte dieser, „bin ich alleweil dabei.“ „Nun, dann geh mit mir“, sagte der Mann. „Recht gern“, antwortete Hondidldo, „aber gleich kann es nicht sein, weil ich auf den Apfeldieb warten muß.“ „Mach dir keine Sorgen“, erwiederte der Mann, „die Äpfel sollen dir alle bleiben, und auch die gestohlenen sollst du wieder erhalten.“ „Auch recht“, dachte Hondidldo und ging mit.

Er stieg den Baum herab, nahm seine Fidel und wollte dem Manne folgen. Das war diesem eine gemähte Wiese, denn

kaum hatte Hondidldo den Baum verlassen, so waren auch alle Äpfel verschwunden. Hondidldo stand ganz verwundert neben dem Baume und ärgerte sich, daß trotz seiner Wachsamkeit doch die Äpfel weggekommen seien. Der Morgen brach an, der Hahn hatte bereits zum erstenmal gekräht, und Hondidldo wußte nicht, was er beginnen sollte, denn der weiße Mann war verschwunden und hatte Hondidldo in der gröſten Noth zurückgelassen. Nach Hause getraute er sich nicht, da er wußte es würde ihm schlimm ergehen, wenn der Vater sähe, daß nun die Äpfel gänzlich gestohlen seien.

„Mir follt's ein“, denkt er sich, „mein Fidl is ja a no was wert, gehſt in d' weiti Welt, und müllſt dein Glick probirn, und wann da da Äpfeldiab amol untakimmt, soll a gwiß mehr als Hor laßn miaßn.“

Gesagt, gethan. Hondidldo macht sich auf den Weg. Seine Fidel unter dem Arme ging er lange Zeit fort, bis er in einen großen, großen Wald kam. Es wurde schon Nacht und Hondidldo wußte nicht wo ein und aus, denn er hatte sich im Walde verirrt. Als er so ging, fiel ihm ein, daß er ja seine Fidel noch habe. Schnell nahm er sie hervor und fing zu spielen an. Da bemerkte er von weitem ein Lichtlein, das immer näher kam, und auf einmal stand ein goldenes Rößchen vor ihm. Du kimſt ma grod z'recht, denkt sich da der Hondidldo, und schnell schwingt er sich auf das Pferd, das nun im Galopp davon eilte. Vor einem kleinen Häuschen mitten im Walde hielt es stille. Hondidldo stieg ab und ging mit seiner Fidel in das Häuschen. Da gewahrte er zu seinem Erstaunen eine Menge kleiner Männlein, welche lustig im Kreise herumtanzten, während einige dazu spielten, und wieder andere an einer großen Tafel mit Speise und Trank sich labten. Die Männchen schienen auf ihn gewartet zu haben, denn kaum war er eingetreten, als alles ruhig ward. Die kleinen Männchen nöthigten ihn, sich zu setzen und an ihren Lustbarkeiten theilzunehmen. Hondidldo hatte großen Hunger, er

setzte sich daher gleich zur vollen Schüssel und fing an tüchtig einzuhauen. Währenddem hatten einige der Männchen seine Fidel ergriffen, und da sie ihnen gar so gut gefiel, wollten sie mit unserem Hondidldo einen Tausch machen und versprachen ihm eine andere Fidel ganz von Gold. Hondidldo war's zufrieden, nahm die eingetauschte Fidel und begann gleich darauf zu spielen. Gleichzeitig bewegten sich auch die Männchen wieder und fingen lustig zu tanzen und zu springen an. So ging dieß lange Zeit fort, bis endlich Hondidldo müde geworden war und wieder fortgehen wollte, denn er sagte, er müsse den Apfeldieb suchen. Man wollte ihn aber nicht gehen lassen, und die kleinen Männchen versprachen ihm eine Menge anderer Äpfel, die er alsdann nach Hause tragen könne. Hondidldo war damit einverstanden und fidelte noch eine Weile fort.

Als er fertig war, gaben ihm die Männchen einen Sack voll Äpfel, Schinken, Backwerk u. a. mit auf den Weg. Vor dem Hause fand er wieder das goldene Rößchen. Hondidldo schwang sich auf dasselbe, und fort ging es bis zum Apfelbaume. Hier angelangt, stieg er ab, das Rößchen verschwand und Hondidldo ging mit seiner Fidel und mit seinem Sacke schnell in das Haus zu seinen Brüdern. Diese sahen ihn ganz verwundert an, denn sie kannten ihn nicht mehr. Erst als Hondidldo ihnen alles erzählte, erinnerten sie sich seiner. Er sagte ihnen auch, daß er die Äpfel alle im Sack habe und noch obendrein eine goldene Fidel mitbringe, die sie am nächsten Morgen sehen sollten.

Des andern Tages stand Hondidldo schon sehr früh auf und wollte seine Fidel nehmen, die er Tags vorher an die Wand gehängt hatte. Er staunte nicht wenig, als statt derselben eine Roßhaxen[1]) an dem Nagel hing.

Als nun auch der Vater und die Brüder herzu kamen,

---

1) Ein Pferdefuß.

wurde der Sack geöffnet; zum Schreck aller aber fielen aus diesem keine Äpfel, viel weniger Schinken und Backwerk, sondern lauter Kröten und Eidechsen kamen aus dem Sacke. Hondibldo sah nun ein, daß er nicht nur um die Äpfel, sondern auch um seine Fidel auf eine schändliche Weise war betrogen worden. Aus Gram über diesen Verlust starb er bald, denn er wollte ohne Fidel nicht leben.

De G'schicht is aus,
Dort lauft a Maus,
Hot a roth's Rockerl an,
Jetzt fongt a andrer zun erzähln an.

---

2. Winterkölbl.

Es lebte einmal ein armer Holzhauer mit seiner Frau und seinem kleinen Töchterlein an einem großen Walde. Er wußte oft nicht, womit er den Hunger der Seinigen stillen sollte, und nahm sich deshalb vor, seine Tochter in den Wald zu führen und dort zu verlassen.

Als er wieder einmal für sich und seine Familie nichts zu essen hatte und auch keine Arbeit bekommen konnte, nahm er das Kind mit in den Wald und verließ es auf einer schönen Waldwiese, mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen. Um das Kind zu täuschen, band er ein Stück Holz mittelst eines Strickes an einen Baum, so daß der Wind es hin und her schleuderte; das Anschlagen an den Baum machte ein Geräusch, als ob man mit einer Axt Holz fällte.

Das Kind wurde dadurch getäuscht, suchte Erdbeeren und spielte mit den Blumen; nach einiger Zeit schlief es müde vom Herumlaufen ein. Als es erwachte, stand der Mond schon hoch am Himmel und der Vater kam noch immer nicht.

Das Mädchen fing nun heftig zu weinen an und lief tiefer in den Wald hinein, um den Vater zu suchen.

Auf einmal erblickte sie ein Feuerchen, neben welchem mehrere kleine topfförmige Gefäße standen. Neugierig lief sie hin, legte geschäftig trockene Reiser auf das erlöschende Feuer und blies aus Leibeskräften hinein, um es zu verstärken. Als sie sich umwandte, bemerkte sie ein Männlein, welches ihr wohlgefällig zulächelte. Es war ganz grau, und der

weiße Bart, welcher seltsam vom grauen Kittel abstach, ging ihm bis über die Brust herab.

Die Kleine fürchtete sich und wollte davon laufen; doch der Zwerg rief sie zu sich. Widerstrebend gehorchte das Kind; der Alte streichelte ihre Backen und sprach so freundlich, daß sie alle Furcht verlor und ihm beim Kochen behilflich war. Der Graue fragte um den Namen und wer ihr Vater sei. Als sie es ihm mit Thränen in den Augen sagte, tröstete er sie und meinte, sie solle bei ihm bleiben und seine Tochter sein. Das Kind nahm es an und wurde von dem Alten in seine Wohnung geführt. Es war dieß ein großer hohler Baum, in welchem ein Haufen Laub die Stelle des Bettes vertrat.

Das Männlein richtete noch ein zweites Lager her, damit sich das ermüdete Kind zur Ruhe legen könne.

Am andern Morgen weckte der Zwerg das Mädchen und sagte, er müsse fortgehen, sie solle unterdessen das Haus, so nannte er den Baum, in Ordnung halten, bis er wieder komme. Er kam auch bald zurück und zeigte ihr alles, lehrte sie kochen und die anderen häuslichen Verrichtungen; so verging der Tag schnell und der Abend kam heran, ehe sie sich's versahen.

Sie lebten mehrere Jahre glücklich und zufrieden; das Mädchen war herangewachsen, so daß sie ihren Pflegevater bald kopfhoch überragte. Da sprach der Zwerg eines Abends zu ihr, er müsse jetzt auch für ihre Zukunft sorgen; „die Königin“, sagte er, „welche hier in der Nähe wohnt, bedarf einer treuen Dienerin und ich war dort und habe dich ihr empfohlen, sie ist gesonnen dich aufzunehmen.“ Sie solle nur fein sittsam bleiben, ihr Lebenlang werde es ihr dann nicht schlecht gehen. Am andern Morgen gingen sie zusammen in's Schloß, die Jungfrau wurde der Königin vorgestellt und von ihr aufgenommen. Von ihrem Pflegevater nahm sie

herzlichen Abschied, und er mußte versprechen, sie alle Sonntage zu besuchen.

Noch war sie nicht lange im Dienste, als der junge König, der mit einem anderen Krieg geführt, als Sieger heimkehrte. Der junge König fand Gefallen an dem Mädchen und begehrte sie zur Frau. Seine Mutter, welche die Jungfrau sehr gerne hatte, willigte ein.

Als der Graue, wie man ihn im Schlosse nannte, wieder einmal kam, um seine Tochter zu besuchen, sagte die Königin, daß ihr Sohn gesonnen sei, seine Tochter zu heiraten, daß auch diese eingewilligt und es jetzt nur noch auf ihn ankomme, seinen Wunsch auszusprechen. Der Alte sagte mürrisch: „Der König wird nur dann mein Töchterlein bekommen, wenn er mir meinen Namen sagen kann.“ Darauf entfernte er sich und ging wieder in den Wald zurück. Er machte wie gewöhnlich sein Feuer an und kochte. Während des Kochens hüpfte er oft um das Feuer und sang:

Siede Töpfchen, siede,
Damit der König es nicht weiß,
Daß ich Winterkölbl heiß.

Der König zerbrach sich den Kopf und schickte zuweilen einen Diener aus, damit er den Namen des Alten erfahre. Ein solcher Diener hörte dem Alten einmal zu und eilte freudig in's Schloß zurück, sagte den Namen und erhielt viele Goldstücke zur Belohnung. Als der Zwerg wieder kam, begrüßte ihn der König mit den Worten: „Willkommen, Vater Winterkölbl!“

Dieser sah sich überlistet und gab seine Einwilligung. Die Hochzeit wurde festlich begangen, und auch Winterkölbl war zugegen. Er war aber nicht dazu zu bringen, in das Schloß zu ziehen und wohnte vor wie nach in seinem Baume.

---

3. Kruzimugeli.

Es war einmal ein König, der wünschte sich zu verheiraten, aber er hatte beschlossen, keine andre zur Gemahlin zu nehmen, als eine, welche pechschwarzes Haar und eben solche Augen habe; ob von hoher oder niederer Herkunft, das galt ihm gleich. Er ließ daher eine Aufforderung im ganzen Lande ergehen, es sollten sich alle Mädchen, mit den oben angegebenen Eigenschaften, bei ihm einfinden.

Es meldeten sich wohl viele, aber bei einigen erreichte die Schwärze nicht den vom Könige gewünschten Grad, bei andern war das Haar falsch, kurz, es war an jeder etwas auszusetzen.

Es kam nun ein Köhler mit seiner Tochter des Weges, und als diese den Menschenandrang vor des Königs Burg bemerkte, fragte sie ihren Vater, was das bedeute. Dieser sagte ihr nun, daß sich der König mit einer vermählen wolle, welche schwarzes Haar und schwarze Augen habe, daß sich aber keine finde, die dieß besitze, wie der König es verlange. Die Köhlerstochter hatte beides. Sie sagte deshalb zu ihren Vater: „Derf i a hingehn?“ Er aber erwiederte: „Mir scheint, du bist so dumm, daßt glaubst der König nimmt di als Frau.“ Sie sagte ihm aber, daß sie nur hingehen wolle, um sich im Schlosse ein wenig umzusehen. Es ward ihr erlaubt, und sie ging hin. Unterwegs begegnete ihr ein kleines Männlein, welches ihr zurief: „No Dirndl, was gibst ma denn, wannst Kenigin wirst?“ „Jo, mei Monerl, wos kann i denn

dir geben, i hob jo nix" war ihre Antwort. Nun begann das Männlein wieder: „Du wirst Kenigin wern, aber du muaßt nach drei Jahren no wissen, daß i Kruzimugeli haß, wannst dos nit waßt, so bist mei." „No, wannst nit mehr wüllst, dos wir i ma scho merken", erwiederte das Köhlermädchen und lief dann zur Burg, ohne sich um das Männlein zu kümmern, welches sich vergnügt die Hände rieb und ihr nachschaute.

Als der König das Köhlermädchen erblickte, beschloß er gleich, sie zur Frau zu nehmen, denn ihr Haar glänzte und ihre Augen funkelten vor Schwärze. Sie heiratete nun den König und lebte recht glücklich mit ihm. In ihrem Glücke hätte sie beinahe nicht bemerkt, daß die drei Jahre schon zu Ende gingen, und, o Schrecken, sie hatte den Namen jenes Männleins vergessen. Von jetzt an war sie immer traurig und weinte den ganzen Tag. Der König, der sie sehr liebte ließ zu ihrer Erheiterung Feste veranstalten, aber alles war umsonst. Fragte er sie, warum sie so traurig sei, so sagte sie immer, sie könne es ihm nicht sagen.

Eines Tages ging der Burgförster in den Wald, um einiges Wild für die königliche Tafel zu holen. Als er tiefer in den Wald kam, sah er ein Männlein, welches ein Feuer angemacht hatte, mit boshafter Freude darüber sprang und immer sang:

„Wie guat is, daß d'jung Kenigin nit waß,
Daß i Kruzimugeli haß."

Der Jäger hörte dieses und ging nach Hause. Er begegnete der Königin gerade im Schloßgarten, in welchem sie, in Trauer versunken, spazieren ging. Gleich erzählte er ihr von dem Vorfalle im Walde, und als sie den Namen Kruzimugeli hörte, war sie fast außer sich vor Freude, denn der nächste Tag war schon der letzte des dritten Jahres,

und das Männlein mußte nun kommen, um die Königin nach seinem Namen zu fragen.

Den nächsten Tag kam wirklich das Männlein und fragte die Königin: „No, Frau Kenigin, wissens no mein Nom, se derfen aber nur dreimal rathen, wann Sie's do nit treffen, so g'herns mei." Die Königin antwortete: „No, mir scheint, Steffel haß't." Als dieß das Mannl hörte, sprang er vor Freude in die Luft und schrie aus Leibeskräften: „Nit troffa!" Die Königin sagte dann: „No so haß't holt Veitl." Wieder machte das Männlein einen Sprung und schrie abermals: „Nit troffa!" Jetzt sagte die Königin ganz gelassen: „Na so haß't holt Kruzimugeli." Als das Männlein dieß hörte, sprang es ohne Antwort zornbrüllend durch die Mauer in's Freie. Alle Bemühungen, das Loch, welches in der Mauer entstanden war, zu vermachen, blieb fruchtlos.

Die Königin aber und ihr Gemahl lebten noch lange froh und glücklich.

4. Der schwarze Vogel.

Ein Mann hatte zwölf Söhne und eine sehr schöne Tochter. Diese war das Herzbinkl ihrer Mutter, während die Söhne sehr streng von ihr behandelt wurden. Deshalb beschlossen die Söhne ihre Eltern zu verlassen und in der Fremde ihr Glück zu suchen. Sie wußten, daß ihr Vater sie nicht fortlassen würde und hielten daher ihren Plan geheim. Sie sparten einiges Reisegeld und warteten nur auf eine schickliche Gelegenheit, um aus dem elterlichen Hause zu entfliehen.

Eines Tages besuchten die Eltern mit der Schwester einen Jahrmarkt, von dem sie erst nach zwei Tagen zurückkehren konnten. Kaum hatten die zwölf Brüder dieses erfahren, so rafften sie ihre Habseligkeiten zusammen, und wenige Stunden nach Abreise ihrer Eltern kehrten auch sie dem väterlichen Hause den Rücken. Sie setzten ihre Reise bis spät in die Nacht fort, und waren schon eine ziemliche Strecke gegangen, als es ihnen an Lebenmitteln mangelte. Sie sahen umher, allein nirgends gewahrten sie eine gastfreundliche Hütte. Immer schneller eilten sie jetzt weiter und kamen an einen Wald, durch den nur ein sehr schmaler Weg führte. Der Hunger trieb ihre Füße an und sie gelangten nach einer halben Stunde an das Ende des Waldes. Hier erblickten sie eine kleine Hütte. Fröhlich eilten sie auf dieselbe zu und klopften an die verschlossene Thür, doch nichts regte sich. Sie

klopften immer stärker und stärker, und endlich wich die Thür ihrer Gewalt. Sie traten in das Innere des Häuschens und fanden auch hier nichts, was darauf schließen ließ, daß es bewohnt sei. Überall lag Staub und Moder, und Spinnen hatten mit ihren Netzen die Wände überzogen. Sie machten eine zweite Thür auf, welche sie in ein geräumiges Gemach führte, das allen Anzeichen nach als Wohnzimmer gedient haben mochte. Aus dieser Stube führte eine andere Thür in ein kleines Gemach, und als sie dieses betraten, sahen sie einen Greis, der auf einem Stuhl saß und mit dem Kopfe auf dem Tische ruhte. Die Brüder glaubten, es sei der Hausherr, und wollten sich aus Ehrfurcht vor seinem grauen Haupte zurückziehen. Als aber der jüngste an den Stuhl stieß, auf dem der vermeintliche Hausherr saß, zerfiel dieser in Staub. Vor Schrecken sanken die zwölf Brüder zu Boden, und es bedurfte geraume Zeit, ehe sie sich wieder erholten. Hierauf machten sie ein Grab und begruben die Asche des Greises. Da keine andern Erben da waren, so nahmen sie das Haus in Besitz und reinigten es sorgfältig. Sie durchsuchten es dann näher und fanden noch manches, was die Zeit nicht verwüstet hatte, und das ihnen gute Dienste leistete. In dem Tische, auf welchem der Greis geruht hatte, fanden sie einige Geldrollen, womit sie sich längere Zeit Lebensmittel kaufen konnten. Einige Tage später sahen sie sich in der Gegend um und entdeckten eine Stunde von ihrer Wohnung entfernt ein Bergwerk, in dem man Arbeiter brauchte. Die Brüder wurden einig, daß immer eilf von ihnen hier arbeiten sollten, um ihren Lebensunterhalt zu sichern, während der zwölfte für die übrigen kochen und die andern häuslichen Arbeiten verrichten sollte.

So war ein Jahr verflossen, als es ihrer Schwester zu Hause auch nicht mehr gefiel, denn was früher die Brüder von ihrer Mutter zu ertragen hatten, mußte jetzt die Schwester vom Vater erdulden. Sie wurde von diesem wie die gemeinste

Magd behandelt, weil er glaubte, sie habe um das Vorhaben ihrer Brüder gewußt. Sie beschloß daher, ihre geliebten Brüder aufzusuchen, und bat Gott Tag und Nacht, er möchte ihr den Weg zeigen, der zu ihren Brüdern führe. Eines Tages schickte sie ihr Vater in eine vier Stunden entfernte Stadt. Sie nahm heimlich ihre Sachen mit und kehrte nicht mehr zurück. Auf Gott vertrauend ließ sie jene Stadt seitwärts liegen und ging weiter, ohne zu wissen, wohin sie ihre Schritte wenden sollte. Fragte sie jemand, der ihr begegnete, wohin sie gehe, so antwortete sie: „Zu meinen Brüdern.“ Sonst erfuhr man von ihr nichts, und man glaubte, sie sei nicht recht bei Sinnen. Schon hatte sie einen vollen Tag nichts gegessen und nichts getrunken, als sie bei einer Hütte ankam. Hungernd und dürstend klopfte sie an die Thür des einzeln stehenden Hauses. Das war die Hütte ihrer Brüder. Kaum hatte der älteste Bruder, welcher heute die häuslichen Arbeiten verrichtete, das schüchterne Klopfen gehört, als er auch schon hinauseilte. Die Schwester bat mit niedergeschlagenen Augen um einen Trunk Wasser und um ein Stückchen Brot. Der Bruder aber ließ sie nicht ausreden, sondern schloß sie vor Freude weinend in seine Arme. Erst jetzt erhob die verschämte Bettlerin ihre Augen und erkannte ihren Bruder. Dieser führte sie in das Haus und gab ihr zu essen und zu trinken. Sie hatten sich so viel zu erzählen, daß die Stunde der Heimkehr der übrigen Brüder unbemerkt heranrückte. Sie kamen und staunten, als sie durch das Fenster ihren Bruder mit einem Mädchen erblickten. Doch als sie in die Stube traten und die Schwester erkannten, ging das Staunen in Freude über. Sie begrüßten einander und erzählten, was sie erlebt hatten. Am andern Morgen gingen auf Bitten der Schwester alle zwölf an die Arbeit. Sie blieb zu Hause und besorgte die Wirtschaft.

Die Sonne war bereits untergegangen, da öffnete sie das Fenster, um die Brüder schon aus der Ferne kommen zu

sehen, damit sie ihnen könne entgegen eilen. Als sie am Fenster saß, kam ein kleiner schwarzer Vogel dahergeflogen, der sich auf ihre rechte Hand setzte und ihr einige Tropfen Blutes aussog. Das Mädchen freute sich über den zahmen Vogel und wollte ihn fangen, allein er flog davon. Bald darauf kamen ihre Brüder, welchen sie jedoch nichts von dem Vogel sagte. So oft sie nach diesem Tage das Fenster öffnete, kam der Vogel und sog ihr eine immer größere Menge Blutes aus der Hand; doch so oft sie die Hand nach ihm ausstreckte, flog er davon. Der große Blutverlust wirkte nachtheilig auf sie ein, sie wurde immer matter und matter, verlor die gesunde Gesichtsfarbe und das Feuer des Auges. Dieß konnte ihren Brüdern unmöglich lange verborgen bleiben. Sie fragten ihre Schwester mitleidig um die Ursache dieser Veränderung, und sie erzählte ihnen nun die Geschichte mit dem Vogel. Die Brüder nahmen sich vor, den Vogel zu töten und richteten Fallen auf. Am folgenden Tag mußte einer der Brüder zu Hause bleiben. Der Vogel erschien am Fenster und fing sich in der Falle. Kaum war der kleine Näscher gefangen, so tötete ihn der Bruder und vergrub ihn im Garten. Nach einiger Zeit wuchs auf dem Grabe des Vogels ein Apfelbaum, welcher bald zwölf sehr schöne Äpfel trug. Um den Brüdern eine Freude zu machen, pflückte die Schwester dieselben und setzte sie ihnen vor. Die Brüder, welche schon seit der Entfernung aus dem elterlichen Hause keine Äpfel gegessen hatten, griffen freudig nach den schönen Früchten und aßen sie. Doch als sie dieselben genossen hatten, schrumpften ihre Glieder zusammen und sie wurden in solche Vögel verwandelt, wie der war, welcher unter dem Apfelbaume begraben lag. Das Fenster, bei dem der schwarze Vogel gefangen worden war, stand offen, und sie flogen durch dasselbe in's Freie.

Von der Zeit an saß die Schwester Tage lang weinend am offenen Fenster, indem sie sich als die Urheberin dieses

Unglückes anklagte. Da flogen die zwölf schwarzen Vögel herbei, und einer sprach: „Du kannst uns erlösen, wenn du von heute an durch zwei Jahre kein Wort über deine Lippen bringst.“ Sie versprach es zu thun, und unter einem wehmüthigen Gesange erhoben sich die Brüder in die Luft, gleichsam als wollten sie damit ihrer Schwester das Lebewohl sagen. Die Schwester verließ nun das Haus, in welchem sie mit ihren Brüdern so viele glückliche Tage verlebt hatte. An einem heißen Junitage kam sie in eine wüste Gegend, furchtbar quälte sie der Durst und nirgend war eine frische Quelle, nirgend eine gastliche Hütte, nirgend ein Baum oder Strauch zu sehen. Ermattet sank sie auf die Erde und blieb bewußtlos liegen. Wie sie wieder die Augen aufschlug, sah sie einen stattlichen jungen vornehmen Mann und einen Bedienten beschäftigt, sie wieder in's Leben zurückzurufen. Als sie die Augen aufschlug, hörte man von den Fremden einen Freudenruf. In Eile wurde im Wagen ein Lagerplatz für die Kranke bereitet, und man fuhr sorgfältig in die nächste Stadt. Hier erholte sich das Mädchen bald wieder, und der Vornehme, der ein Graf war, wich nicht mehr von ihrer Seite. Auf alle Fragen des Grafen hatte das Mädchen nur mit Zeichen geantwortet, getreu dem Versprechen, welches sie ihren Brüdern gegeben hatte; daher glaubte der Graf, sie sei stumm. Dennoch gewann er sie lieb und vermählte sich mit ihr. Bald hatte sich die stumme Gräfin, wie man sie nannte, die Liebe aller Untergebenen erworben, denn kein Bittender ging unbeschenkt von dannen. Aber die Liebe ihrer Schwiegermutter konnte sie sich nicht erwerben, ungeachtet sie dieser alles that, was sie ihr nur Gutes und Liebes erweisen konnte. Die Mutter des Grafen war eine stolze Frau und konnte es ihrem Sohne nie vergeben, daß er sich, wie sie sagte, „eine auf der Straße gefundene Betteldirne“ zur Gemahlin erwählt habe. Überall, wo sie Verachtung gegen des Grafen Gemahlin zeigen konnte, that sie es mit sichtbarer Freude. Achtzehn

Monate war sie verehelicht, da brach ein Krieg aus und der Graf mußte seinem Könige zu Hilfe ziehen. Hart war der Abschied für den Grafen, aber härter noch war er für die Gräfin, welche ihrem Gatten nicht einmal ein lautes Lebewohl sagen durfte, weil sie ihre Brüder erlösen wollte. Zwei Monate nach diesem traurigen Abschied gebar die Gräfin zwei sehr schöne Knaben. Ihre Schwiegermutter legte nun ihren Haß gegen die Gräfin auf eine entsetzliche Weise an den Tag. Sie gewann durch Schmeicheln und Geld einen Freund des Grafen für sich, sie beredete ihn, er möchte dem Grafen schreiben, seine Gemahlin habe ihm zwei Hunde geboren. Das geschah. Die Grafenmutter übergab den Brief einem ihr ergebenen Boten, welcher dem Grafen dasselbe aussagte, was im Briefe stand. Der jähzornige Graf gab sogleich den Befehl, daß die Gräfin sterben müsse. Mit diesem Todesurtheile eilte der Bote schnell zurück. Als er auf der Burg anlangte, erwartete ihn schon die Schwiegermutter der Gräfin und las freudig das Urtheil. Sie selbst überbrachte es der Schwiegertochter, die den Brief ruhig und gefaßt durchlas. Zum Vollstrecker des Urtheils ward der Bote ernannt. Dieser führte die Gräfin des Nachts in einen Wald, und schon zuckte er das Messer auf das Opfer des Hasses, als plötzlich mehrere Stimmen über ihm riefen: „Halt ein!“ Erschrocken ließ er das Messer fallen und wandte sich um. Aber er sah niemanden, als zwölf Vögel, welche auf ihn zugeflogen kamen. Sie ließen sich vor ihm auf die Erde nieder und verwandelten sich zum Schrecken des Mörders in zwölf Jünglinge.

So hatte die Schwester ihre Brüder erlöst, denn eben waren es zwei Jahre seit ihrer Verwandlung, und ihr Schwester hatte selbst in der Todesgefahr kein Wort gesprochen. Dafür ward sie nun auch von ihren Brüdern gerettet. Diese nahmen den Boten gefangen und führten ihn in das Schloß zurück. Der Graf war so eben angekommen, denn die Vögel hatten ihn von der Unschuld der Gräfin unterrichtet. Er

eilte auf sie zu und bat sie um Verzeihung, und statt aller Antwort schloß sie ihn in ihre Arme. Nun wurden der gedingte Bote und die Grafenmutter von dem Grafen zum Tode verurtheilt und konnten selbst durch die Bitten der Gräfin nicht gerettet werden, denn der Graf blieb unerbittlich. Der Freund des Grafen kam mit einer Gefängnisstrafe davon; die Brüder aber blieben bei ihrem Schwager.

---

5. Die sieben Raben.

Es war einmal ein Weib, das sieben Söhne und eine Tochter hatte. Die Söhne machten der Mutter durch ihre Naschhaftigkeit vielen Verdruß. Als sie einst Krapfen buk, mausten ihr die sieben einen nach dem andern von der Schüssel. Da gerieth die Frau in Zorn und sprach: „Verdammte Jungen, ihr stehlet ja wie die Raben, möchte euch doch der Böse in solche verwandeln und euch mir vom Halse schaffen." Kaum hatte sie aber diese Worte gesprochen, so sah sie mit Entsetzen, wie sich ihre Söhne wirklich in Raben verwandelten und zum Fenster hinausflogen.

Viele Jahre verflossen nach dieser Begebenheit. Inzwischen wuchs die Tochter heran und fragte ihre Mutter täglich, was denn mit ihren Brüdern geschehen sei. Die Frau erzählte es endlich der Tochter. Die Jungfrau machte sich nun sogleich auf, um, ungeachtet der Bitten und Thränen ihrer Mutter, die Brüder zu erlösen. Als sie schon mehrere Tage gegangen war, kam sie in einen großen Wald, in dem sie sich verirrte. Bei hereinbrechender Nacht sah sie plötzlich nach langem Umherlaufen ein Lichtlein schimmern, ging darauf zu und kam zu einer Hütte. Ein Weib trat heraus und sprach: „Mein Kind, geh' nur geschwind wieder fort, denn mein Mann ist der Wind, welcher alle Menschen frißt, die ihm nahe kommen." Allein das Mädchen ließ sich nicht abweisen, sondern sprach: „Laßt mich nur hinein, ich will mich in der Hausflur unter den Bottichen verstecken, welche dort stehen." Die Frau widersetzte sich noch einige Zeit, gab aber endlich doch nach, und sagte: „Gut, setze dich dort unter die Bottiche, derweil will ich meinem Manne, um seinen Zorn zu besänftigen, eine fette Henne braten." In diesem Augenblicke ver-

kündigte ein Brausen die Heimkunft des Herrn der Winde. Er trat herein und sprach nach einer Weile: „Weib, ich rieche Menschenblut; du hast jemanden versteckt, den ich sogleich zum Abendbrote verzehren werde.“ Der Mann, der so groß als ein Riese war, begann nun sogleich zu suchen, fand aber das Mädchen nicht. Inzwischen kam die Frau, welche keinen Widerspruch gewagt hatte, mit einer gebratenen Henne aus der Küche und sprach: „Geh, laß das Suchen und iß lieber diese fette Henne.“ Als der Riese sein Leibgericht erblickte, verschwand sein Zorn und er sagte: „Nun, ich will dem verborgenen Menschen nichts zu Leide thun; er komme nur hervor.“ Jetzt verließ, auf Zureden der Frau, das Mädchen ihr Versteck und setzte sich an den Tisch. Der Herr der Winde verzehrte indessen die Henne, und anstatt die Knochen, wie er gewöhnlich that, auf die Erde zu werfen, legte er sie in die Schüssel. Die Jungfrau mußte ihm nun erzählen, wie sie in die Hütte gekommen sei und was sie suche. Als sie geendet hatte, sprach der Wind: „Nimm die Knochen, welche da in der Schüssel liegen und bewahre sie wohl, denn du wirst sie noch brauchen. Morgen in der Frühe, wenn ich fortgehe, kommst du mit mir und schreitest in jener Richtung fort, nach der ich die Bäume wehe.“

Des anderen Tages, in der Frühe, ging sie mit dem Winde fort und hielt jene Richtung ein, nach welcher er die Bäume wehte. Nach einigen Tagen kam sie zu einem gläsernen Schlosse, das weder Thür noch Thor hatte. Sie glaubte schon, es werde vergebens sein, hier einzudringen, als ihr plötzlich die Knochen der Henne einfielen. Sie steckte nun die Beine (Knochen) stiegenähnlich über einander in die Glaswand, und gelangte so zum Fenster, durch das sie hineinstieg. Die Jungfrau befand sich jetzt in einem großen Saale, in dem sieben Betten und sieben Tische waren, auf deren jedem ein Topf mit Speise stand. Sie kostete aus einem Hafen, warf dann ihren Ring hinein und versteckte sich, indem sie

unter das Bett kroch. Kaum hatte sie sich in ihren Schlupfwinkel zurückgezogen, so flogen zwölf Raben zum Fenster herein. Die setzten sich auf die Erde und verwandelten sich in Menschen. In den ersten sieben erkannte sie sogleich ihre Brüder, die andern fünf, welche ganz grün waren, bedienten die ersteren beim Essen und flogen dann wieder fort. Da fand der älteste in seinem Topfe einen Ring. Sie suchten sogleich im ganzen Saale herum, fanden das Mädchen und erkannten in ihr die Schwester. „Ich bin gekommen, euch zu erlösen“, sprach sie. Die Brüder aber sagten traurig: „Liebe Schwester, thue das nicht, denn du würdest sieben Jahre stumm sein müssen.“ Das Mädchen aber bestand darauf und sprach von der Stunde an keine Silbe mehr. Sie blieb nun bei ihren Brüdern und besorgte ihnen ihr Hauswesen. Als einst die Brüder, die bei Tage Raben waren, einen weiten Flug unternahmen, ging sie in den Wald, um Tannenzapfen zu suchen. Da hörte sie plötzlich die Jäger des Königs, welcher das Land beherrschte, in dem sich das kristallene Schloß befand. Eilig flüchtete sie sich in einen hohlen Baum, um nicht im letzten Jahre das Schweigen brechen zu müssen. Als die Jagdhunde herankamen, beschnupperten sie den Baum unaufhörlich, so daß der König aufmerksam wurde. Er ließ den Baum untersuchen, und man fand das Mädchen. Da es auf alle Fragen keine Antwort gab, so befahl der König, sie in's Gefängnis zu werfen. Allein auch im Gefängnisse waren alle Martern, die man anwandte, um sie zum Sprechen zu bringen, vergebens. Sie sollte deshalb hingerichtet werden. Es waren aber die sieben Jahre des Schweigens vorüber, und als sie gerade den Galgen besteigen wollte, kamen plötzlich ihre Brüder daher geflogen und retteten die Jungfrau vom Tode.

Der Herrscher vernahm den Heldenmuth des Mädchens und wählte sie zur Frau. Dann holten die Brüder auch ihre alte Mutter an den Hof, und alle lebten nun glücklich und zufrieden.

---

6. Der Hund und die Ammer.

In einem Dorfe wurde einst eine Hochzeit gehalten, bei welcher man gut schmauste. Der Hund des Bräutigams bekam aber nicht das mindeste und litt großen Hunger. Voll Verdruß ging er in den Garten, der zu dem Hause gehörte, legte sich dort nieder und knurrte. Da kam eine wachsgelbe Ammer dahergeflogen, setzte sich auf einen Baum und blickte auf den Hund herab, der eine traurige Miene machte. Als dieß die Ammer bemerkte, flog sie näher zu dem Hunde und fragte ihn, warum er so traurig sei. Der Hund antwortete: „Warum soll ich nicht traurig sein, in unserm Hause ist eine Hochzeit, es wird viel gegessen und getrunken, und ich muß Hunger leiden.“ „Mach dir nichts daraus“, sprach die Ammer, „du wirst schon etwas bekommen. Geh jetzt mit mir in's Haus, und wenn wir in das Vorhaus kommen, so werde ich mich auf die Erde niedersetzen, und diejenigen, welche Speisen aus der Küche in die Stube tragen, werden die Speisen niederstellen und mich fangen wollen, und du mußt derweil sehen, wo du dich satt fressen kannst.“

Beide machten sich auf den Weg, und als sie in dem Vorhause waren, setzte sich die Ammer auf die Erde nieder. Zu gleicher Zeit trat der Speisenträger mit dem Braten in der Hand aus der Küche und wollte ihn in die Stube der Hochzeitsgäste tragen. Als er aber den gelben Vogel erblickte, stellte er den Teller mit dem Braten auf die Erde nieder, rief

die übrigen herbei und sprach: „Schaut, ein schönes und zahmes Vögelchen, es kann nicht gut fliegen, fangen wir es!“

Und das geschah; sie machten die Stubenthüre auf, trieben die Ammer hinein, machten die Thüre wieder zu, trieben den Vogel hin und her und vergaßen ganz des Bratens.

Das kam dem Hunde sehr gelegen, er fraß sich unterweilen an dem Braten satt und ging wieder in den Garten. Als die Ammer in der Stube glaubte, daß der Hund genug habe, suchte sie eine Gelegenheit, um zu entwischen. Da erinnerte sich der Speisenträger des Bratens, den er im Vorhause niedergestellt hatte; er lief daher aus der Stube, und kaum hatte er die Thüre aufgemacht, so war auch schon die Ammer wieder draußen und flog gerade nach dem Garten hin, wo sie den Hund antraf. „Nun“, sprach sie zu ihm, „nicht wahr, jetzt bist du satt?“

„Ja, satt bin ich“, antwortete der Hund, „aber Durst habe ich noch.“ „Durst?“ fragte die Ammer, „nun, da weiß ich wieder ein Mittel. Jetzt ist es Mittag“, sprach sie, „und die Mägde in der Meierei melken gerade. Geh mit mir hin und du wirst sicher Gelegenheit finden, wo du dich wirst recht satt trinken können. Wir werden uns nämlich vor die Stallthüre stellen und warten, bis die Mägde die frischgemolkene Milch aus dem Stalle tragen, dann werde ich mich wieder auf die Erde niedersetzen und mich so stellen, als wenn ich nicht fliegen könnte. Die Mägde werden die Gefäße niederstellen und mir nachjagen; dadurch gewinnst du Zeit und kannst dich an der warmen Milch satt saufen.“ Das thaten sie auch.

Sie gingen zu dem Meierhofe und blieben bei der Stallthüre stehen. Als nun die Mägde mit der Milch kamen, da hüpfte die Ammer herbei und flog auf ihr Geschrei nicht davon. Das fiel der einen auf, und sie sprach zu den übrigen: „Das Vöglein kann ja nicht fliegen! fangen wir es und geben es dem Schaffner, er wird damit eine große Freude haben.“ Und wirklich, sie stellten die Milchtöpfe nieder und jagten

dem Vogel nach, der nur immer so weit von ihnen entfernt blieb, um nicht gefangen zu werden. Nachdem der Hund mehrere Töpfe geleert hatte, flog die Ammer in die Höhe, und die Mägde hatten sich umsonst geplagt; sie gingen wieder zu ihren Milchtöpfen und fluchten, als sie einige davon leer fanden.

Der gesättigte Hund schleppte sich nun fort, und die Ammer flog über ihm. Beide begaben sich zu dem nahen Walde, bei welchem eine Straße vorüberführte. Der Hund legte sich in den Schatten eines der Straße nahe stehenden Baumes auf die Erde nieder, und die Ammer setzte sich auf den Gipfel desselben Baumes, sang ihr Lied und fragte mitunter in neckischem Tone den Hund, ob er Hunger habe. Der Hund gab ihr aber keine Antwort.

Nach einer Weile führte auf dieser Straße ein schon bejahrter Mann ein Faß Bier auf einem Schiebkarren. Dieses Bier gehörte zu dem Hochzeitsmahle. Als der Mann den Hund bemerkte, der, seine Füße ausstreckend, sich unter dem Baume wälzte, schlug er auf ihn los, bis er tot war.

Das schmerzte die Ammer sehr, und um sich an dem Manne zu rächen, setzte sie sich auf sein Faß und hüpfte spottend hin und her. Darüber erzürnt, wollte der Mann mit demselben Stocke auch den Vogel erschlagen. Die Ammer war aber geschwinder, flog davon, und der Mann traf so stark auf sein Bierfaß, daß es sogleich zersprang, und das Bier floß in den Weg. Das hatte er für seine Grausamkeit. Damit begnügte sich aber die Ammer nicht; denn sie drohte ihm, daß sie ihm einmal, wenn er ohne Kopfbedeckung aus seiner Stube in's Freie gehe, ein Nest in die Haare flechten wolle. Das erschreckte ihn, und er hütete sich, ohne Mütze die Stube zu verlassen. Einmal traf es sich aber, daß er seine Mütze nicht finden konnte; und da er doch in seinen Garten gehen mußte, so sagte er zu seinem Weibe: „Nimm diesen Stock, geh mit mir, und wann sich der Vogel auf meinen Kopf niedersetzen

will, dann schlage ihn tot.“ Sein Weib nahm den Stock und ging mit ihm in den Garten. Und schon saß der Vogel auf dem Dache, einen Strohhalm in seinem Schnabel haltend. Als ihn der Mann erblickte, rief er aus: „Weib gib Acht, der Vogel ist schon da.“ Auf sein Geschrei hub sein Weib den Stock in die Höhe, damit sie geschwind losschlagen könne. Im Nu flog die Ammer ihm auf den Kopf. Das Weib schlug wüthend auf den Vogel los, traf aber darneben, und der Mann fiel zu Boden.

Die Ammer flog auf und davon.

7. Die drei Wunderfische.

Ein Fischer, welcher schon viele Tage durch nichts gefangen hatte, machte sich abermals zum See auf, um die Netze auszuwerfen. Er hatte zwar wenig Hoffnung, allein er mußte es versuchen, denn Weib und Kinder schrieen nach Brot.

Der Fischer warf das Netz in's Wasser, und als er dasselbe herauszog, lag ein Stein darin. Zum zweitenmal zog der Fischer einen ersäuften Eber hervor; dann warf er das drittemal das Netz hinein, und als er dasselbe herauszog, siehe, da lag in dem Netze ein kleines Kästchen.

Der Fischer nahm das Kästchen heraus und öffnete es. Aber wie erschrack er, als aus dem Kästchen ein Riese herausstieg und zum Fischer sprach: „Dafür, daß du mich ans Tageslicht gebracht hast, empfange deinen Lohn: ich befehle dir, jetzt selbst in das Kästchen zu steigen, wenn nicht, so bist du des Todes.“

Der Fischer jammerte und sprach: „Aber wie soll ich denn in diesem kleinen Kästchen Platz finden?“

Der Riese wollte dem Fischer zeigen, daß darinnen genug Raum sei und stieg wieder in das Kästchen. Kaum war der Riese drinnen, so schloß der Fischer schnell das Kästchen und wollte es in den See werfen. Der Riese bat, er solle dieses nicht früher thun, als bis er ihm ein Geheimnis anvertraut habe. Der Fischer gewährte ihm diese Bitte, und der Riese sprach: „Ich bin der Geist des Sohnes deines Königs, Mein Vater warf mich in diesen See, weil ich ein großer

Sünder gewesen; ich hatte nämlich den Menschen nur immer Böses zugefügt, ja viele rechtschaffene ermordet. Ich sollte nur dann Ruhe finden, nach dem Ausspruche meines Vaters, wenn ich gegen jenen, welcher mich auffindet, mich wohlthätig erweise, und das will ich denn thun. Höre: nicht weit von hier findest du einen Teich, in diesen wirf dein Netz und du wirst jeden Tag einen Fisch fangen. Diesen trage dann an den königlichen Hof und du bekommst für jeden solchen Fisch einen Dukaten."

Wie der Geist gesagt, so ist auch alles geschehen. Der Fischer fand wirklich den Teich, warf sein Netz ins Wasser und fing einen wunderschönen Fisch. Diesen trug er in das Schloß des Königs. Als die Köchin den prächtigen Fisch erblickte, gefiel er ihr sehr und sie gab dem Fischer den verlangten Dukaten für denselben und glaubte dem Könige heute etwas Besonderes vorzusetzen.

Die Köchin legte den Fisch in die Pfanne und wollte ihn backen, aber kaum war er über dem Feuer, so sprach er: „Solange ihr Gutes thut, so lang wird es euch gut gehen, sobald ihr aber Böses thut, wird's euch schlimm gehen."

Und hierauf flog er durch den Rauchfang fort,

Als am zweiten Tage der Fischer mit einem ebenso schönen Fische kam, kaufte die Köchin abermals den Fisch, aber es ereignete sich dasselbe wie mit dem ersten Fische.

Dieses wurde dem Könige hinterbracht, und am dritten Tage war er selbst bei der Bereitung des Fisches zugegen, und es geschah dasselbe. Der König ließ den Fischer holen Als dieser kam, erzählte er alles von Anfang bis zu Ende, was er von dem Geiste wußte. Der König hatte eine große Freude daran, daß sein Sohn sich gebessert. Den Fischer nahm er mit seiner ganzen Familie in's Schloß und ließ es ihnen an nichts fehlen.

---

8. Der Wunderschimmel.

In einem Städtchen wohnte vor Zeiten ein armer Mann. Die Arbeit ging ihm aus, und er gerieth dadurch in das äußerste Elend. Eines Tages ging er in einen nahegelegenen Wald und wollte sich erkundigen, ob ihn der Jäger nicht als Holzfäller brauchen könne. Doch er bekam eine abschlägige Antwort und wollte eben trostlos heimkehren, als ihm ein Weidmann begegnete, der ganz grün gekleidet war, und fragte, warum er so traurig sei. Da klagte ihm der Mann seine Noth. Der Jäger erwiderte: „Wenn du wir gestattest, das in neun Jahren zu holen, was du heute zu Hause finden wirst, so gebe ich dir ein Säckchen voll Goldstücke.“ Der Mann ging den Handel ein und mußte auch sein Versprechen schriftlich geben, wogegen er Goldstücke erhielt. In der Stadt angekommen, hörte er, sein Weib habe einen Sohn bekommen, und nun erst erkannte er das Sündhafte seines Versprechens.

Die neun Jahre vergingen, und am Schlusse des letzten stellte sich der grüne Jäger ein, welcher den unterweil schön herangewachsenen Knaben, Namens Ferdinand, mit sich fortnahm, ohne den Eltern zu sagen, wohin er ihn führen wolle. Darüber geriethen sie in große Angst.

Der Jäger brachte den Knaben in ein fremdes Land, wo er einen Palast hatte, den ein schöner Garten umgab. Sobald sie dort angelangt waren, zeigte der Grüne seinem Schützling alle schönen Sachen in Schloß und Garten und sagte

zu ihm: „Überall darfst du hingehen, nur nicht an den Teich, der dort vom Gesträuch umgeben ist." Der Knabe merkte sich die ihm bezeichnete Stelle recht gut. Einige Tage darauf verließ ihn sein Pfleger, indem er vorgab, zu verreisen. Dem Jungen ging nichts ab, da die Dienstleute für ihn sorgten. Er ging durch Schloß und Garten, bis er einmal zufälliger Weise in die Nähe des bezeichneten Teiches kam. Von Neugierde geplagt, schlüpfte er durch's Gebüsch und bemerkte in dem vor ihm liegenden Wasser viele tausend Goldfische. Er wollte einen von diesen fangen, aber kaum hatte der eine Finger die Flut berührt, so war er ganz vergoldet. Er versuchte, das Gold herunter zu kratzen, doch alles war vergebens. Da umwickelte er das vergoldete Glied seiner Hand mit einem Tuch. So lief er zurück und begegnete seinem Pflegevater, der sogleich den verbundenen Finger bemerkte. Der riß die Hülle weg, peitschte Ferdinanden zur Strafe für sein Vergehen und klopfte mit einem kleinen Hammer auf den Finger, worauf sich das Gold loslöste.

Nach einiger Zeit verreiste der grüne Jäger wieder, und verbot dem Knaben das letzte Zimmer im Schlosse zu betreten. Kaum war er einige Zeit fort, so ging Ferdinand neugierig hinein. Hier traf er einen Mann, den er als seinen Großvater erkannte und der ihm eine Bürste, einen Kamm und einen gläsernen Krug mit den Worten gab· „Nimm diese drei Dinge mit, sie werden dir einst, wenn du in Noth bist, von Nutzen sein." Ferner sagte er ihm: „Geh in den Stall, dort wirst du einen fleckenlosen Schimmel sehen; zu dem sage: „Schimmel mit uns ist's aus", und darauf wird er dir antworten." Ferdinand that, wie ihm anbefohlen war. Als er zu dem Pferde jene Worte sprach, erwiederte es: „Setz' dich auf!" Ferdinand schwang sich auf dessen Rücken, und pfeilschnell setzte das Roß über die Gartenmauer und eilte mit ihm fort. In ununterbrochenem Laufe trug das Thier seinen Reiter, und als dieser schon mehrere Stunden lang über

Berg und Thal geritten, sagte der Schimmel zu ihm: „Schau dich um, ob er uns schon erreicht hat." Ferdinand sah sich um und gewahrte den ihnen nacheilenden grünen Jäger. Das theilte er dem Pferde mit, welches erwiederte: „Wirf deine Bürste weg!" Er that es, und sogleich erhob sich hinter ihnen ein dichter Wald, welcher dem Verfolger den ebenen Weg versperrte.

Wiederum trug das Roß seinen Reiter einige Stunden im schnellsten Laufe fort, und ermahnte ihn dann abermals sich umzudrehen. Da gewahrte er wieder von weitem den Nachsetzenden. Das Pferd forderte ihn nun auf, den Kamm wegzuwerfen. Nachdem er dieß gethan, entstand hinter ihnen ein großer Teich, und der Verfolger mußte sich erst um ein Fahrzeug umsehen, während Ferdinand auf seinem braven Thiere schnell fortritt.

Nach einer Weile mußte er sich zum dritten Male umsehen, und jetzt, da der grüne Jäger schon sehr nahe war, den gläsernen Krug wegwerfen, worauf ein gläserner Berg entstand, über welchen der Verfolger nicht mehr gelangen konnte.

Gegen Abend kamen sie in einem Dorfe an, in dessen Nähe sich das Lustschloß des Königs befand. Als Ferdinand abstieg, sagte sein Pferd zu ihm: „Du bist nun einen Tag geritten und hast während dieser Zeit zehn Jahre deines Lebens zurückgelegt."

Ferdinand stellte das Roß in einen Stall. Es gab ihm dann Geld und ein Kleid, auf welchem silberne Sterne gestickt waren und sprach zu ihm: „Verdinge dich bei dem Gärtner jenes Schlosses, aber unter dem Vorbehalt, daß du nur des Nachts zu arbeiten brauchst." Das that Ferdinand auch. Man nahm ihn auf, und sobald es dunkel wurde, zog er sein Sterngewand an und arbeitete mit leichter Mühe. Alles was er pflanzte, gedieh am besten, und er wurde darum auch öfter von seinem Herrn gelobt. Am Tage fand er sich in der

Schenke ein, um das treue Thier zu sehen und mit ihm zu sprechen. Abends kehrte er ins Schloß zurück, um seinem Geschäfte nachzugehen, bei dessen Verrichtung er gewöhnlich muntere Lieder sang.

Die Königstochter hörte ihm immer zu, und der schöne Jüngling machte auf ihr Herz einen großen Eindruck. Eines Tages geschah es, daß alle Ärzte des Landes zusammenberufen wurden, da der König schwer erkrankt war. Keiner von ihnen kannte ein Heilmittel für den König, da erklärte endlich ein alter Mann, durch den Genuß von Wolfs-, Bären- und Hirschen-Milch könne der Kranke genesen. Der alte Mann war am andern Tag verschwunden, ohne die Arznei zu bringen, und der König schickte seine Jäger aus, diese Milcharten zu suchen. Aber alle kehrten unverrichteter Sache zurück. Da versprach der König demjenigen seine Tochter zu geben, der ihm das Verlangte bringe. Ferdinand und zwei andere Gärtnerburschen, welche im Dienste waren, beschlossen auszuziehen, um die drei Milcharten zu bringen.

Ferdinand besprach sich mit seinem Schimmel darüber; dieser trug ihn in den Wald, wo sich sogleich eine Wölfin einstellte und von ihm melken ließ. Auf dem Heimwege begegneten ihm seine beiden Dienstgenossen, welche trostlos waren, da sie ihren Weg umsonst gemacht hatten; sie baten, er möchte ihnen einen Theil seiner Milch geben. Anfangs weigerte er sich und sah fragend seinen Schimmel an. Da dieser aber bejahend mit dem Kopfe nickte, so gab er jedem ein Drittel. Des andern Morgens zogen die drei Burschen abermals aus, und Ferdinand erlangte wieder die Bärenmilch, welche er auch mit ihnen theilte. Dasselbe geschah am dritten Morgen mit der Hirschenmilch.

Nun geriethen sie aber in Streit, welcher von ihnen dem Könige die Arznei bringen solle. Ferdinand, welchem der Schimmel gerathen hatte, sagte: „Wir wollen losen.“ Dabei fiel ihm das kleinste Los zu, und er war demnach der letzte.

Er murrte zwar darüber, allein sein Pferd tröstete ihn und sprach: „Der erste Überbringer der drei Milcharten wird den König so wenig heilen als der zweite.“ So geschah es auch; die beiden Gärtnerburschen wurden, da der Fürst nach dem Genuß ihres gebrachten Gemenges nicht genas, nacheinander in's Gefängnis geworfen. Da übergab Ferdinand sein Milchgemisch, und der Landesherr ward in kurzer Zeit gesund. Nun wollte aber der Genesene sein Versprechen nicht halten und Ferdinanden mit Geld abspeisen. Das nahm er aber nicht an. Als endlich die Prinzessin ihren Vater selbst bestürmte, gab dieser nach, und Ferdinand heiratete sie. Die Festlichkeit dauerte vier Tage, während welcher Zeit der Bräutigam seinen Schimmel nicht besuchte. Als er wieder hinab kam, bat ihn derselbe, ihm den Kopf abzuhauen, was Ferdinand nicht thun wollte. Endlich überredete ihn dennoch das treue Thier, und er hieb demselben mit seinem Schwerte, das er jetzt immer bei sich trug, den Kopf ab. Der Schimmel fiel zusammen, und aus seinem Rumpfe flog eine weiße Taube, welche in wenigen Augenblicken verschwunden war.

Alsdann ließ der Königseidam seine Eltern zu sich kommen, welche ihn schon lange als tot beweint hatten. Nach dem Ableben des alten Fürsten wurde Ferdinand König und beglückte noch lange seine Unterthanen.

---

9. Der Hund und der Wolf.

Es war einmal eine Bauernfamilie, welche unter ihren Hausthieren auch einen Hofhund hatte, Namens Sultan. Als der Hund alt geworden war, jagte ihn der Bauer fort, indem er meinte, daß derselbe seinen Dienst nicht mehr pünktlich versehen könne. Ganz niedergeschlagen, mit gesenktem Kopfe, verließ der Hund das Dorf und klagte für sich: „So belohnt man meine Treue in dem beschwerlichen Dienste; nachdem ich hier meine jungen kräftigen Jahre in Arbeit zugebracht, jagt man mich im schwachen Alter davon und gönnt mir nicht die Ruhe.“ So trauernd ging er weiter und irrte viele Tage umher, ohne eine leidliche Unterkunft zu finden.

Von dieser langen Wanderung abgemagert und schwach geworden, langte er bei einem Walde an.

Da kam aus dem Walde ein Wolf heraus, rannte auf den armen Hund los und schrie: „Halt! alter Kerl, nun bist du in meiner Gewalt, mache dich also bereit.“

Als unser Sultan den Wolf so reden hörte, erschrak er und sprach: „Lieber Freund, schau mich nur zuerst recht an und dir vergeht gewiß der Appetit auf mich; an mir findest du den schlechtesten Braten, welchen du je gehabt, denn ich bin nichts als Haut und Bein. Aber ich wüßte Rath.“ Der Wolf sprach: „Von dir bedarf ich keines Raths, elender Wicht. Ohne daß du mir ihn sagst, weiß ich, wie er lauten würde,

nämlich, ich solle dir das Leben schenken. Nein, es bleibt beim alten, kurz und gut, ich fresse dich!"

Hierauf erwiederte der Hund: „Mir fällt gar nicht ein, so von dir zu denken, denn ich will nicht länger leben. Beiß zu, so lange du noch Lust hast, aber ich rathe dir nur zum besten. Wäre es nicht wohl gethan, wenn du mich früher mästen und nachdem ich fett geworden, erst dann fressen würdest? Das Futter ginge dabei nicht verloren, denn du findest auf einmal alles an mir. Das wäre dann ein tüchtiges Stück Braten, was meinst du, Bruder Wolf?"

Der Wolf sprach: „Ich bin's zufrieden, wenn die Fütterung nicht lange dauert; folge mir in meine Hütte."

Der Hund that dieß, und beide gingen nun tiefer in den Wald. Bei der Hütte angelangt, kroch der Sultan hinein, der Wolf aber ging fort, um für den schwachen Hund einiges Wild zu erjagen.

Als derselbe zurück kam, warf er seine Beute dem Sultan vor, und dieser ließ es sich wohl schmecken.

Am andern Tage kam der Wolf und sprach zum Hunde: „Gestern hast du gefressen, heute will ich fressen." Der Hund erwiederte: „Aber was fällt dir denn ein, lieber Wolf, das gestrige Futter habe ich kaum im Magen gespürt." Der Wolf ärgerte sich zwar, mußte aber zufrieden sein und abermals in den Wald gehen, um für den Hund neues Wild zu erjagen. Mit einer ähnlichen Entgegnung fertigte unser Sultan so lange den Wolf ab, als er sich noch nicht stark genug fühlte, um es mit demselben aufzunehmen. Der Wolf jagte fortwährend und brachte seine Beute dem Hunde; selbst aß er jedoch wenig oder gar nichts, damit nur der Sultan genug bekomme. So kam es, daß der Hund immer mehr an Fleisch und Kraft zunahm, dem Wolf erging es aber gerade umgekehrt.

Am sechsten Tage trat der Wolf vor den Hund und sprach: „Nun glaube ich, daß du reif bist." Der Sultan ant-

wortete: „O ja, und zwar fühle ich mich so wohl, daß ich es mit dir aufnehmen werde, im Falle du mich nicht frei läßt.“ Der Wolf sprach: „Du scherzest! Bedenke, ich habe dich sechs volle Tage hindurch gefüttert, ja selber nichts gegessen und sollte nun so leer ausgehen? Das geht nimmermehr!“

Hierauf erwiederte Sultan: „Eines Theils hast du wohl Recht, jedoch wie glaubst du zu meiner Auffressung berechtigt zu sein?“ —

„Dieß ist ja das Recht des Starken über den Schwachen“, gab der Wolf zur Antwort. „Wohlan“, entgegnete der Hund, „so hast du über dich selbst das Urteil gesprochen.“ Bei diesen Worten machte er einen kühnen Sprung, und ohne daß sich's der Wolf versah, lag er am Boden, von Sultan überwältigt.

„Weil du mich am Leben gelassen, so will ich dich ebenfalls nicht gleich verderben und lege das Leben in dein Glück, wähle dir noch zwei Genossen, wie ich es auch thue, und erscheine morgen mit denselben hier im Wald, wo wir dann unsern Streit schlichten wollen.“

Beide trennten sich nun, um Mitkämpfer zu suchen. Der Wolf ging erzürnt tiefer in den Wald; der Hund eilte dem nächsten Dorfe zu. Der Wolf fand nach langem Zureden an dem mürrischen, brummigen Bär und schlauen Fuchs zwei Kameraden.

Unser Sultan lief zuerst in's Pfarrhaus und bewog dort die große, graue Katze mitzugehen. Von da richtete er seine Schritte auf den Hof des Ortsrichters und fand an dem muthigen Hahn den zweiten Mitkämpfer.

Kaum dämmerte es, und der Hund war schon mit seinen Bundesgenossen auf der Reise. Es fehlte wenig, so hätte er seine Feinde noch in tiefem Schlafe überrascht.

Der Wolf war am ersten erwacht, weckte seine Kameraden und sprach dann zum Bären: „Du kannst auf Bäume klettern, nicht wahr? Sei so gut, steige da auf diese hohe Tanne und schau, ob du nicht unsere Feinde erblickst.“ Der

Bär that dieß, und als er oben war, schrie er herunter: „Fliehet, unsere Feinde sind schon da, ganz in der Nähe, und welche mächtige Feinde! Es reitet einer stolz einher und trägt sehr viele scharfe Säbel bei sich, welche in der Morgensonne stark glänzen; hinter diesem schreitet bedächtig einer und zieht eine lange Eisenstange nach sich. O wehe uns!" Bei diesen Worten erschrak der Fuchs so gewaltig, daß er es für das Rathsamste hielt, sich aus dem Staube zu machen. Der Bär kletterte eiligst vom Baume herab und verkroch sich in ein dichtes Gestrüpp, so daß von ihm nur die äußerste Schweifspitze hervorschaute.

Jetzt kamen die Feinde heran. Der Wolf, welcher sich von seinen Genossen verlassen sah, wollte das Weite suchen, indeß kam ihm Sultan zuvor. Ein Sprung, und der Hund hielt den Wolf am Genicke und machte ihm den Garaus. Unterweilen bemerkte die Katze die im Gebüsch sich bewegende Schweifspitze des Bären, und in der Hoffnung, eine Maus zu erhaschen, schnappte sie nach derselben. Erschreckt fuhr der Bär aus seinem Versteck hervor und flüchtete sich in aller Eile auf einen Baum und glaubte hier vor den Feinden sicher zu sein, indessen täuschte er sich; denn es war ja noch der Hahn da.

Als der Hahn den Bären auf dem Baum erblickte, sprang er auf den nächsten Ast und so fort immer höher. Der Bär war außer sich, und vor Schrecken fiel er herab und blieb maustot liegen. So endigte dieser Kampf.

Die Nachricht von der Heldenthat Sultans und seiner Genossen verbreitete sich weit umher und auch in jenes Dorf, in dem früher Sultan gedient hatte. Die Folge davon war, daß die Bauernfamilie ihren treuen Hofhund wieder zu sich nahm und verpflegte.

---

10. Die neun Vögel.

Einst lebte ein König, welcher eine Tochter hatte, die sehr grausam war. Schon in ihrer Jugend war sie sehr blutdürstig. So schnitt sie z. B. den Vögeln, die sie gefangen hatte, die Zunge oder Füße ab, ließ sie dann fliegen, oder brannte ihnen die Augen aus. Wo sie einem Thiere etwas zu Leide thun konnte, that sie es. Als sie älter wurde, vermehrte sich auch ihre Grausamkeit, und sie wagte es, diese auch an Menschen auszuüben. Sie ließ alle Bettler durch ihre Hunde aus dem Schlosse hetzen, und jemehr sie von den Hunden zerbissen wurden, desto mehr Freude hatte sie.

Als nun ihr Vater gestorben war, kam ein Rittersohn, um ihre Hand zu erhalten. Sie nahm diesen Antrag an, und der Trauungstag wurde festgesetzt. Als dieser gekommen war, schickte sie den Ritter in einen andern Theil des Schlosses, auf daß er das Brautgeschmeide hole. Um in das bezeichnete Zimmer zu gelangen, mußte er über einen hölzernen Gang gehen, welcher so eingerichtet war, daß, wenn sie an einer Schnur anzog, derjenige, welcher darüber gehen wollte, sammt den Brettern in einen tiefen Brunnen fiel, und darin noch das teuflische Lachen dieses grausamen Weibes hören mußte.

So waren schon neun Jünglinge zu Grunde gegangen, als endlich einer kam, welcher alles dieses schon vorhergesehen hatte, da er ein Schwarzkünstler war. Sie hatte ihm schon ihre Hand zugesichert, und als sie ihn in jenes Zimmer schicken

wollte, weigerte er sich und sagte, sie solle das Geschmeide selbst holen.

Sie redete ihm jedoch mit den freundlichsten Worten zu. er möge ihr doch diesen Gefallen thun. Allein zornig erwiederte er: „Glaubst du, ich sollte der zehnte sein, der in dem Brunnen sein Grab findet? Dießmal wird es dir nicht gelingen, denn die Zeit der Vergeltung ist gekommen.“

Über diese Rede erzürnt, befahl sie ihren Knechten ihn zu binden und in den Brunnen zu werfen. Er ließ sich auch willig binden und in den Brunnen werfen, blieb aber auf dem Wasser und lächelte der Fürstin zu, welche in ihrer Wuth Hand und Reich demjenigen zusagte, der ihren Feind töten würde. Da nahmen die Knechte ihre Armbrüste, und es zischten neun Pfeile nach dem Ritter. Die Pfeile aber verwandelten sich während des Fluges in Vögel, welche zwitschernd das Haupt des Ritters umkreisten. „Wärst du nur hier, ich wollte dich schon töten“, sagte sie. Er aber erhob sich sammt den Vögeln aus dem Brunnen, und ehe sich alle recht besinnen konnten, war er in dem nächsten Walde verschwunden.

Dort schrieb er neun Briefe, worin er den Tod der neun Jünglinge schilderte, band jedem Vogel einen solchen an den Hals und ließ sie durch Land und Städte fliegen. Uberall ließen sie ihre Briefe lesen und kehrten endlich zur Königstochter selbst zurück und übergaben ihr die Briefe.

Diese zerriß dieselben, rang aber unaufhörlich die Hände und jammerte fortwährend, da ihr Verbrechen nun an den Tag gekommen war. Sie legte auch ihren Schmuck ab, zog ein Trauergewand an und lebte in dem Walde in welchem sich der letzte Ritter sammt den Vögeln niedergelassen hatte, als Einsiedlerin.

Die Vögel kamen täglich zu ihr und sangen die ganze Begebenheit, wie sie in den Briefen geschildert war, sie aber

streute ihnen unter Thränen ihr Futter vor die Hütte, und bereute tausendfach ihr Verbrechen. Als dieses nun gebüßt war, verwandelten sich die neun Vögel in Jünglinge, und diese verziehen der Königstochter ihr Verbrechen. Darauf verwandelten sich die neun Jünglinge in Engel und trugen die reuige Büßerin in den Himmel.

---

11. Der Wunschfetzen, die Goldziege, die Hutsoldaten.

Es war einmal ein Schuster, der war sehr arm und hatte nichts als eine Frau und eine alte Ziege. Er konnte sich in der Heimat nichts mehr verdienen und beschloß deshalb fortzureisen. „Höre, liebe Frau", sagte er eines Tages zu ihr: „Du siehst, daß ich mir hier nichts verdienen kann, und ich bin daher willens, morgen fortzureisen. Schlachte unsere Ziege, damit ich unterwegs etwas zu essen habe."

Des andern Tages wurde die Ziege geschlachtet, der Schuster nahm einen Theil derselben mit und reiste fort. Er ging den ganzen Tag und konnte weder ein Dorf noch eine Stadt erreichen. Müde legte sich der arme Mann unter eine am Ende des Weges stehende Statue nieder, um daselbst ein wenig auszuruhen. Als er eben das Fleisch auspacken wollte, fing die Statue zu sprechen an und fragte den Schuster: „Sag mir, was hast du in deinem Bündel?" „Ein Stück Ziegenfleisch", war die Antwort des erstaunten Mannes. — „Siehst du, lieber Mann, die kleine hölzerne Hütte am Ende des Weges?" „Ja, die seh ich", antwortete er. — „Dort geh hin und wirf dein Fleisch hinein. Es haben nämlich dort die Teufel ihre Werkstatt. Wenn sie dich nachher fragen, was du als Bezahlung forderst, so antworte ihnen: „Den alten Fetzen, der auf dem Bette liegt." Der Schuster ging sogleich zur Hütte, warf sein Fleisch hinein und verlangte als Bezahlung den von der Statue bezeichneten Fetzen. Erst nach langem Hin- und Wider-

reden erhielt er denselben. Der Schuster ging damit zurück. Unterwegs betrachtete er seinen Gewinn, und siehe da, der Fetzen war bedeutend schlechter als alle, die er in seiner Wirtschaft hatte.

Der Schuster kam zur Statue zurück und sprach seinen Unwillen über ihren Rath aus. Allein die Statue sprach: „Nimm dieses Stäbchen aus meiner Hand und klopfe damit dreimal auf deinen Fetzen." Der Schuster that, wie ihm befohlen, und auf dem Fetzen waren die besten Speisen aufgetischt. Da konnte sich der Schuster, der schon lange keine solchen Speisen gegessen hatte, wieder einmal laben. Nach beendetem Mahle dankte er der Statue, nahm seinen Fetzen und war entschlossen, in seine Heimat zurückzukehren.

Unterwegs aber übernachtete er in einem Wirtshause und zeigte den daselbst anwesenden Gästen sein Zauberstück. Der Wirt und die Wirtin bewunderten dasselbe und hegten im Innern den Wunsch, einen solchen Fetzen zu besitzen. Des Nachts stahl der Wirt dem Schuster sein Zauberstück und legte anstatt dessen einen andern zu dem Bette des Gastes hin. Des andern Tages zahlte der betrogene Mann seine Zeche und zog mit dem vermeintlichen echten Fetzen in seine Heimat. Dort angekommen, ließ er gleich seine ganze Sippe zu einem fröhlichen Mahle einladen. Schon waren die geladenen Gäste erschienen, schon warteten dieselben auf die vielen Speisen, die da kommen sollten, als der Schuster mit seinem Fetzen in der Hand in die Gesellschaft eintrat, und in würdiger Weise die Geschichte der letzten Tage erzählte.

Darnach zog der Schuster sein Stäbchen hervor und hieb langsam und gelassen dreimal auf den Fetzen. Allein keine Speisen erschienen. Der Schuster schlug zu wiederholtem Male und immer kräftiger, aber der Fetzen blieb tot liegen und die hungrige Gesellschaft mußte unverrichteter Sache wieder abziehen. Der arme Mann glaubte, die Statue sei die Ursache des Unglücks.

Bald darauf unternahm der Schuster seine zweite Reise, auf welche er wieder ein Stück seiner Ziege mitnahm. Abermals kam er zur Statue, die ihm befahl, sein Fleisch wieder den Teufel zu geben und dafür die alte Ziege zu verlangen, welche an der Thüre angehängt sei. Der Schuster that dasselbe und erhielt eine alte Ziege, die viel elender war, als die, welche er vor seiner Abreise geschlachtet hatte. Als er zur Statue kam, beschwerte er sich bei derselben über das alte Thier, das er erhalten habe. Allein die Statue gab ihm ein Stäbchen in die Hand und befahl dem Manne, mit demselben auf den Rücken der Ziege zu hauen. Der Schuster that, wie ihm gesagt wurde, und nun fielen zu seinem nicht geringen Erstaunen Goldstücke aus den Ohren des Thieres. Wie froh war unser Mann, als er das Gold sah! Schnell stattete er seinen Dank bei der Statue ab und ging eilig mit der alten Ziege nach Hause.

Unterwegs aber fühlte er Hunger und Durst, er kehrte daher ein und kam gerade wieder in jenes Gasthaus, wo er früher geherbergt hatte. Nachdem er gegessen und getrunken, wollte er seine Zeche zahlen. Geld hatte er aber keines, und um solches zu bekommen, führte er die Ziege in's Zimmer und schlug dreimal mit dem Stäbchen auf den Rücken des Thieres. Dasselbe schüttelte Gold aus seinen Ohren, und der Schuster bezahlte damit seine Zeche. Kaum hatte der Wirt das gesehen, als er schon darauf sann, wie er die Ziege in seine Gewalt bekommen könne.

Der Wirt besaß ebenfalls eine Ziege, welche der besprochenen auf's Haar ähnlich sah. Deshalb beschloß er, während der Nacht seine Ziege und die des Schusters auszutauschen. Gedacht, gethan. Die Ziege ward ausgetauscht. Als der Schuster des andern Morgens aufwachte, zog er gutes Muthes davon, ohne von dem Tausche nur die geringste Ahnung zu haben. Als er nach Hause kam, mußte sein Weib gleich einen Schweinsbraten holen und überhaupt für ein köstliches Mit-

tagsmahl Sorge tragen. Das Geld werde er schon herbeischaffen. Nachdem das Mahl verzehrt war, wollte unser Schuster sein Kunststückchen probieren. Er führte die Ziege in das Zimmer und hieb mit dem Stäbchen dreimal auf den Rücken des Thieres. Allein man sah kein Gold fallen. Der Schuster schlug immer heftiger, aber ohne Erfolg. Nur ein schwaches Mäh von Seiten des geplagten Thieres unterbrach die geheimnisvolle Stille. Alle Versuche waren umsonst, das Thier schüttelte zwar traurig den Kopf, aber kein Gold fiel aus seinen Ohren. Der arme Schuster sah sich wieder betrogen, und nun unternahm er seine dritte und letzte Reise, auf welche er wieder ein Stück Ziegenfleisch mitnahm.

Auch jetzt ging er zur Statue, welche ihm abermals rieth, das Ziegenfleisch den Teufeln zu geben und dafür den neben dem Bette stehenden alten Hut zu verlangen. Der Schuster that, wie ihm von der Statue befohlen war, und erhielt wirklich den alten Hut, der aber in sehr schlechtem Zustand war.

Als der Schuster zur Statue zurückkam, gab ihm diese ein Stäbchen, mit welchem er dreimal auf den Hut klopfen sollte. Der Mann that es und zu seinem Erstaunen rückte ein ganzes Regiment Soldaten heraus. Er konnte sich nicht satt sehen an dem kleinen Heere, klopfte dann wieder auf den Hut und alle Soldaten nahmen in demselben Platz. Die Statue erklärte nun dem Schuster, daß ihm seine früher gewonnenen Zauberstücke der Wirt gestohlen habe, bei dem er übernachtete. Der Schuster nahm sich vor, dieselben zu holen und ging, nachdem er sich bei der Statue bedankt hatte, in jenes Wirtshaus. Dort angekommen, verlangte er von dem Wirte den Fetzen und die Ziege. Der Wirt aber gab ihm dieselben nicht zurück. Da klopfte nun der Schuster auf seinen Hut und sogleich war die ganze Schankstube mit Soldaten überfüllt, welche dem Wirte mit dem Tode drohten, wenn er jene Stücke nicht herausgäbe. Voll Angst gab derselbe das Verlangte her, und der Schuster kehrte nun als

reicher Mann in seine Heimat zurück. Als er nach Hause kam, ließ er sogleich den König des Landes einladen, und versprach demselben allerlei zu zeigen. Der König kam auch, besah die Ziege und den Fetzen, und die aufgetischten Speisen mundeten ihm vortrefflich. Allein beim Abschiede gab er seinen Dienern den Befehl, den Fetzen sowohl als auch die Ziege zu stehlen. Dieses geschah auch. Der Schuster verlangte umsonst sein Eigenthum, der König lachte ihn nur aus. Da erklärte der Schuster, auf seinen Hut vertrauend, dem Könige den Krieg, den dieser mit lachendem Munde auch annahm. Beide bestimmten nun den Ort und die Zeit des Kampfes. Als der Tag herankam, war der Schuster der erste auf dem Schlachtfelde; bald erschien auch der König mit zehn seiner besten Soldaten. Sobald der Schuster diese sah, ließ er sein Heer aus dem Hute marschieren und gab ihnen den Befehl, den König und die anderen gefangen zu nehmen. Der König war ganz verwundert über das Heer und wollte fliehen, denn er fühlte sich zu schwach; allein die feindlichen Scharen, die hatten ihn schon umringt. Er mußte sich ergeben, und man führte ihn zu dem Schuster. Dieser versprach ihm die Freiheit, sobald er die Ziege und den Fetzen zurückgestellt habe.

So ward einmal ein König sogar von einem Schuster überwunden.

---

12. 'S Martinilobn [1]).

Dort läuft ein Hahn und die Geschichte fängt an.

Da is amal da Kada Braunz [2]) i's Martinilobn gonga. Da denkt a si, wir a a Wal [3]) geht, schau, wann da nur wer begegna thad, daß da de Zeit nöt so lang war. Da kimmt erm auf aanmal a Hund unta. „Kada Braunz", sagt a „wo gehst denn du hin?" „I's Martinilobn". „Loß mi a mitgehn!" „Kannst schon". Non irzt san halt di zwen mit ananda fortgonga und ham se oa Socha um d'onare dazöhlt.

„Du dort schau hin", sagt da Hund, „dort geht ja gor d'Muida [4]) Gans". Richti! Se gengan net lang, so kimmts zu eana. „Wo geht's denn ös zwen hin?" „Non i's Martinilobn!" „Loßt's mi a mitgehn." „Non kannst schon." Wirs no' a Wal gengan, kimmt no' da Ochs, da Hahn und d'Sau zu eana. Da kemmans irzt [5]) in an groß'n Wald, owa sö gengan nöt lang, so sagt da Kada Braunz: „Hört's, i kenn mi irzt nimma aus. Wir ham uns vagonga. Kehr ma liaba um." Es warn a alli glei dabei gwest, aba wirs

---

1) So nennt man die Feier des Martinsabends in Obersulz (Nied.-Öst.). Häufig erzählt man dabei den Kindern, wie die Hausthiere in's Martinilobn gegangen sind. Vergl. Grimm K.- u. HM. Nro. 27.

2) Der Kater Braunz.

3) Wie er eine Weile geht.

4) Mutter.

5) Jetzt in einen.

umkehrn wolln, finden's den Weg nimma, auf den's herkemma san. Wal's schon alli ganz dalei [1]) warn, so hams nigs Gscheidas macha könna, als daß sö si alle auf d'Erd'n glegt ham. Da siacht auf oanmal da Ochs, wal a da gresti woar, ganz weit wo a Liachtl. „Das wern ma glei segn", sagt da Kada Braunz. „Wal i so guit krachseln kann, so krall i auf an hoh'n Bam aufi, daß i woaß, wo das Liacht is." Das hat a a dan [2]), und wir a awi kemma is, san's alli segsi drauf zui gonga. Das Liacht is allawal greßar worn, und wirs schon dabei warn, segn's a Haus, was ganz beleucht woar. D'Fensta woarn alli offa. Da schleicht si da Hahn hin und schaut eini, und wir a wieda zruckkemma is, hat a gsagt, daß a Diab' gsegn hat, dö an ganzen Hausa Geld zöhlt ham. „Wart's", sagt da Ochs, „de wern ma schön dawisch'n. I spring z'erst beim Fensta eini. Da wean's alli dakemma [3]), und davonrenna und uns s'Geld daloß'n; und wanns draustn san, springts ös erst nach." Richti. Da Ochs geht zun Fensta hin und batscht olßa ganza eini. Da lassen dö Diab allas lieg'n und steh'n und fohrn aus.

Dö Vicha ham si irzt üba's Geld her'gmacht und ham si's thalt, und nacha sans schlofa gonga. Wal sö si's awa denkt ham, daß di Diab bei da Nacht um eana Geld kemma wern, so sagt da Hund: „i leg mi zu da Thür." Da Kada Braunz sagt, er legt si auf'n Herd zu da Gluit. Der Ochs hat si auf'n Misthaufn, dö Gans auf'n Disch und d'Sau in Hof g'legt, und da Hahn hat si auf's Dach g'setzt. Wie bei da Nacht dö Diab ins Haus ham wolln, hads zerst da Hund bei der Thür bissen. Irzt hams woll'n bei da Gluit a Liacht macha; da hats aba da Kada Braunz is G'sicht krallt. Irzt hams woll'n 's Geld von Disch nemma, da hat's aba dö

1) Müde.
2) Hat er auch gethan.
3) Erschrecken.

Gans recht in d'Finger zwickt. Wal sö si bei da Thür nimma außi traut ham, so hams wolln durch'n Hof fortrenna. Da hats awa d'Sau niedagschmiss'n und da Ochs hats mit seine langan Heandl aufgabelt. Da Hahn hat von Dach owagschrian:

„Warum nemt's eng denn 's Geld nöt mit?“ — So san di Diab ganz bluiti fortkemma und ham 's Geld erst nöt ghabt. Dös ham d'Vicha in andan Tag mit eana gnoma, und ham recht guit g'lebt davon.

Dort lauft a Maus und die Gschicht ist aus.

---

13. Der kleine Schneider.

Es war einmal ein armer Taglöhner, der sich mit seiner Frau und seinen drei Kindern nur kümmerlich durchbrachte. Als der älteste Sohn vierzehn Jahre alt war, kam er zu einem Schlosser in die Lehre; ebenso der zweitälteste. Als aber an den jüngsten, Namens Hans, die Reihe kam, war er noch viel zu schwach, um in die Lehre zu gehen und mußte also einstweilen seines Vaters Gänse hüten.

Eines Tages kam ein altes Weib zu den Tagelöhnersleuten, mit welchen sie bekannt war. Dieses Weib stand im Rufe einer Zauberin, und die Mutter fragte sie deshalb, was sie mit dem kleinen Hansl anfangen sollten. Die Alte sagte: „Ei was, laßt ihn einen Schneider werden, das ist ein Handwerk, was einen goldenen Boden hat. Und wißt ihr was, da habt ihr einen kleinen Fingerhut, den gebt dem Hans. So und jetzt b'hüt euch Gott." Mit diesen Worten gab sie der Mutter einen kleinen Fingerhut, welchen diese dem gerade vom Gänsehüten heimkehrenden Hans übergab. Er bedankte sich bei der alten Frau, und diese gab ihm, über den großen Dank erfreut, auch eine Scheere und befahl ihm, nie mit einer andern Scheere oder einem andern Fingerhut zu arbeiten, als mit dem ihrigen.

Schon in der nächsten Woche kam Hans zu einem Schneider im Dorfe. Weil er den bezauberten Fingerhut hatte, so konnte er das Nähen bald besser als es je ein Schneider gekonnt hatte. Jetzt sollte er auch das Zuschneiden lernen;

das ging nun mit seiner Scheere auch recht gut, und darum ward er von seinem Lehrherrn freigesprochen.

Er kam in die nächste Stadt, wo ihn aber niemand aufnehmen wollte, denn er war so klein wie ein sechsjähriger Knabe. Endlich fand er bei einer Schneiderswitwe Arbeit. Die machte ihn bald wegen seiner Geschicklichkeit zum Werkführer über ihre zehn Gesellen. Diese wollten schier vor lauter Neid zerplatzen, denn sie waren viel älter und schon lange bei der Witwe im Dienste. Sie sprachen also zu einander: „Wir müssen diesem Gelbschnabel einen Possen spielen, denn das leiden wir nicht, daß der kleine Sterzel unser Altgeselle ist.“

Sie hatten bemerkt, daß Hans nie mit einer andern Scheere als der seinigen schnitt, und sie nahmen sich deshalb vor, diese ihm zu entwenden und selbst zu benutzen. Gedacht, gethan. Einer der Gesellen nahm ihm eines Tages die Scheere und schnitt damit einen Rock zu. Er spürte bald, wie die Scheere von selbst fort und fort zuschnitt und seine Hand nachzog. Aber o Schrecken! Als er den Rock entfaltete, war es ein Rock für einen Bucklichen, und der eine Ärmel war um eine halbe Elle länger als der andere. Fluchend und scheltend warf er die Scheere weg und verabredete sich mit seinen Kameraden, den Hans wegen Hexerei zu verklagen. Hans aber witterte das und entfloh.

Als er schon ein paar Tagreisen zurückgelegt hatte, kam er in eine Stadt, in welcher alle Leute in Mehlsäcke gekleidet waren. Er trat unter das Stadtthor und wurde von einem Paare solcher in rothe Mehlsäcke gekleideter Männer gepackt und in ein Haus vor eine Versammlung von Männern geschleppt, die in schwarze Mehlsäcke gekleidet waren. Einer derselben schlug mit der Faust auf den Tisch, daß alles krachte und schrie: „In welcher Kleidung kommst du in diese Stadt und wer bist du?“ Hans sagte: „Ich bin ein Schneider; und was meine Kleidung betrifft, so ist sie nach der neuesten

Mode." „Ha Unglücklicher", schrie der Richter, denn ein solcher war es, „weißt du denn nicht, daß jeder, der diese Stadt betritt, einen Sack anhaben muß und daß du wegen Übertretung dieses Gesetzes 100 Stockstreiche bekommst? Und weißt du nicht, daß jeder Schneider, der diese Stadt betritt, um die Königstochter mit einem Riesen kämpfen muß?"

„Ja wie soll ich denn das wissen", sagte Hans verblüfft. „Unwissenheit entschuldigt nicht", entgegnete der Richter, „du mußt mit dem Riesen kämpfen, die Prügel aber werden dir erlassen, denn du wirst ohnehin im Kampfe mit dem Riesen dein Ende finden."

„Auch gut", dachte Hans, „wieder etwas erspart." Jetzt wurde er von zwei Soldaten in's Gefängniß geführt, wo er bis zum nächsten Tag bleiben sollte. Der Gefangenwärter fühlte Erbarmen mit dem kleinen Schneiderlein und blieb bei ihm die ganze Nacht auf, indem er mit ihm plauderte. „He", fragte Hans, „jetzt sagt mir einmal, warum geht ihr denn da in Säcken herum, und warum sind denn die Schneider bei euch so verhaßt? Ich begreife gar nicht, was es für ein Verbrechen ist, das ehrsame Schneiderhandwerk zu betreiben?"

„Nun", sagte der Gefangenwärter, „ich will's dir gleich erzählen. Unsere frühere Königin war sehr eitel, und diese Eitelkeit ging so weit, daß sie alle Tage sieben neue Kleider anzog. Obwohl das schrecklich viel Geld kostete, hätte es doch nichts gemacht, wenn nicht der Luxus auf der Königin Tochter übergegangen wäre. Diese trieb es aber noch viel ärger, als ihre Mutter, denn sie that den ganzen Tag nichts als Kleider an und ausziehen. Da riß dem Könige die Geduld: er jagte die Königin davon, sperrte die Tochter in einen Thurm und ließ sie von einem Riesen bewachen. Dann gab er das Gesetz heraus, daß alle Bewohner Säcke tragen sollten und vertrieb die Schneider als die Urheber seines Unglückes aus seinem Reiche und verbot ihnen, je wieder zu kommen."

Am andern Morgen, schon in aller früh ging Hans von Häschern und Soldaten begleitet zum Walde. Als sie so nahe gekommen waren, daß sie den Riesen schnarchen hörten, verließen die Häscher den Hans und sagten ihm, er solle nur gerade fortgehen. Auf einmal stund das alte Weib, das ihm Fingerhut und Scheere gegeben, vor ihm und sagte: „Da hast du einen Igel und einen Vogel, gib acht auf beide, du wirst sie alle zwei noch recht gut brauchen.“ Sie sprach es und verschwand. Hans ging indessen weiter, bis er plötzlich des Riesen Stimme hörte und dessen gräuliche Gestalt hinter einem Baume hervortreten sah. „Du kleiner, elender Knirps, du willst dich mit mir messen? Nun gut, sieh einmal, wer die Kugel weiter schieben kann, ich oder du, hier ist eine Kegelbahn.“ Und er nahm eine Kugel aus dem Sacke und schob sie weit, weit fort. Hans aber ließ seinen Igel laufen, und der ließ nicht eher nach, bis er vor des Riesen Kugel war. Ärgerlich rief er: „Nun ja, das hättest du gewonnen, jetzt komm' hieher. Siehst du, dieser Thurm da hat 15 Stockwerke, und an das letzte treffe ich.“ Er warf aber seinen Stein nur in das 12. Stockwerk. „So nun wirf du auch!“ Hans ließ seinen Vogel auffliegen, und dieser flog weit über den Thurm hinweg. „Das hättest du auch gewonnen, jetzt gilt's nur, wer höher springt“, sagte der Riese und sprang über eine Eiche.

„So“, sagte Hans, „jetzt sei so gut und biege mir diese Pappel um, damit ich sie messe.“ Der Riese bog sie um und Hans hielt sich am Gipfel derselben an. „Kannst schon auslassen“, rief er dem Riesen zu, „ich weiß schon wie lang sie ist.“ Der Riese ließ los und Hans flog von der Pappel emporgeschnellt über einige Bäume, die höher waren als die Eiche, über die der Riese gesprungen war. Da rief der Riese: „Du hast dir das Leben gerettet und noch dazu die Königstochter gewonnen!“ Dann hob er Hansen in die Höhe, so daß er im dritten Stockwerke durch ein Fenster die Königstochter

erblicken konnte. Er spazierte auch gleich durch das Fenster hinein.

Alsdann gingen beide, Hans und die Königstochter, zum Könige und erzählten ihm, daß der Riese überwältigt worden sei.

Der König trat an Hans das Königreich ab und Hans lebte mit seiner Frau noch lange Jahre.

Aber was hat der neue König mit den Wunderdingen gethan? Mit der Scheere hat er aus bösen Menschen gute geschnitten und mit dem Fingerhut hat er seinen Soldaten die abgehauenen Köpfe, Arme und Füße wieder angenäht, und alle waren dann wieder so frisch und gesund wie vorher. Und wer's nicht glauben will, kann's bleiben lassen.



Der Schneider und der Jäger.

14. Der Schneider und der Jäger.

Ein Schneidergeselle, der seines Handwerks überdrüssig war, wanderte in die Welt hinaus. Als er die erste Tagreise zurückgelegt hatte, kam er in einen dunklen Wald und hörte hier jemanden singen. Er ging näher hinzu und sah einen Jäger, der neben einem Baume saß und sich ein Liedchen sang. Der Schneider fragte den Jäger, warum er hier im Walde müßig sitze, statt seinem Geschäfte nachzugehen. „Dessen bin ich satt“, erwiederte der Jäger, „lieber wäre es mir, wenn ich auf Abenteuer ausgehen könnte.“ Froh dieser Worte lud ihn der Schneider ein, mit ihm zu gehen. Der Jäger willigte ein und nun streiften die beiden durch den Wald. Aber die Nacht ereilte sie, ehe sie aus dem Walde gelangen konnten, und sie mußten daher in demselben übernachten.

Beide setzten sich auf einen hohen Baum und schliefen fest, bis zum anbrechenden Morgen. Beim Aufgang der Sonne erwachten sie und gingen nun wieder neu gestärkt weiter. Als sie schon lang im Walde gegangen waren, wurden sie plötzlich durch ein schallendes Gelächter in ihrem Gespräche gestört. Sie schauten auf und erblickten wenige Schritte vor ihnen ein Männlein, das mit dem Finger winkte, ihm zu folgen.

Sie thaten das und bald stunden sie vor einem gar gewaltigen Schlosse. Das Männlein schlug mit einem Stäbchen an das große eiserne Thor und es öffnete sich. Das Männlein zeigte auf eine Thür im Hofraume und verschwand. Der Schneider meinte, das Männlein wolle damit anzeigen, daß

sie durch jene Thüre gehen sollten. Er nahm daher den Jäger bei der Hand und führte ihn mit sich. Sie kamen in eine Küche, wo links ein kleiner Herd, rechts eine Thüre sich befand. Durch diese gelangten sie in ein geräumiges Zimmer, in dem zwei Betten, ein Tisch und zwei Sessel standen. Das alles schien für sie schon bereit.

Der Jäger war muthig und kühn, nicht so der Schneider. Dieser war vielmehr vorsichtig; er fand es daher für gut, die Maßregeln so zu treffen, daß Nachts immer nur einer zur Ruhe sich begebe, der andere aber wache; denn es kam ihm in diesem Schlosse etwas unheimlich vor, seitdem das Männlein verschwunden war.

Die erste Nacht hatte der Schneider die Wache. Er stellte sich einen Sessel in die Küche neben den Herd und heizte; denn es war Spätherbst und kalt. Der Jäger hatte sich mittlerweile in eines der im Zimmer befindlichen Betten gelegt und schlief schon fest, als die Mitternachtsstunde nahte. Da wurde leise die Thüre geöffnet und herein trat ein grün gekleideter Zwerg. Der ging zum Herde, hielt die Hände über das Feuer und sah dabei den Schneider mit wehmüthigem Blicke an. Als der Schneider dieses sah, legte er ein Stück Holz in's Feuer; er glaubte dadurch dem Männlein nach seinem Willen gethan zu haben. Wirklich freute sich der Zwerg, denn er klopfte dem Schneider auf die Achsel und entfernte sich dann mit heiterer Miene.

Bald darauf erwachte der Jäger, denn es war schon der Morgen angebrochen. Als er sich nun im Bette aufrichtete, um den Schneider von seiner Wache abzurufen, gewahrte er auf dem Tisch eine Menge von Speisen. Hoch erfreut darüber sprang er gleich aus dem Bette und holte den Schneider. Noch immer staunend machten sie sich über das treffliche Mahl her und ließen es sich wohl schmecken, denn ihre Magen hingen schon etwas schief. Nach dem Mahle unterhielten sie

sich noch einige Zeit von ihrer Reise und den Abenteuern, die sie wohl noch zu erleben hätten.

Als die Nacht anbrach, sollte diesmal der Jäger die Wache haben.

Voll Angst und Bangigkeit ging der Schneider zu Bette, während der Jäger ohne Furcht in die Küche hinausging und dann tüchtig auf dem Herde feuerte. Auch diese Nacht kam das Männlein und wollte sich wärmen, aber es fand jetzt nicht den gutherzigen Schneider. Der Jäger, ein roher unbesonnener Kerl, wollte es sich durchaus nicht gefallen lassen, daß ein so kleiner Sterzel es wage, sich an seinem Feuer zu wärmen. Er nahm daher ein Stück Holz und klopfte mit demselben wacker auf die Finger des armen Männleins los. Über die Rohheit und Unbarmherzigkeit erzürnt, entfernte sich das Männlein mit den Worten: „Sollst es büßen", und drohte dem Jäger.

Der Schneider hatte dem Jäger von dem Vorfalle in der vorigen Nacht nichts gesagt, denn er wollte die Wachenacht des Jägers abwarten, um zu sehen, ob denn dieser nicht auch einen solchen Besuch bekäme. Als ihm nun der Jäger die Sache erzählte, that auch er ein gleiches, und machte dem Jäger Vorwürfe, daß er so grob und keck gewesen.

Mit noch größerer Furcht als das erstemal ging er diesen Abend auf die Wache. Zur bestimmten Stunde erschien auch wieder das Männlein und wärmte sich. Der Schneider wollte die Unart des Jägers wieder gut machen und legte statt eines mehrere Stücke Holz nach. Das Männlein war darüber sichtbar erfreut, zog einen Ring von seinem Finger und steckte ihn an den Finger des Schneiders, indem er sprach: „Willst du irgend einen Wunsch erfüllt haben, so brauchst du nur den Ring am Finger zu drehen, und ich werde dir sogleich zu Diensten sein." Dann verneigte sich der Zwerg und ging.

Am Morgen erzählte der Schneider dem Jäger wieder das Vorgefallene, nur vom Ringe sagte er ihm nichts. Der Jäger

aber verlachte ihn nur und sagte: „Du bist ein feiger Kerl, warte nur, ich werde dem Kleinen schon zusetzen.“ Der Schneider aber warnte ihn davor, denn er hatte die sichere Überzeugung, daß sie in einem Zwergenschlosse sich befänden und meinte, wenn sie hier keck wären, so würde es mit ihrem Fortkommen schlecht aussehen. Er suchte daher den Jäger zur eiligen Flucht zu bewegen, was ihnen möglich gewesen wäre, da der Schneider den Zauberring hatte. — Der Jäger aber wollte den armen Zwerg durchaus noch einmal tüchtig durchprügeln, falls er es wagen würde, in die Küche zu kommen.

Der Jäger ging auf die Wache, der Schneider legte sich unruhig in's Bett und konnte nicht schlafen, denn er ahnte die Schläge, die sie bald erhalten würden. Zur gewöhnlichen Stunde kam das Männlein wie vorher und wollte sich wärmen. Der Jäger that, wie er sich vorgenommen und hieb mit aller Kraft auf den Buckel des Kleinen los. Jetzt aber war der Zwerg nicht so geduldig und ruhig, wie früher; er erhob vielmehr ein Schreien, worauf es augenblicklich in der Küche von Zwergen wimmelte, die alle über den Jäger herfielen und ihn so lange derb durchprügelten, bis er sich durch das offene Thor in's Freie gerettet hatte. Der Schneider war aus dem Bette gesprungen und hatte glücklich ohne Schläge das Freie erreicht.

Noch eine lange Strecke liefen beide mit einander fort, bevor sie sich getrauten stehen zu bleiben, um sich zu erholen. Jetzt erst schmerzten den Jäger die Wunden, die ihm die Zwerge geschlagen hatten; er mußte aber trotzdem lachen über den Schneider, denn er sah diesen bis auf Hemd und Unterhose ausgezogen vor sich stehen. In der Eile hatte nämlich dieser vergessen sich anzukleiden und war, wie er im Bette gelegen, fortgelaufen. Nun aber fiel es ihm ein, daß er ja den Zauberring habe. Er drehte ihn und augenblicklich stunden zwei Zwerge vor ihm, die ihm sein zurückgelassenes Gewand

hinhielten. Der Schneider nahm das Gewand und zog es an. — Die beiden Zwerge waren mittlerweile verschwunden.

Der Jäger war vor Erstaunen fast außer sich und meinte, der Schneider habe mit den Zwergen einen geheimen Bund geschlossen. Seit dieser Zeit war er auch gegen den Schneider immer mißtrauisch und suchte seiner los zu werden.

Sie mochten wohl schon wieder eine große Strecke Weges zurückgelegt haben, da setzten sie sich unter einem Baume nieder, um auszuruhen von den Beschwerden, die sie gehabt hatten. Der Hunger quälte sie auch nicht wenig und ein gedeckter Tisch wäre da nicht am unrechten Platze gewesen. — Der Schneider, der sich fortwährend seines Ringes erinnerte, drehte diesen und sogleich entstand eine ungeheure Spalte vor ihnen in der Erde. Aus dieser Spalte heraus kamen zuerst vier Zwerge mit einem Tische, den sie vor die beiden Wanderer hinstellten; dann kamen sieben Zwerge mit Speisen und hinter diesen sieben kamen noch fünf, die Eßwerkzeuge, Geschirre und Sessel trugen; auch an Wein fehlte es nicht. Ebenso wie die ganze Zwergendienerschaft gekommen, war sie auch wieder verschwunden.

Der Jäger unterließ diesmal das Staunen, denn der Hunger quälte ihn zu sehr; er fiel vielmehr über die Speisen her und verschlang, was er nur fassen konnte. Nachdem die beiden satt waren, verschwand der Tisch sammt Speisen und Geschirren.

Nun erst fiel es dem Jäger ein, daß die Speisen und sämmtlichen Geräthe von Zwergen gebracht seien; er erinnerte sich auch zugleich der beiden Zwerge, die dem Schneider das Gewand gebracht hatten und nun glaubte er desto fester, der Schneider stünde mit den Zwergen im Bunde und sein Mißtrauen wuchs immer mehr.

Der gutmüthige Schneider merkte jedoch von allem dem nichts. Merkwürdiger Weise war, seit er den Zauberring

hatte, alle Furcht aus ihm gewichen und sein Muth übertraf jetzt den des Jägers.

Sie waren endlich aus dem Walde heraus auf eine Landstraße gekommen; auf dieser gingen sie nun fort und kamen zu einer Stadt. Als sie in dieselbe eintraten, bemerkten sie in den Gesichtern der Leute Traurigkeit. Sie fragten um die Ursache derselben und erfuhren folgendes: Es herrschte daselbst ein äußerst hartherziger König. Dessen Tochter sollte heiraten und er gab den Befehl, daß von sämmtlichen Schneidern der Stadt einer nach dem andern ein Kleid für seine Tochter anfertigen solle und zwar so schön und passend, als es dem Könige erwünscht war. Konnte dieß ein Schneider, so stund ihm eine große Belohnung bevor, im Gegentheile wartete seiner der Tod.

Der Schneider dachte sich: „Schau, da kannst du vielleicht die Schneider dieser Stadt aus ihrer Noth retten", und kehrte bei einem Schneider ein.

Zufälliger Weise war dieser Schneider derjenige, an den die schwere Aufgabe zuerst gestellt war. Als sie in das Haus des Schneiders eintraten, begegneten sie nur Klagenden. Der Schneider sollte nämlich am folgenden Morgen das Kleid zum Könige bringen und gefiele es diesem nicht, so würde er nicht mehr nach Hause zu Weib und Kind zurückkehren. Nachdem beide dieses erfahren hatten, versprach der wandernde Schneidergeselle den bedrängten Schneider zu retten. Er begehrte daher den Stoff; diesen hatte aber der Schneider schon in Stücke zerschnitten und nun schien die Rettung unmöglich. Aber der Schneidergeselle nahm den Stoff, indem er meinte, das thue nichts zur Sache und ging mit dem Jäger in das für sie bestimmte Kämmerlein. Abends legte der Schneidergeselle den Stoff auf den Tisch, dann drehte er seinen Ring mit dem Wunsche, daß die Zwerge, während der Schneider mit seiner Familie schlafe, herbeikämen und das Kleid anfertigten; dann legte er sich schlafen. Nachts um zwölf Uhr

wachte er auf und schon stunden zwei Zwerge an seinem Bette, die ihm das fertige Kleid übergaben. Der Schneidergeselle stund auf und übergab das Kleid dem Schneider. Dieser ging zitternd damit zum Könige. Die Tochter zog das Kleid an und siehe — es war so gelungen, daß es kein Schneider in der Welt hätte besser machen können. Der Schneider erhielt die zugesagte Belohnung und lief freudig nach Hause. Hier traf er die beiden Wanderer nicht mehr. Diese waren nämlich, während der Schneider beim Könige war, fortgereist.

Hoch erfreut war der Schneidergeselle bei dem Gedanken, einen Schneider glücklich gemacht und vielleicht viele vom Tode gerettet zu haben. Der Jäger hingegen war jetzt noch viel neidischer gegen den Schneider als vorher.

Sie waren schon wieder lange gegangen, da kamen sie auf eine sehr schöne Wiese. In der Mitte dieser Wiese lag ein ungeheuer großer Stein. Sie gingen hin, um zu untersuchen, was unter dem Steine sich befinde. — Aber wie den Stein wegbringen? — Ihn wegzuwälzen waren beide nicht im Stande und anders ging es nicht. Der Schneider aber drehte seinen Ring und sogleich rollte der Stein von der Stelle und an derselben war ein großes Loch in der Erde. Da an Neugierde einer den andern übertraf, so wollte nun jeder wissen, was denn unter diesem Loche verborgen wäre. Sie kamen überein, daß der eine von dem andern hinabgelassen werden sollte. Der Jäger flocht Stricke aus Stroh, band sie zusammen und dieß sollte als Strick zum Hinunterlassen dienen. Zuerst ließ der Jäger den ihm an Muth überlegenen Schneider hinunter.

Der Schneider glaubte in eine neue Welt gekommen zu sein: die Schönheit, die hier herrschte, übertraf alles, was er bisher noch gesehen. Er ging durch einen wunderschönen Garten und kam zu einem Schlosse. Als er so stand und bewundernd schaute, traten aus dem Schlosse drei Prinzessinnen,

Alle drei waren Schwestern, Königstöchter und von einem Drachen geraubt worden. So waren sie in dieses Schloß gekommen und die Ihrigen wußten nichts davon. Täglich flog der Drache fort und wenn er wieder kam, mußten sie seiner schon im Garten warten. Da legte er sich auf ihren Schoß und sie mußten seinen Rücken bürsten, währenddem er immer einschlief. Der Vater der Prinzessinnen hatte die Hand seiner jüngsten Tochter nebst seinem Reiche demjenigen versprochen, der seine Töchter befreien würde.

Alle drei grüßten nun den Schneider, gingen zu ihm und fragten ihn, ob er sie erlösen wolle; er müsse aber, fügten sie hinzu, einen Drachen bekämpfen. Der Schneider willigte ein. Die Prinzessinnen gaben ihm ein Schwert und nun mußte er hinter einem Busche die Ankunft des Drachens erwarten, während sich die Prinzessinnen auf die eine Bank setzten.

Es währte nicht lange, da hörte der Schneider ein Brausen, und Flammen sprühten in der Luft. Der Drache kam schnaubend in den Garten und legte sich auf den Schoß der Prinzessinnen und indem ihn diese bürsteten, schlief er ein.

Da trat der Schneider mit dem Schwerte hervor und stieß es dem Drachen in den Hals. Der Drache war tot, und die Prinzessinnen waren gerettet. Schnell begab sich der Schneider mit den Prinzessinnen zur Öffnung und rief dem Jäger, er solle zuerst die Prinzessinnen und dann ihn hinaufziehen. Der Jäger that es. Als er aber den Schneider schon zur Hälfte in die Höhe gezogen hatte, schnitt er den Strick ab und so fiel er wieder zurück.

Der Schneider hatte bisher seines Ringes ganz vergessen und so mußte er eine geraume Zeit in der Höhlung bleiben.

Unterdessen war der falsche Kamerad mit den Prinzessinnen zum Könige gekommen, hatte sich dort für ihren Befreier ausgegeben und schon nahte der Tag der Vermählung. — Da erinnerte sich der Schneider seines Ringes. Er drehte

ihn und augenblicklich waren Hunderte von Zwergen beschäftigt, eine Stiege zu bauen, die zum Ausgange des Loches führte. Als dieselbe fertig war, gelangte der Schneider in's Freie. Nun drehte er den Ring unter dem Wunsche, ein Zwerg möchte kommen und ihm den Weg zum Könige zeigen. Wirklich erschien ein Zwerg und führte ihn zum Könige. Dort betheuerte er, daß er der Befreier der Prinzessinnen sei. Diese Aussage bestätigten die Prinzessinnen. Der Jäger wurde zwar mit einem Kistchen Gold beschenkt, aber zugleich aus dem Lande verbannt. Der Schneider heiratete nun eine Tochter des Königs und herrschte weise und glücklich über seine Unterthanen. Ob er aber noch lebt, weiß ich nicht.

---

15. Die dreizehn Brüder.

Ein armer Jäger hatte seit langem kein Wild erlegen können; Pulver und Blei waren verschossen, und eben wollte er mit der letzten Kugel seinem Leben ein Ende machen. Da flog über ihm etwas Schwerfälliges auf. Der Jäger läßt erschrocken sein Gewehr fallen, sieht hinauf und bemerkt hoch auf einem Baume ein riesengroßes Nest. Vielleicht sind Eier in dem Neste, dachte er und stieg hinauf. Und wirklich, vier riesengroße Eier fand er in dem Neste, so groß, daß er sie kaum tragen konnte. „Wie wird sich mein Weib freuen", sagte er halblaut vor sich hin, steckte die Eier behutsam in seine Jagdtasche und stieg hinunter. „Zerstöre nicht, was du trägst", hörte sich auf einmal der Jäger anrufen, „zerstöre nicht, und du wirst glücklich werden." Dieß kam dem Jäger gerade nicht sehr gelegen, denn sein Weib und seine drei Kinder hatten schon lange nichts gegessen.

Da kommt ein Hase des Weges. Der Jäger reißt sein Gewehr herunter, zielt und es knallt und der Hase ist getroffen. Das machte den Jäger wieder zufrieden und die Eier konnten ungestört hinter dem Ofen ihren Platz einnehmen. Der Hasenbalg wird verkauft und dafür wieder etwas Pulver und Blei angeschafft. Doch es nützte wieder nichts, die Jägerei wollte und wollte durchaus nicht gehen, der alte erfahrene Schütze konnte kein Wild treffen und doch hatte sein Weib und seine Kinder nichts zu essen. Da, in der größten Noth bemerkt er wieder das Nest auf dem hohen Baume, er steigt hinauf und findet acht Eier darin. Frohes Herzens dankte

er Gott für die riesengroßen Eier, aber die verhängnisvollen Worte: „Zerstöre nicht", hörte er wieder. Voll Verdruß stieg er hinunter, steckte die Eier ein und ging heim. Da läuft wieder ein Hase über den Weg, und der Schuß gelingt ihm. „Aha, so ist es", sagte der Jäger zu sich, „da muß ich ja täglich hieher gehen, vielleicht werde ich glücklicher." Des andern Tages findet der Jäger in dem Riesenneste nur ein Ei, aber es wird ihm besonders anempfohlen, das Ei ja nicht zu zerstören.

Drei Wochen waren seit dieser Zeit verflossen, der Jäger hatte der Eier ganz vergessen, und seine Jagden waren glücklich. Einmal sitzt er in seiner Stube und putzt sein Gewehr blank. Da kracht und knallt es auf einmal hinter dem Ofen, und ehe sich der Alte von seinem Schreck erholte, stunden dreizehn frische Kerle vor ihm. „Um Gottes Willen, was wollt ihr von mir haben?" sprach erschrocken der alte Jäger; „wenn ich das gewußt hätte, was in den Eiern verborgen gewesen, so wären sie gewiß hinter dem Ofen nicht liegen geblieben." „Du hättest nicht gut gethan", ließ sich der jüngste hören, „wir sind unser dreizehn, was können wir nicht vereint vollbringen? Gewiß, wir werden deiner nie vergessen, und dir die Wohlthat dereinst reichlich belohnen. Höre mich an: Der König braucht Krieger, er wird hart vom Feinde bedrängt, gehe hin, sage, was du weißt, und bitte für uns um Dienst in seinem Heere." Lange bedurfte es, ehe sich der alte Weidmann von seinem Schrecken erholte, besonders das gebietende Wesen des jüngsten behagte ihm nicht. „Diesem jüngsten von euch müßt ihr alle gehorchen", sagte der alte Jäger den übrigen zwölfen „er redet gescheit und hat gewiß mehr Verstand als wir alle." Dann nahm er seinen Hut, hängte seine Büchse über die Achsel und eilte zum Könige. Der nahm sie gern auf, und ließ sie sogleich vor seinen Thron rufen. Der jüngste wurde auch von ihm als der tüchtigste erkannt und er machte ihn zum Hauptmann. Das verdroß aber die übrigen Brüder, sie beneideten ihn seiner Stelle we-

Schuldigkeit. Er spie den Fisch an's Ufer und Löwenzahn schnitt ihm den Bauch auf, fand darin einen Schlüssel, sperrte das Zimmer auf, wo die Prinzessin gefangen saß und führte sie ihrem Bräutigam zu. Doch die Prinzessin wollte um keinen Preis den König heiraten. Sie habe ihr Brautkleid bei einem Zauberer, und das müsse sie erst haben. Löwenzahn wurde darnach ausgeschickt, und nach vielen Gefahren brachte er der Prinzessin eine verschlossene Kiste. „Ich habe aber keinen Schlüssel", sagte die Prinzessin, und Löwenzahn mußte wieder aushelfen. Er brachte auch den Schlüssel. Doch wie erstaunten der König und auch Löwenzahn, als sie den Inhalt der Kiste sahen: nichts anderes als ein altes Schwert. Ihr Erstaunen stieg noch höher, als die Prinzessin beide niederknieen hieß und sie köpfen wollte. „Derjenige", sagte sie, „der ein edles Blut hat, wird wieder lebendig." Löwenzahn hatte nichts zu verlieren und kniete nieder, der König jedoch wollte sich unter keiner Bedingung dazu verstehen, und nur die Überzeugung, daß in seinen Adern edles Blut rolle, vermochte ihn endlich sich köpfen zu lassen — und siehe, Löwenzahn wurde lebendig und der König blieb für immer tot. Darauf heiratete die Prinzessin den Löwenzahn und das Volk begrüßte ihn freudig als seinen König, denn alle hatten ihn lieb, und es gab wohl nur zwölf Herzen im Lande, die ihm das Glück mißgönnten.

Seine zwölf Brüder beneideten ihn seines Glückes wegen. Auch jetzt ruhten sie nicht und suchten ihn zu verderben, obgleich alle eine hohe Stellung im Lande eingenommen hatten. Sie bestachen mit vielem Gelde eine Hexe, und diese bezauberte den König auf einer Jagd. Groß war der Schmerz der Königin, als sie erfuhr, ihr Gemahl sei auf der Jagd auf einmal verschwunden. Die ganze Stadt trauerte um den König. Die Brüder hingegen waren froh, des lästigen Bruders los zu sein, und einer erkühnte sich sogar, um die Königin zu freien. Diese jedoch hatte ihre Bosheit geahnet, sie wurden

aller ihrer Würden entsetzt und mußten sich flüchten. Vorher aber wollten sie noch den weißen Schimmel, der den König aus so vielen Gefahren errettet hatte, stehlen und tot schlagen, doch das Pferd machte einen solchen Lärm, daß die Leute wach wurden und das Pferd noch retten konnten. Die Königin fütterte es mit eigener Hand, und erfuhr nun von ihm, daß der König nicht tot, sondern verzaubert sei. Darauf besteigt die Königin das Pferd, und fort geht es im Galopp. Unterwegs wünschte das Pferd, sie müsse das Erste, woran sie Wohlgefallen finde, fangen. In einem Walde gelang es ihr, eine Nachtigall zu fangen, die ihr besonders gefiel. Dann setzte sich die Königin wieder aufs Pferd und ritt weiter. Als sie einen Brunnen erreichte, mußte sie die Nachtigall dreimal untertauchen. Höllische Gestalten guckten heraus, und drohten sie zu verschlingen, doch die Königin ließ sich nicht irren, und als sie zum dritten Male die Nachtigall mit Wasser bespritzte, stand der König ihr Gemahl vor ihr und dankte ihr freudig für seine Erlösung. Beide setzten sich nun auf das treue Pferd und fort ging's der Heimat zu. Jubelnd begrüßte sie das Volk und die schwarzen Trauertücher mußten den rothen weichen.

Die zwölf Brüder entgingen aber der verdienten Strafe nicht. Als sie erfuhren, daß der König lebe, setzten sie sich zu Pferde und verließen eiligst die Stadt. Der König aber reitet ihnen nach und findet sie gerade beim Feuer sitzen, das Nachtmahl kochend. Er wirft sein Stäbchen, das er bei der Zauberin erbeutet hatte, in das Feuer und es erwuchs ein Felsen daraus, der Mann und Roß unter sich begrub. Dann ritt der König vergnügt nach Hause, feierte noch einmal die Hochzeit und lebte glücklich bis an sein Ende.

Der alte Jäger lebte auch noch und wurde in hohen Ehren gehalten. Er vermählte seine Tochter mit dem Sohne des Königs, und bei der Hochzeit ward diese Geschichte in eine Kanone geladen und bis hieher geschossen.

16. Der blöde Peter.

Es war einmal ein Knabe, den man allgemein den blöden Peter nannte. Seine Eltern waren frühzeitig gestorben, und so war er aufgewachsen, ohne etwas gelernt zu haben. Er verstand nur wie ein Singvogel zu schlagen, und ahmte den Gesang der Lerchen täuschend nach.

Eines Tages hatte Peter einen gewaltigen Hunger, er ging deshalb in ein Bauernhaus und begehrte zu essen. Die Bäuerin gab ihm auch die Überreste der Mahlzeit, die er auf der Erde sitzend aß. Plötzlich kam ein Reiter daher, hielt bei dem Bauernhause an und fragte, welcher Weg nach der Burg führe, die der stärkste Riese der Erde bewohne. „Was wollt Ihr in der Burg machen?" fragte die Bäuerin, die von der Burg wußte. — Der Reiter erwiederte: „Die goldene Schale holen, welche die Kraft hat, daß Kranke genesen, wenn sie aus ihr trinken, und daß Tote wieder erwachen, wenn man die Schale an ihre Lippen hält, dann die diamantene Lanze, die alles zerbricht und tötet, was man damit berührt." „Wem gehört denn jene Burg?" fragte Peter, und die Bäuerin gab zur Antwort: „Dem Riesen, einem Zauberer; es wohnt bei ihm noch ein Bruder, der ebenfalls ein Zauberer ist." Der Reiter aber sprach: „Mir hilft der Feind des Zauberers, jener hat mir alles gesagt, was ich thun soll." — „Was hat er Euch denn gesagt?" fragte Peter. „Er hat mir gesagt", erwiederte der Reiter, „zuerst müsse ich durch einen verzauberten Wald reiten, dann treffe ich auf einen Zwerg, der ein feuriges

Schwert hat und einen Apfelbaum voll goldener Früchte bewacht, von welchem ich eine haben muß; dann finde ich die lachende Blume, die ein Löwe bewacht. Diese Blume muß ich pflücken und durch den Drachensee schwimmen und mit dem Riesen kämpfen, der eine Kugel hat, die nie ihr Ziel verfehlt. Nachher komme ich in einen Lustgarten, darf mich dort aber nicht verleiten lassen. Dann muß ich durch einen Fluß, an dessen anderm Ufer ich ein Weib finde. Das setze ich hinter mich auf's Pferd, und sie sagt mir dann, was ich weiter zu thun habe."

Die Bäuerin zeigte dem Reiter den Weg, und er verschwand bald hinter den Bäumen.

Da kam der Bauer nach Hause und fragte den Peter, ob er bei ihm bleiben wolle, um das Vieh zu hüten. Peter sagte ja, und er ward nun Viehhirte.

Eines Tages sah er einen Riesen daher reiten, der hatte eine diamantene Lanze. Peter hielt sie sogleich für die, von welcher der Reiter gesprochen hatte. Hinter dem Riesen lief ein Füllen.

Peter sann weiter nicht darüber nach, und es vergingen mehrere Tage. Da kam eines Abends ein alter Mann, und blieb bei dem Walde stehen. Peter ging auf ihn zu und fragte: „Wer seid Ihr?" Der Mann antwortete: „Ich bin ein mächtiger Zauberer und mein Bruder ist ein Riese." Er machte dann in den Sand einige Kreise und murmelte mehrere Worte, und sogleich erschien das Füllen, das Peter früher gesehen hatte. Der Mann schwang sich auf dasselbe und jagte in den Wald. Unserm Peter kam das sonderbar vor, aber er sagte keinem Menschen etwas von dem Gesehenen. Er versuchte ebenfalls das Füllen herzuzaubern; er machte deshalb ein paar Kreise in den Sand und murmelte einige Worte, aber das Füllen erschien nicht.

Als nun Peter den Riesen am nächsten Tage wieder in dem Wald reiten sah, bekam er Lust, auch einmal nach jener

Burg zu gehen. Er hielt deshalb immer einen Zaum sammt einer Schlinge bereit, füllte einen Sack mit Federn und Vogelleim; auch streute er auf den Weg Brotkrumen, um das Füllen aufzuhalten, da er hoffte, daß der Riese am nächsten Tage wieder vorbei reiten werde. Der Riese erschien auch, das Füllen roch die Brotkrumen, blieb zurück und verzehrte sie. Als der Riese weit genug entfernt war, warf Peter dem Füllen geschwind den Zaum um und ließ sich von dem Füllen durch den verzauberten Wald tragen.

Bald erreichte Peter die Wiese, auf welcher der Apfelbaum stand. Diesen sah er von einem Zwerge bewacht, der ein feuriges Schwert hatte, welches alles vernichtete, was es berührte. Als der Zwerg den Peter sah, stieß er einen Schrei aus und schwang sein Schwert. Peter aber zog die Mütze und sprach zu dem Zwerge: „Ich will nach der Burg, weil mich der Herr derselben bestellt hat.“ „Wer bist du denn?“ fragte der Zwerg. „Ich bin der blöde Peter, ein Vogelfänger, und muß nach der Burg, um Sperlinge zu fangen, denn der Herr derselben hat mich bestellt, und er gab mir darum sein Füllen.“

Der Zwerg erkannte das Füllen des Riesen und dachte, es müsse wohl wahr sein, und sprach zu ihm: „Nun, wenn du ein guter Vogelfänger bist, so fange mir einige, denn ich habe hier auch viele Sperlinge.“

Peter stellte sich nun, als ob er das Füllen an den Baum binden wollte; statt des Füllens aber band er die Schlinge an einem Zweige fest und rief dem Zwerg, er solle das andere Ende der Schlinge halten. Der Zwerg that dieß, Peter stieg auf den Baum, zog die Schlinge zu, und der Zwerg war gefangen. Peter pflückte geschwind einen Apfel, sprengte davon und ließ den an den Baum gebundenen Zwerg zappeln.

Nach einigen Stunden kam er auf eine Wiese, auf der es viele schöne Blumen gab. Aus der Mitte der Blumen ragte eine besonders schöne hervor, diese war die „lachende.“ Der

Löwe, der diese Blume bewachte, lief sogleich von dem Felde her und zeigte Petern seinen Rachen. Peter zog seine Mütze, grüßte den Löwen und fragte, ob dieser Weg nach der Burg führe.

„Und was willst du denn dort?" fragte der Löwe." Ich muß dem Herrn der Burg einen Sack voll Lerchen bringen." Der Löwe fragte abermals: „Wie viel hast du denn?" „Den ganzen Sack voll", erwiederte Peter und zeigte dem Löwen den Sack, welchen er mit Leim und Federn gefüllt hatte. Dann fing er an den Gesang der Lerchen nachzuahmen, und dieses täuschte den Löwen noch mehr. „Zeige mir doch die Vögel", sagte der Löwe, „ich will sehen, ob sie für unsern Herrn auch fett genug sind." „Sehr gern", versetzte Peter, „aber wenn ich den Sack öffne, so fliegen sie mir davon."

„So laß mich wenigstens ein wenig hineinschauen." Peter nahm den Sack, öffnete ihn ein wenig, und der Löwe fuhr gierig mit dem Kopfe hinein, blieb aber zwischen dem Leime und den Federn stecken. Peter lief nun schnell nach der lachenden Blume, pflückte sie und jagte davon.

Alsdann kam er zu dem Drachensee, den er durchschwimmen mußte. Sogleich kamen die Drachen und öffneten ihre ungeheuren Rachen, um ihn zu verschlingen. Peter aber nahm schnell den aufbewahrten Speck aus der Tasche, warf jedem ein Stück in den Rachen und schwamm hurtig durch den See.

Als Peter an das andere Ufer des Sees kam, erblickte er sogleich den schwarzen Riesen mit der Kugel. Er saß an einem Felsen, seine Füße waren an demselben fest geschmiedet, und in der Hand hielt er die Kugel. In seinem großen Kopf hatte er sechs Augen. Zum Glück für Peter waren gerade die zwei Augen geschlossen, welche nach ihm die Richtung hatten.

Peter stieg vom Füllen und verbarg sich hinter einem Gebüsche und fing nun wie eine Lerche zu singen an, wobei

dem Riesen ein Auge zufiel. Darauf ahmte er den Schlag der Nachtigall nach, und es fielen dem Riesen noch zwei Augen zu. Dann pfiff er ein Liedchen auf seiner Pfeife, und das letzte Auge des Riesen schloß sich ebenfalls. Schnell eilte Peter zu seinem Füllen, zog es vor dem Riesen vorbei und gelangte so zu dem Lustgarten. Dieß war ein Garten, voll von schönen Früchten, Blumen, und an jedem Ende des Gartens stunden gedeckte Tafeln, voll der köstlichsten Speisen. Peter zog aber gleich seine Mütze über die Augen und gelangte so fort.

Nun mußte er auch noch durch einen Fluß schwimmen. Am andern Ufer saß ein Weib, das war schwarz gekleidet und ihr Gesicht war gelb. „Komm näher“, sagte sie, „daß ich mich zu dir auf das Pferd setzen kann.“ Peter ließ es geschehen und fragte: „Wie heißt Ihr denn?“ „Pest!“ versetzte das Weib. Peter erschrak und wollte sich in den Fluß stürzen. Die Pest aber sagte: „Bleib nur ruhig sitzen, denn ich helfe dir ja, daß der Zauberer stirbt. Du mußt ihm den Apfel geben, den du von dem Baume gepflückt hast, der vom Zwerge bewacht war. Er wird davon kosten, dann berühre ich ihn und er muß sogleich sterben.“ „Wie bekomme ich aber dann die Lanze und die Schale?“ fragte Peter. „Die lachende Blume, welche du besitzest, öffnet dir alle Thüren und selbst die eiserne Thür, welche das Zimmer schließt, in der die Lanze und die Schale liegen“, erwiederte das Weib.

Endlich erreichten sie die Burg. Der Zauberriese lag unter einem Throne und rauchte. Als er den Peter sah, rief er: „Was, der blöde Peter reitet auf meinem Füllen?“ „Ja“, antwortete er, „ich bin es; dein Bruder gab mir das Füllen, um dir zwei Geschenke zu bringen, nämlich einen Apfel und dieses Weib, welches auf dem Pferde sitzt.“ Peter ließ sie absteigen und gab dem Riesen den Apfel.

Der Riese aß sogleich von dem Apfel, da eilte die Pest hinzu, berührte ihn, und der Riese sank tot zu Boden. Peter

aber durchwanderte alle Säle der Burg und kam endlich zu einer eiserner Thür; diese sprang vor der lachenden Blume auf, die er in der Hand hielt, und er fand dort die Schale und die Lanze.

Während er beides aufhob, erbebte die Erde und die Burg war verschwunden. Peter befand sich in einem dichten Walde; er ging weiter und bald erreichte er eine Stadt. Der König derselben war vom Feinde belagert und versprach dem, welcher die Stadt retten werde, seine Tochter. Peter ging sogleich zu dem Könige und erhielt die Erlaubnis, am Kampfe Theil zu nehmen. Er stellte sich an die Spitze des Heeres, und alles fiel, was er mit seiner Lanze berührte. Wenn aber einer von den Seinigen gefallen war, so eilte er hin und hielt ihm die goldene Schale an die Lippen, und augenblicklich stand der Tote wieder auf. So trugen sie den Sieg über ihre Feinde davon. Peter erhielt die Königstochter zur Gemahlin und wurde König über das ganze Land.

---

17. Der Zaubertopf und die Zauberkugel.

In einem Dorfe lebte vor Zeiten ein armer Kirchendiener, der nur mit Mühe sein und seiner Familie Leben fristete. Seine Frau handelte mit Eiern, die sie nach der nahe gelegenen Stadt trug, wo sie für den Erlös Nahrungsmittel kaufte. Aber plötzlich verlor sie fast alle Hühner, und sie sah sich genötigt, auch das letzte noch zu verkaufen. Am nächsten Morgen ging sie nach der Stadt, mit einem Korbe auf dem Rücken, in welchem sich die Henne befand. Sie mußte über einen steilen Berg gehen und setzte sich unterwegs nieder, um ein wenig auszuruhen. Plötzlich sprang aus dem Gebüsche ein Männchen hervor, welches einen großmächtigen weißen Bart hatte. Er trat näher zu der erschrockenen Frau, und fragte, wohin sie gehe. Sie antwortete: „Nach der Stadt, um meine einzige Henne zu verkaufen." Das Männchen erwiederte: „Wenn du willst, so gebe ich dir einen Topf für die Henne." Die Frau lachte über diesen Antrag und sagte: „Du mußt nicht glauben, daß ich nicht wisse, was ein Topf und eine Henne wert ist". Das Männchen aber entgegnete: „Lache nicht zu früh, es wird sich erst zeigen, ob die Henne oder der Topf wertvoller ist; wenn du übrigens nicht willst, zwingen kann ich dich nicht." Die Frau besann sich noch einige Zeit und willigte endlich in den Tausch ein. Das Männchen verschwand und kam nach einiger Zeit mit einem rußigen Topfe zurück und sprach: „Mit diesem Topfe kannst du alles herbeischaffen, was du nur wünschest. Wenn du

denselben gebrauchen willst, so stelle ihn in den Schatten, bedecke ihn, und sprich: Fülle dich Topf, und du wirst sehen, daß der Topf gehorcht, nur hüte dich, denselben je zu reinigen oder von der Sonne bescheinen zu lassen." Die Frau nahm den Topf in Empfang, versprach alle Vorsichtsmaßregeln zu beobachten und entfernte sich. Sobald sie zu Hause ankam, wollte sie sich überzeugen, ob der Topf auch wirklich diese Eigenschaft besitze. Sie ging mit demselben in den Schatten, bedeckte ihn, und sprach: „Fülle dich Topf mit Milch." Sie nahm den Deckel weg, und der Topf war bis an den Rand mit Milch gefüllt. Sie suchte nun ihren Mann auf, um ihm ihr Glück zu erzählen.

Lange Zeit hatte der Topf der Familie gute Dienste geleistet, aber nach jedesmaligem Gebrauche wurde er schwärzer und glänzte wie Ebenholz. Die Frau rieb daher eines Tages den schwarzen Topf blank und stellte ihn an die Sonne. Als er trocken war, glänzte er wie pures Gold. Die Frau war darüber sehr erfreut und wollte den Topf in das Zimmer tragen, aber kaum hatte sie die Hand nach dem Topfe ausgestreckt, als sie auch schon einen so derben Schlag erhielt, daß sie ohnmächtig niederstürzte. Als sie wieder zu sich kam, sah sie, daß der Topf verschwunden war. Jetzt erst erinnerte sie sich, daß sie das Gebot übertreten habe, und an die Stelle des Überflusses trat wiederum die Noth. Deshalb sagte die Frau zu ihrem Manne, er solle auch einmal in die Stadt gehen, vielleicht begegne er jenem Männchen.

Der Kirchendiener ging zu seinem Nachbar, kaufte von ihm ein Lamm und trieb es nach der Stadt. Als er auf dem Berge ankam, setzte er sich auf derselben Stelle nieder, wo vor einiger Zeit seine Frau ausgeruht hatte. Er blieb einige Zeit sitzen, aber es wollte sich kein Männchen zeigen. Endlich stand er auf und ging weiter, da plötzlich rauschte es im Gebüsche, und das Männchen stand vor ihm. „Wohin eilst du?" Der Kirchendiener, der schnell das Kreuz machte,

antwortete mit zitternder Stimme: „Ich treibe dieses Lamm nach der Stadt, um es zu verkaufen." Das Männchen sagte hierauf: „Deine Mühe ist vergebens, denn heute sind so viele Schafe auf dem Markte, daß das deinige ganz unbeachtet bleiben wird, aber wenn du willst, so gebe ich dir eine Kugel dafür." „Aus diesem Tausche kann nichts werden", sagte der Kirchendiener, „denn wenn ich mein Lamm verkaufe, so kann ich mir genug Kugeln kaufen." Darauf sagte das Männchen zu dem Kirchendiener, der sich indes ein wenig gefaßt hatte: „Sprich nicht so voreilig, ich weiß nicht, ob du dir solche Kugeln kaufen kannst, wie ich sie besitze; wenn du aber nicht willst, so behalte dein Lamm, ich brauche es nicht." Der Kirchendiener, der jetzt an den Topf dachte, ging endlich den Tausch ein. Das Männchen verschwand und kam nach einiger Zeit mit einer Kugel, die aus Holz zu sein schien. Sodann sprach es zum Kirchendiener: „Wenn du diese Kugel gebrauchen willst, so lege sie auf die Erde und sprich: Kugel sei höflich und nimm die Mütze ab! und du wirst die Wirkung dann schon sehen. Jedoch hüte dich, wenn du die Kugel gebrauchst, etwas offen zu lassen." Der Kirchendiener nahm die Kugel in die Hand, aber er konnte sie kaum halten, so schwer war sie. Er band sie nun in ein Tuch und eilte voller Freude nach Hause. Daselbst angekommen, beschloß er den Versuch zu machen, schloß alle Fenster und Thüren, legte die Kugel auf die Erde und sprach: „Kugel sei höflich und nimm die Mütze ab!" Die Kugel fing an zu rollen, und zwar immer stärker und stärker, und endlich theilte sie sich in zwei Theile, und eine Menge kleiner Männlein hüpften aus derselben heraus und bedeckten den Tisch mit goldenem Geschirr und köstlichen Speisen; sodann verschwanden sie wieder in die Kugel. Die Familie setzte sich nun zum Mahle und ließ es sich recht wohl schmecken. Kaum hatten sie abgegessen, so theilte sich die Kugel und dieselben Männchen, welche den Tisch gedeckt hatten, räumten ab und

verschwanden mit dem goldenen Geschirr in die Kugel, die sich, als alle darinnen waren, wieder schloß.

Lange besaß die Familie diese Kugel, und man ging mit ihr vorsichtiger um, als mit dem Topfe. Allein nach und nach wurde es im Orte bekannt, daß der Kirchendiener eine Zauberkugel besitze, und es kam auch zu den Ohren des Klostervorstehers. Dieser ließ den Kirchendiener vor sich kommen und befragte ihn, ob das, was man von ihm spreche, wahr sei. Anfangs wollte der Kirchendiener mit der Farbe nicht heraus, als ihm aber der Vorsteher mit Entlassung drohte, gestand er alles der Wahrheit gemäß. Der Vorsteher befahl dem Kirchendiener die Kugel zu bringen. Er gehorchte, und nachdem er erklärt hatte, wie man mit der Kugel zu Werke gehen müsse, entließ ihn der Vorsteher, mit der Versicherung, ihm eine einträglichere Stelle zu verschaffen. Allein diese ließ sehr lange auf sich warten, und der Kirchendiener entschloß sich, noch einmal auf den Berg zu gehen und das Männchen um eine andere Kugel zu bitten. Er kaufte deshalb zwei Ochsen und trieb sie nach der Stadt. Wie er auf dem Berge ankam, ruhte er aus. Aber kaum hatte er sich niedergesetzt, so war auch schon das Männchen da. Es fragte ihn: „Kommst du wieder eine Kugel holen?“ „Ja“, war die Antwort des Kirchendieners. „Ich möchte aber gern eine noch bessere Kugel haben, deshalb habe ich zwei Ochsen mitgenommen.“ „Du sollst sie haben“, antwortete das Männchen, verschwand und brachte eine etwas größere Kugel, als das vorige Mal. Diese gab es dem Kirchendiener mit den Worten: „Was du zu thun hast, weißt du.“ Der Kirchendiener bejahte es und entfernte sich. Als er zu Hause ankam, schloß er alle Thüren und Fenster, legte die Kugel auf den Boden und sagte: „Kugel sei höflich und nimm die Mütze ab!“ Sie fing an zu rollen, und zwar immer schneller und schneller, und theilte sich endlich; aber welcher Schreck — statt der kleinen Männchen mit goldenen Schüsseln kamen zwei Riesen mit

ungeheuren Knütteln aus der Kugel, und schlugen alle so unbarmherzig, daß sie ohnmächtig auf dem Boden herum lagen. Dann kehrten sie wieder in die Kugel zurück. Der erste, der sich von der Ohnmacht erholt hatte, war der Kirchendiener, und dieser beschloß sich an seinem Vorgesetzten furchtbar zu rächen. Er nahm die Kugel und ging zu demselben, allein er erhielt keinen Einlaß, weil Gäste da wären. Das war dem Kirchendiener noch erwünschter; er ließ nämlich dem Vorsteher des Klosters melden, daß er nun eine weit bessere Kugel besitze. Dieser ließ ihn sogleich rufen und forderte ihn auf, das Kunststück vor der ganzen Gesellschaft zu zeigen. Der Kirchendiener legte die Kugel auf den Boden und sprach: „Kugel sei höflich und nimm die Mütze ab!" Die Kugel theilte sich in zwei Theile, und die zwei Riesen fielen mit ihren Knütteln über die wehrlosen Gäste her und schlugen sie so derb, daß sie wie Mücken am Boden herum lagen. Nur der Vorsteher hatte die Besinnung nicht ganz verloren und schrie fortwährend zu dem Kirchendiener, er solle die zwei Teufel zur Ruhe bringen. Allein der Kirchendiener entgegnete ihm: „Nicht früher werden sie ruhen, bis ich meine alte Kugel habe." „Da ist der Schlüssel zu jenem Kasten, und in diesem ist die Kugel", sprach der Vorsteher, und die beiden Riesen zogen sich in die Kugel zurück. Der Kirchendiener ging zu dem ihm bezeichneten Kasten hin, sperrte ihn auf, nahm die Kugel und ging mit beiden nach Hause.

Er benützte die kleinere Kugel noch lange Zeit. Eines Tages hatte er seine Freunde zu sich geladen, und als alle beisammen waren, nahm er die Kugel, legte sie auf den Boden und sprach: „Kugel sei höflich und nimm die Mütze ab!" Die Kugel fing an zu rollen. Aber während sie rollte, trat jemand in die Stube und die Kugel flog durch die offene Thür in's Freie. Alle Anwesenden stürzten hinaus und liefen der Kugel nach, aber diese rollte immer schneller und theilte sich endlich, worauf eine Unzahl kleiner Männchen aus der

Kugel herauskamen und mit allerlei Goldsachen davon eilten. Und zwar liefen diese Männchen auf die Berge, wo sie jetzt noch das Gold hüten. Auch die andere Kugel war durch die offene Thür hinausgeflogen und hatte sich ebenfalls getheilt. Allein aus dieser kamen keine Männchen, sondern nur eine Schaar Riesen, welche ebenfalls in die Gebirge flüchteten. Und dort halten sie sich noch alleweile auf.

---

18. Der Hirt und die Zwerge.

Es war einmal ein König, welcher einen alten, kränklichen Schafhirten hatte. Als dieser starb, brauchte man einen andern Hirten, denn die Schafe konnten unmöglich ohne Hüter bleiben. Der König ließ daher in seinem Lande bekannt machen, daß der alte Schäfer gestorben sei und er einen neuen in Dienst nehmen werde. Zu der Zeit kam ein junger Hirt in die Stadt, ließ sich beim Könige melden, und wie er zu demselben in's Zimmer trat, sprach er: „Ich bin ein Schäfer, und da ich hörte, daß Ihr einen solchen braucht, so will ich, wenn es Euch gefällt, Eure Schafe hüten.“ Der junge Mensch gefiel dem Könige und er befahl ihm, am nächsten Morgen wieder zu kommen. In der Frühe kam der Hirt. Der König faßte seine Hand und führte ihn in den Stall zu den Schafen, welche recht mager aussahen, da dieselben schon lange nicht auf der Weide gewesen waren, und ein anderes Futter hatten sie nicht bekommen. Nachdem der König dem Hirten die Schafe übergeben hatte, ging er fort.

Der junge Schäfer nahm nun seine Flöte und Peitsche, ließ die Herde aus dem Stalle und trieb sie zur Stadt hinaus.

Als der Hirt das Stadtthor verlassen hatte, dachte er, wie er wohl einen guten Weideplatz für seine ausgehungerten Schafe ausfindig machen könnte. Es war aber nicht leicht, zu jener Zeit eine gute Weide aufzufinden, denn es war schon Spätherbst.

Nach langem Herumziehen kam unser Hirt mit seinen

Schafen zu einem mächtigen, hochstämmigen Walde, vor welchem sich eine mit üppigem Grase bedeckte Wiese ausbreitete. Die hungrigen Thiere machten sich gleich über das Gras her und es schmeckte ihnen vortrefflich, so daß sie allmählich zunahmen. Vergnügt setzte er sich nieder, nahm die Flöte zur Hand und spielte. Mittlerweile kamen aus dem Walde sieben kleine Männchen herangehüpft. Der Schäfer bemerkte sie nicht eher, als bis dieselben ganz nahe stunden und um ihn herum sprangen, tanzten und die wunderlichsten Possen von der Welt trieben. Als unser Hirt diese kleinen Wesen gewahr wurde, konnte er sich über die Männchen nicht genug wundern, gewann dieselben trotzdem bald lieb und spielte ihnen auf der Flöte, während die Männlein tanzten. Auf diese Weise verkürzte sich der Schäfer die lange Weile Dieses dauerte den ganzen Tag bis zur sinkenden Nacht, und unser Hirt unterhielt sich dabei so gut, daß er selbst sein Mittagsessen vergessen hatte.

Kaum war der erste Stern am Himmel erschienen, so verschwanden die Männchen von der Wiese und der Hirt trieb frohes Muthes die wohlgenährten Schafe nach Hause.

Als der König die Schafe erblickte und sah, wie dieselben an Fleisch zugenommen hatten, war er hoch erfreut. Beim Zählen jedoch fehlten sieben Stück von der Herde. Der Schäfer erschrak und konnte nicht sagen, wohin diese sieben Schafe gekommen seien. Dießmal vergab es ihm der König, weil die Herde so gut genährt war. Die Schafe verloren indes über Nacht alles ihr Fleisch und waren nun so mager wie vorher, denn sie hatten das Gras einer Zauberwiese gefressen, dessen Wirkung nur bis Mitternacht währte. Unbekümmert darum trieb der Hirt seine Schafe wieder auf die üppige Wiese, nahm sich aber vor, auf die Herde besser Acht zu geben.

Die Schafe weideten und der Schäfer spielte auf der Flöte. Alsbald kamen die Männlein wieder herbei, hüpften wie gestern und trieben ihren Schabernack den ganzen Tag.

Des Abends als der König die Schafe zählte, fehlten wiederum sieben Stück. Dießmal konnte er es nicht so hingehen lassen; zur Strafe bekam der Hirt keinen Lohn und der König drohte ihn fortzujagen, wenn Ähnliches noch einmal vorfalle. Eine solche Drohung ängstigte unsern Schäfer und er dachte nach, wer wohl der Dieb sein möge, ob ein Wolf oder gar die Männchen.

Trotzdem aber trieb er am dritten Tage die Herde auf den alten Weideplatz, da das Treiben der kleinen Wesen ihn ergötzte. Als am folgenden Morgen der Hirt auf die Wiese kam, so warteten die Männchen schon und baten ihn, er möge ihnen auf der Flöte spielen. Der gutherzige Schäfer konnte ihre Bitte nicht abschlagen; er spielte und die Männlein tanzten und sprangen.

Abends trieb der Schäfer die Herde heim, aber wehe, auch dießmal fehlten sieben Schafe. Darüber ward der König zornig und sprach: „Du hast bei mir ausgedient, über die Nacht lasse ich dich noch hier, aber morgen früh verlässest du die Stadt.“ — Am andern Morgen wanderte der Hirt traurig aus dem Schlosse, in dem er nur drei Tage gedient hatte.

Tiefgebeugt langte er auf seinem Weideplatze an und vor Schmerz warf er sich in's Gras und klagte: „Was fange ich nun an, ich armer Wicht, ohne Dienst, ohne Brot, der Winter ist vor der Thüre und ich muß geradezu verhungern.“ Er weinte und bereute es tausendmal, auf diese verhexte Wiese die Herde getrieben zu haben.

Plötzlich stand vor dem Hirten ein graues Männlein und sprach: „Beruhige dich und höre mich an; denn ich bin derjenige, welcher dir dreimal sieben Stück Schafe gestohlen hat.“ — „Du bist dieser Schurke“, schrie der Hirt, „so gib sie mir zurück.“ — Das Männchen antwortete: „Ich habe die Schafe nicht mehr, jedoch werden sie dir reichlich ersetzt werden, sei nur ruhig. — Sieh mich an; vor vielen Jahren habe ich anders ausgesehen, denn damals war ich der König der Zwerge.

Höre nun, wie die Herrschaft über mein Volk für mich verloren ging. — Der König der Schlangen, nämlich der Drache, ist einst mit allen Schlangen ausgezogen, um für den Winter eine bequeme und schöne Wohnung aufzusuchen. Da hörte das Ungeheuer von meinem Zwergenberge, in dem es so prächtig aussieht, und von dem großen Schatze, den wir bewachen. Es gefiel ihm solche Nachricht und er machte sich in unser Reich auf. Meine Zwerge konnten den Schlangen keinen Widerstand entgegenstellen, denn jede versetzte dem Zwerge einen tödlichen Biß. Nur mich und meine sieben Kinder verschonten die Schlangen, welche darauf von meiner Wohnung Besitz nahmen und seitdem jeden Winter zurückkehren. Mein goldenes Gewand wurde in dieses graue verwandelt, und weil ich früher den Leuten viele Wohlthaten erwiesen habe, wurde ich von den Schlangen, welche der Menschen Feinde sind, verurteilt, denselben Schaden zuzufügen. Darum mußte ich dir dreimal sieben Stück Schafe stehlen, und zwar that ich es zu der Zeit, als meine Kinder um dich herumtanzten und du auf die Herde nicht aufmerksam warst. Vergib es mir und sei sicher, ich that es nur meiner Kinder wegen, welche großen Hunger hatten, denn der Drache gibt uns im Sommer nichts zu essen, nur den Winter über bekommen wir etwas. Unsere Pflicht besteht darin, für die Schlangen zu wachen und sie vor Gefahr zu beschützen. Nun aber habe ich das Leiden satt und bitte dich, Jüngling, sei unser Erretter! Als Lohn erhältst du den großen Schatz."

„Recht gerne, aber wie?" antwortete der Hirt. — Der Zwerg sprach: „Folge mir", und nun gingen beide in den Wald, in dessen Mitte sich ein mächtiger Berg erhob.

Als diese zwei bei dem Berge anlangten, sprach der Zwergenkönig zum Hirten: „Besteige die Spitze des Berges und du findest dort einen Baum und unter dem Baume einen schwarzen Stein. Diesen nimm heraus, grabe nach, und du wirst ein goldenes Kästchen erblicken. In demselben

befindet sich ein Schwert, ein weißes Tuch und ein kristallenes Gefäß mit einer Salbe. Dieses Kästchen nimm heraus und bringe es mir. Und nun geh, ich beschütze dich."

Der Hirt kam ohne Gefahr hinauf, fand alles so, wie der Zwerg gesagt hatte und brachte das Kästchen herunter.

Jetzt sprach wieder der Zwergenkönig, indem er das Kästchen unserem Schäfer übergab: „Mit der Salbe in dem Kristallgefäße reibe deinen Körper ein, damit dir das Gift der Schlange nicht schade, nimm hierauf das Schwert und Tuch, verstecke dich im Gebüsche und erwarte die Schlangen, denn heute ist der Tag, an dem sie kommen, um über den Winter im Berge zu schlafen. Sind alle Schlangen im Berge drinnen, so trittst du nach einer Weile hervor, gehst zu der Stelle, an welcher die Schlangen in den Berg krochen, pflückst dort ein Blümchen, welches an dieser Stelle wächst, berührst mit demselben den Berg, der öffnet sich dann, und du kannst eintreten. Am leichtesten wirst du den Drachen tödten, wenn du auf seinen Rücken trittst, denn so kann er dir nicht schaden. Nimm hierauf das Schwert in die rechte Hand und breite mit der linken über die Krone, welche der Drache auf dem Kopfe trägt, das weiße Tuch aus und nimm dieselbe weg. Ist dieß geschehen, so erwacht der Drache und mit ihm auch die Schlangen, welche auf dich zustürzen werden, jedoch haue nur kräftig um dich herum, und von dem Rücken des Drachen steige nicht herab. Dann wird der Drache mit dir davonfliegen. Gewahrst du im Fluge Wasser unter dir, so schlage mit der im weißen Tuche eingewickelten Krone den Drachen siebenmal auf den Kopf. Auf das stürzt der Drache in's Wasser, du aber fällst auf ein Schiff, welches dich an das Ufer bringt. Dort angelangt, wirf die Krone auf die Erde, tritt auf sie und sprich: „Ich will bei den Zwergen sein!" und in einem Augenblick bist du bei uns und empfängst deinen Lohn. Jetzt lebe recht wohl, sei muthig und vertraue auf unsere unsichtbare Hilfe." — Der Zwergenkönig verschwand.

Der Hirt begab sich nun hinter ein Gebüsch und rieb seinen Körper mit der Salbe ein, nahm das Schwert in die rechte Hand, das weiße Tuch in die linke. So gerüstet, erwartete er die Schlangen. Es dauerte nicht lange und diese kamen unter Zischen heran. Der König kroch zuerst. Als er beim Berge ankam, riß er mittelst seiner Zunge ein grünes Kraut aus, berührte mit demselben den Berg, dieser sprang auf und er kroch hinein. Eine unendliche Reihe von Schlangen folgte seinem Beispiele. Als die letzte Schlange im Berge verschwunden war, schloß sich der Felsen zu.

Nach einer Weile trat unser Hirt hervor und berührte mit dem Hexenkraute den Felsen, wie er es von den Schlangen gesehen hatte, und der Felsen that sich auf.

Der Schäfer trat nun in das Innere des Berges, und nachdem er eine Reihe von prachtvollen Gängen und Gemächern durchschritten hatte, kam er in einen äußerst kostbar geschmückten Saal, dessen Wände von Gold waren und mit Edelsteinen reich besetzt. In der Mitte desselben stand ein kristallener Tisch, auf dem zusammengerollt der Schlangenkönig lag, am Boden um den Tisch herum schliefen die übrigen Schlangen [1]).

Muthig schritt der Hirt über die Schlangen hinweg, ohne daß er ihnen oder sie ihm geschadet hätten, frisch auf den Tisch zu, stieg auf den Rücken des Drachen und nahm demselben mit der in das weiße Tuch gewickelten Hand die Krone weg. Kaum war dieß geschehen, so streckte sich der Drache aus, und nun setzte sich der Hirt so auf den Drachen, als wollte er auf ihm reiten.

Der Drache sprühte in seinem Grimme Feuer aus dem Rachen, und die erwachten Schlangen sprangen auf den Hirten und wollten ihn beißen, allein dieser hieb einer jeden Schlange,

---

1) Während des Winterschlafes sind die Schlangen gefühllos und so starr, als wären sie von Stein. Zuerst erwacht die älteste Schlange (der Drache) und weckt dann die übrigen auf, indem sie ruft „Es ist Zeit."

welche in seine Nähe kam, den Kopf ab. — Jetzt bekam der Drache Flügel, erhob sich mit großem Geräusche, durchbrach den oberen Theil des Berges und gelangte ins Freie. Er flog nun, mit dem Hirten auf dem Rücken, über Berg und Thal pfeilschnell fort. Als der Schäfer unter sich plötzlich Wasser erblickte, schlug er den Drachen mit der Krone siebenmal auf den Kopf, und siehe da, der Drache senkte sich mit fürchterlichem Gebrülle in's Meer. Der Hirt fiel, wie der Zwerg vorhergesagt hatte, auf ein Schiff und dieses brachte ihn an das Ufer. Hier angekommen, gedachte er abermals der Worte des Zwergenköniges und warf die Krone auf die Erde, trat darauf und sprach: „Ich will bei den Zwergen sein!" — In einem Augenblicke war er an dem gewünschten Orte und stand vor dem rauchenden Berge, unter den jubelnden Zwergen, welche ihn als ihren Retter begrüßten.

Mit vielen Danksagungen übergab der Zwergenkönig dem Schäfer den großen Schatz. Der Hirt war nun überreich, kaufte dem Könige, bei dem er früher gedient, sein Land ab und heiratete eine seiner Töchter und lebte viele Jahre lang glücklich.

Die Zwerge aber zogen in ein anderes Land und machten sich dort ansäßig.

Von den Schlangen wurden die meisten verbrannt oder von dem einstürzenden Berge erschlagen, jene aber, denen es gelang, sich zu verkriechen oder zu entkommen, wurden von der Hitze so geblendet, daß sie alle blind wurden und es heutiges Tages noch sind. Seit dieser Zeit, sagen die Leute, gibt es wohl Wassereidechsen, aber wenige Schlangen und gar keinen Drachen mehr.

19. Wie ein Schafhirt reich wurde.

Ein Hirt weidete auf der Wiese seine Schafe. Es war ein heißer Sommertag, und die Herde verlief sich in den benachbarten Wald, um vor der Hitze geschützt zu sein. Als sich der Hirt vergebens bemüht hatte, die Schafe zusammenzutreiben, wurde er zornig, und die Herde sich selbst überlassend, ging er fort in die weite Welt. —

Unser Schäfer war das Gehen gewohnt, daher dauerte es gar nicht lange und er stand vor dem Thore der Hauptstadt, die er noch nie gesehen hatte. Ihm kam daher vieles wunderbar vor, und er blieb oft mit aufgesperrtem Munde stehen, wie die Kuh vor der neuen Stallthür. Unter anderem gewahrte er einen Mann mit blauen Beinkleidern und weißem Rocke. Erstaunt über solche Kleidung, fragte er einen Nebenstehenden: „Freund, könnt Ihr mir nicht sagen, was das dort für ein Herr ist, der blaue Beinkleider und einen weißen Rock trägt?“ — „Das ist ein Soldat“, erwiederte der Gefragte. „Soldat! was ist denn das, ein Soldat?“ fragte abermals der Hirt. „Der Soldat ist im Dienste des Königs, wofür er Geld bekommt; er muß Wache stehen und in den Krieg ziehen“, sagte der Städter. „So ein Stand möchte mir gefallen“, erwiederte der Schäfer, „könnte ich wohl Soldat werden?“ — „Das versteht sich, und Ihr kämet dem Könige gerade recht, denn jetzt braucht er viele Leute, da es mit dem benachbarten Könige wahrscheinlich zum Kriege kommt.“

Nachdem der Hirt noch über Verschiedenes gefragt hatte, ging er in's königliche Schloß und ließ sich anwerben. Schon des andern Tages schritt der neugebackene Soldat stolz durch die Straßen der Hauptstadt und bildete sich auf seine Kleidung etwas ein.

Kaum konnte unser Soldat ein wenig mit dem Gewehr umgehn und bald rechts bald links sich drehen, so kam schon die Reihe an ihn, Wache zu stehn, und zwar in der Nacht. Dieß hätte ihn nicht eingeschüchtert, denn er war kein Hasenherz, aber es stand dießmal, wie er von einem Kameraden hörte, das Leben auf dem Spiele. Der Soldat sollte nämlich bei dem „Teufelsfelsen" von 11—12 Uhr wachen, und um diese Zeit trieb dort der Teufel sein Wesen, und der hatte schon manchen wachehaltenden Soldaten in Stücke zerrissen. Der Hirt wurde ganz außer sich und dachte nach, wie er dieser Gefahr entkommen könne. Während seine Kameraden zu Mittag in der Kaserne ihr Mahl verzehrten, machte sich der Schäfer unbemerkt reisefertig und verließ so schnell, als es eben ging, die Stadt. Außerhalb derselben begegnete er einem Greise, welcher den Soldaten nach der Ursache seiner Eile befragte. Der Hirt, gewöhnt, offen und wahr zu reden, vertraute sein Vorhaben dem alten Manne. Dieser sprach: „Mein Sohn, du begehst eine schlechte That, indem du wegläufst; kehre zurück, stelle dich auf den gefürchteten Posten, vergiß nur nicht mit dem geweihten Bajonett einen Kreis um dich zu ziehen. Folgst du meinem Rathe, so wird dir kein Haar gekrümmt." Die Worte des Alten gingen dem jungen Ausreißer zu Herzen. Er machte rechtsum und schritt in die Stadt zurück.

Es hatte noch nicht eilf geschlagen, als unser Soldat schon bei dem „Teufelsfelsen" stand, und da er nach dem Rathe des Greises einen Kreis um sich gezogen hatte, und auf diese Weise seine Haut den Krallen und Zähnen des Teufels entzog, harrte er muthvoll der Dinge, die da kommen sollten.

Um eilf Uhr kommt der böse Geist und rennt auf die Wache los. Vor dem Kreise angelangt, kann er nicht weiter, und schreit vor Zorn schnaubend: „Komm heraus, sonst zerreiße ich dich!“ — Der Soldat gab weder eine Antwort, noch rührte er sich von der Stelle. Der Teufel rief dasselbe noch zweimal, aber umsonst; hierauf sprach er gelassen: „Du bist der erste, der meiner Macht Trotz geboten. Für diese That sollst du einen Lohn von mir haben. Komm mit mir!“ — Der Soldat besann sich eine Weile und folgte dann dem Teufel. Dieser schritt rasch auf eine Stelle des Felsens zu und dort schlug er mit einer goldenen Ruthe auf den Felsen, welcher sogleich aufsprang. Beide traten in das Innere ein. Hier zeigte der Teufel dem erstaunten jungen Soldaten die Menge Goldes, Silbers und schöner Perlen. Als beide sich verabschiedeten, übergab der Teufel unserm Hirten drei wertvolle Sachen und sprach: „Brauchst du Geld, so komm zu diesem Felsen, schlage mit der goldenen Ruthe, die ich dir da schenke, auf denselben und er öffnet sich dir, worauf du so viel von den Schätzen nehmen kannst, als du nöthig hast. Dieses Fläschchen enthält eine Flüssigkeit von der Beschaffenheit, daß ein mit derselben befeuchtetes Schloß sich alsogleich öffnet. Das dritte ist diese schwarze Wurzel. Legst du sie auf ein Häuflein Geld, so wird augenblicklich das gerecht erworbene von dem ungerecht erworbenen geschieden.“ Nachdem dieses der Teufel gesagt hatte, verschwand er.

Der Soldat wollte sich auf seinen Posten begeben, jedoch es stand schon ein anderer Wache. Er ging nun zu dem Vorgesetzten und erzählte, wie es ihm ergangen war. Da er sich nun ohne große Mühe genug Geld verschaffen konnte, kündete er dem Könige den Dienst und führte von nun an ein bequemes Leben, vergaß aber dabei der Armen nicht. So schenkte er seinem Schuhmacher, der sehr dürftig war, für das jedesmalige Putzen der Stiefel einen Dukaten. Der arme Schuhmacher pries auch, wohin er nur immer kam, die

große Freigebigkeit seines Wohlthäters. Eines Morgens sprach der reiche Schäfer zum Schuhmacher, welcher eben die Stiefel gebracht hatte: „Ich habe dir schon viel Gutes gethan, aber es ist noch zu wenig. Ich will dich zu einem reichen Manne machen, komm daher heute zu mir, wenn es dunkel geworden ist."

Vor Freude außer sich, verließ der Schuhmacher den Schäfer und hatte nun nichts Eiligers zu thun, als allen Leuten, denen er begegnete, das ihm bevorstehende Glück auszuposaunen. Einer erzählte es dem andern, und so ging diese Nachricht durch die Stadt, bis es selbst der König erfuhr. Dieser ließ den Schuhmacher vor sich rufen und nachdem er ihn über die Sache genau befragt hatte, sprach er: „Ich werde dich auch reich machen, wenn du mich heute anstatt deiner mit dem Schäfer gehen läßt und mir deine Kleider borgst." Der Schuster willigte ein und versprach darüber zu schweigen.

Als es dunkel wurde, begab sich der König in der Kleidung des Schuhmachers zum Schäfer, welcher ihn schon erwartete. In der Dunkelheit blieb der König unerkannt. Beide gingen nun in das Haus eines wegen Betrug und Wucher berüchtigten Kaufmannes. Mit dem Zauberwasser befeuchtet, sprangen alle Schlösser auf und so gelangten sie bis zu der Kasse. Nachdem diese geöffnet war, legte der Schäfer die schwarze Wurzel auf das Geld und siehe da — fast die Hälfte des Geldes, nämlich das ungerecht erworbene, flog heraus und wurde vom Könige aufgefangen, da ihm der Schäfer zurief: „Greif nur zu! Nimm so viel du kannst!" — Als beide das Haus des Kaufmannes verließen, sprach der verkleidete König: „Jetzt gehen wir wohl in die königliche Schatzkammer, nicht wahr?" — „Hast du denn nicht schon genug an diesem, daß du noch mehr verlangst? Ich war noch nicht drinnen und gehe auch heute nicht hinein", antwortete der redliche Schäfer. Der König ließ ihm aber keine Ruhe, bis er nachgab und seine Schritte nach dem Schatzhause richtete.

Im Innern desselben angelangt, legte der Schäfer abermals die schwarze Wurzel auf das aufgespeicherte Geld, aber nichts rührte sich von der Stelle. Der König horchte gespannt, bis der Schäfer ihm befehlen werde, zuzugreifen, aber dieser schwieg, und als der König mit der Hand in das Geld fuhr, um einiges mitzunehmen, sprach der Schäfer voll Entrüstung über die kecke That: „Augenblicklich laß ab von dem, oder ich haue dir den Arm entzwei, denn merke dir's, ich nehme nur das ungerecht erworbene Geld.“ Gleich darauf verließen beide das Schatzhaus und vor der Thür desselben nahmen sie Abschied von einander. Da sprach der Schäfer zum vermeinten Schuhmacher: „Weil du arm warst, so wollte ich dich reich machen, aber kaum hast du den Glanz des Goldes gesehen, wirst du auch schon habsüchtig. Geh von mir, erwarte nie mehr eine Unterstützung.“

Des andern Tages ließ der König den Schäfer holen und belobte ihn wegen seiner Ehrlichkeit, nachdem er demselben das Geheimnis der vorigen Nacht offenbart hatte. Dann bat er ihn, er möge auf die Weise fortfahren, den Armen zu nützen. Der Schäfer that dieß auch und lebte so, sich und andere Leute glücklich machend. Als er zu sterben kam, vermachte er die drei Zauberdinge dem Könige.

20. Di drei Dosna (Dosen.)

S' war a moal an oami bluadoami Beirinn, de hot a Madl ghabt und dös hot Annamia'l[1]) ghaßa. A mal wia d'Annamia'l in d'Schul gonga r'is, is a rechta'n 'oama olda Dattl[2]) daherkema und hots bitt' um a bissa'l was. Da Annamia'l dö e als wia woachherzi woa, hot a d'aboamt[3]), wal n'a d'andan ali ausgheanzt[4]) ham und is heagonga und hot eam von Brot was zun Fruahstuck ghabt hot, d'greßari Hälfti geb'n. Jetz is owa dea r'Aldi heagonga, und hot ia drei scheni scheni Dosna geb'n und hot ai gsagt, daß is, eh'nda drei Joahr vuabei san, nit aufmocha deaf. D' Annamia'l hot de Dosna gnumma und da r'Aldi is vaschwundn.

Wia bald drei Joahr um woan, is d'Muada gstuab'n und 'Annamia'l hot a besi besi Stiafmuada kriagt. Da hot d'Annamia'l weida nit g'woant und s'is ia r'als wia hoat gscheg'n[5]). D'Stiafmuada hots nid a mal leid'n kinna, wanns gwant hot und hots immara' raunzats[6]) Mensch ghaßa. Und orwat'n hots miaßa so schwea, daß a sie nimma'r auskennt hot. A mal hots goa miaßa 'ra Klad mocha, des so glonzad woa wia d'Sunn. Weils des nit kinna hot, hots halt zun woana r'angfangt, daß schia r'an Stoan het d'aboama kinna. Do auf amal san ia dö drei Dos'na eingfalln, des z'schenka kriagt hot und sie is glei hea gonga, is hoam grennt

1) Anna Maria. 2) Mann. 3) Erbarmt. 4) Verspottet. 5) Ist ihr hart geschehen. 6) Stets weinend.

und hot d'easti aufgmocht. Wia hots owa g'schaut, wias a schens schens Klad außazogn hot, des so glonzat woa wia d'Sunn. Volla Freid hots des Klad gnumma und is zu da Stiafmuada g'rennt und hot ias geb'n. De hot owa weida nit g'schnauzt [1]) wias des gseg'n hot und weils schiach woan is, hots ia glei gsogt, si soll a Leinwad [2]) spinna, de soll fufz'g Elln brat sein und soll si duach an Fingaring duachiziag'n lossa. D'Annamia'l is ietz heagonga und hot d'zweiti Dos'n aufgmocht und hot a Leinwad außazogn, de woa fufz'g Ell brat und hot si duach an Ring so guat duachiziag'n lossa, als obs nix wa. Volla Freid hots is da Stiafmuada brocht. Dö owa is fuchti woan driwa [3]), weils glaubt hot, d'Annamia'l hets gspunna, und hot ia gsogt, si soll a G'schloß bau'n gonz aus Glas, so hoch wia de hechsti Berg. D'Annmia'l is ietz hergonga, hot d'letzti Dos'n gnumma, is außigonga und hots wolln aufmocha, da is ia auf a mal owag'falln und stott da Dos'n is Gschloß da gwest, gonz aus Glas und des woa so hoch als da hechsti Berg. Wia des d'Stiafmuada geseg'n hot, is außi kema und iwa d'Stiag'n aufigrennt. Wias owa ob'n woa, is ausgruscht, owigfalln und hot si's Gnack brocha. D'Annamia'l owa r'is aufikema und wias omad [4]) woa, is ia r'a Prinz entgegn'n kema, hots g'heirat und d'Annamia'l is a groß i, großi Kenichin woan, und wenns nit gstuab'n is, so lebts heint no.

---

1) Die Nase gerümpft. 2) Leinwand. 3) Böse worden darüber. 4) Als sie oben war.

21. Für einen Kreuzer hundert.

Es war einmal eine Witwe, welche einen Sohn hatte, den sie christlich erzog und auch fleißig in die Kirche schickte. Da hörte der Knabe einst in der Predigt die Worte: „Wer den Armen etwas gibt, dem zahlt es Gott hundertfach zurück.“ Sogleich gab der Knabe einen Kreuzer in den Klingelbeutel und hoffte nun von Tag zu Tag, daß Gott zu ihm kommen werde, um ihm hundert Kreuzer zurückzuzahlen. Als er aber vergebens wartete, ging er zum Pfarrer und erzählte ihm alles. Der Pfarrer stellte ihm vor, daß dieses ganz anders zu verstehen sei. Der Knabe wollte sich aber damit nicht zufrieden geben. Um ihn los zu werden, gab ihm der Pfarrer den Rath, er möge sich aufmachen und den lieben Herrgott suchen, vielleicht begegne er ihm und dann werde er ihm die hundert Kreuzer wohl zurückzahlen. Der Knabe ging sogleich nach Hause, schnürte sein Bündelchen und verabschiedete sich von seiner Mutter und wanderte fort.

Als es Abend geworden war, sah er eine Hütte, in die er hineinging und den Bauer um Brot und Nachtlager ansprach. Dieser fragte ihn, wohin er gehe. „Ich will den lieben Herrgott aufsuchen“, sagte er. Der Bauer war verwundert und versprach ihm Brot und Nachtlager, wenn er bei dem lieben Herrgott einen Gruß von ihm ausrichten und ihn fragen wolle, warum sein Apfelbaum, der früher so viel Obst getragen, jetzt gar nichts mehr trage. Der Knabe versprach es und wanderte am Morgen weiter.

Abends kam er in eine große Stadt, in deren Mitte das königliche Schloß sich befand. In dieses ging er hinein und bat wieder um Nachtlager und Brot, indem er den Zweck seiner Reise erzählte. Man berichtete es dem Könige, und dieser ließ ihn zu sich rufen und gab ihm zuletzt den Auftrag, dem lieben Herrgott einen Gruß auszurichten und ihn zu fragen, warum das früher so heilsame und reine Wasser des Schloßbrunnens jetzt verunreinigt und stinkend geworden sei. Der Knabe versprach auch dieses und wanderte nach herzlichem Danke des Morgens weiter.

Am Abend fühlte er sehr große Müdigkeit, und zum Glück erblickte er ein Kloster und ging hinein. Auch hier bat er um Brot und Nachtlager und erzählte dem Thorwärter, wen er suche. Dieser berichtete es dem Prior, und dieser gab ihm den Auftrag, im Falle er dem Heiland begegnen sollte, so möge er von ihm einen Gruß ausrichten und ihn fragen, warum in dem früher so friedlichen und stillen Kloster jetzt immer um 12 Uhr Mittags gezankt würde. Der Knabe versprach auch dieß und wanderte weiter. Doch die ganze Nacht hatte es geregnet, und des Morgens goß der Regen in Strömen herab. Der Knabe war schon bis auf die Haut naß geworden, als er auf einmal einen Mann mit einem großen rothen Regenschirm vor sich erblickte. Er beeilte sich ihm nachzukommen und bat diesen, er möge ihn doch auch unter dem Regenschirme gehen lassen. Das geschah und im Gehen erzählte nun der Knabe, warum er eigentlich die Reise angetreten habe. Der Fremde hörte lächelnd zu und sagte ihm: „Da kannst du noch lange fortgehen, bis du den Heiland antriffst; wenn du mir aber folgen willst, so kehre um und sage jenem Bauer: In früherer Zeit haben die Äste des Baumes über den Zaun gehangen, und von den Früchten sei den Armen viel zu Gute gekommen, während er später den Zaun hinaus gerückt habe; rücke er den Zaun wieder herein, so werde der Baum wieder fruchtbar werden. Dieß sollst du dem Bauer aber

erst dann sagen, wenn er dir hundert Kreuzer versprochen hat. Dem Könige sage: Seitdem er das Wasser des Brunnens den andern Menschen entzogen habe, sei es so schlecht geworden; übergäbe er den Brunnen wieder dem öffentlichen Verkehre, so würde das Wasser wieder seine vorige Güte bekommen. Aber dieses mußt du ihm erst sagen, nachdem er dir für die Angabe der Ursache 100 Thaler zugesagt hat In dem Kloster sage, daß der Koch der Zwietrachtsteufel sei, und sie sollten ihn deshalb so geschwind als möglich entfernen. Vorher müsse er sich aber 100 Gulden ausbedingen." In dem Augenblick verschwand der Fremde, und der Knabe kehrte sogleich um und that, wie ihm der Fremde befohlen hatte.

So bekam er mehr als hundertfältigen Lohn.

---

22. Die Ziege und die Ameise.

Ein Bauer hatte eine Ziege, die er über alles liebte. Da sprach er eines Tages zu seinem Sohne Karl: „Hoalt ma di Goaß owa guat, sunst wird da da Kopf ogschlagn." Der Knabe that, was ihm befohlen war, ließ von der Ziege Wiesen abfressen, Wald abfressen, den Teich aussaufen u. s. w. und trieb dann frohen Muthes seine Ziege nach Hause. Daselbst angekommen, fragte der Bauer die Ziege: „No Goaß, hast di heit ongfressn?" Die Ziege antwortete: „Hoab a Lawabladl [1]) gfressn, hoab a Trinkerl Wassa than, hoab me am hoaten [2]) Stoan g'setzt. Me." Der Bauer erzürnte sich ob dieser Antwort so sehr, daß er seine Drohung in Erfüllung gehen ließ. Nun schickte er seinen andern Sohn. Wenn auch dieser der Ziege alles Mögliche that, so antwortete sie doch auf die Frage des Bauern: „Hoab a Lawablattl gfressn, hoab a Trinkerl Wassa than, hoab me am hoaten Stoan g'setzt. Me." Der Bauer hieb ihm ebenfalls den Kopf ab und warf ihn in den Keller. Diesem Kopfe des Knaben folgte bald der seiner Schwester und dann der seiner Mutter nach; denn auch diese konnten die Ziege nicht befriedigen und erlagen der Drohung des Bauern: „Hoalts ma mein Goaß owa guat, sunst wird eng der Kopf ogschlagn; i kann eng nacha net helfa." Nun trieb der Bauer seine Ziege selbst

---

1) Laubblatt. 2) Auf einen harten Stein.

aus. Er ließ ihr „Bama ofressn, Wiesen ofressn, Deichterl aussaufn“ und alle möglichen Freiheiten.

Als er nun zu Hause ankam, antwortete die Ziege wie gewöhnlich auf die Frage des Bauern: „Hoab a Lawabladl gfressn“ u. s. w. Kaum hatte dieß der Bauer gehört, als er voll Wuth und Zorn außer sich rief: „So, jetzt host mi um meine drei Kina [1]) und mein bravs Wei bracht, jetzt gehts dar a aso.“ Nach diesen Worten schürte er ein Feuer an, stellte einen Topf mit Erbsen auf dasselbe und schickte sich an, die Ziege zu schlachten. Er steckte ihr ein Messer in den Hals und schor die Haut. Da fühlte er einen eigentümlichen Geruch, „denn seine Orwaß ham sie anbrennt ghobt“ [2]) Er eilte nun zu seinem Topfe, um die Erbsen zu retten. Diese Gelegenheit benützte die Ziege und lief, theilweise geschoren und das Messer im Halse zur Thür hinaus und dann in ein Fuchsloch, aus dem sich der Fuchs so eben entfernt hatte, verhielt sich daselbst ruhig, bis der Fuchs nach Hause kam, und sie freute sich über den glücklichen Ausgang. Als der Fuchs nun erschien, roch er, daß etwas in seiner Höhle sein müsse, und fragte daher, indem er vor dem Eingange der Höhle stehen blieb: „Was is in meina Lucka?“ Die Ziege antwortete mit kläglicher Stimme: „A n'oame Goaß, de von da Welt nix woas, halb gschundn, halb gschabn, a Messa in Krogn, kummst ma h'rein, stich i da's h'nein.“ [3])

Bei diesen Worten wurde dem Fuchse bänglich zu Muthe und er entfernte sich traurig. Da stieß er auf eine Kuh, welche ihn fragte, was ihm fehle. Der Fuchs erzählte ihr nun, was ihm widerfahren war, worauf sich die Kuh anbot, ihn zurückzubegleiten. Allein auch sie fuhr erschrocken zurück. So gingen nun beide jammernd weiter, als eine Ameise sie mit den Worten anredete: „Was weint ihr denn, ihr seid doch beide

---

1) Kinder. 2) Die Erbsen hatten sich angebrannt. 3) Stech ich dir's hinein.

groß und stark?" — Nun erfuhr auch die Ameise die grause Geschichte und der Fuchs sprach noch besonders die Worte: „Sol ma si da net fiachten, schreits allaweil: Kummst ma h'rein, stich i da's h'nein." Nun ging die Ameise mit beiden zum Fuchsloch, hörte die Ziege an, ging aber dann muthig in die Höhle, setzte sich auf den Rücken der Ziege und kitzelte sie, so viel sie konnte. Um sich dieser Plage zu entledigen, sah die Geiß kein anderes Mittel, als sich aus der Höhle zu entfernen. Das that sie denn auch „und is auf und davon g'rennt."

---

23. Der Waldkater.

Es war einmal ein Köhler, der hatte nichts als ein Weib mit einem Kinde, das erst ein paar Tage alt war. Dieses war noch nicht getauft, und der Köhler beschloß, sich um einen Pathen umzusehen. Weil er im Walde wohnte, so mußte er in das nächste Dorf gehen, um sich einen Gevatter auszubitten, und er machte sich deshalb in seinem Sonntagsgewande auf den Weg. Dort angelangt, ging er schnurgerade in des Richters Haus, um sich ihn zum Gevatter zu bitten. Doch der entschuldigte sich ein wenig grob und sagte, daß er für so ein Gesindel kein Geld auszugeben habe, und es hätte wenig gefehlt, so hätte er den Köhler zur Thür hinausgeworfen.

Nicht besser ging es ihm bei den übrigen. Die Kindstaufe sollte des andern Tages sein, und daher mußte er, ob gerad' oder ungerade für einen Gevatter sorgen. Er ging in das nächste Dorf, das wol drei Stunden weit entfernt war und am Saume eines großen Walde lag. Als er mitten auf dem Wege war, stieg ein so arges Donnerwetter auf, daß er sich tiefer in den Wald begeben mußte, um nicht bis auf die Haut naß zu werden und sein Sonntagsgewand oben drein zu verderben. Unterdessen war es finster geworden; der Köhler, indem er auf seine Klugheit zu sehr rechnete, hatte sich dießmal geirrt. Anstatt später aus dem Walde zu kommen, verirrte er sich immmer mehr und mehr. Schon wollte er

sich, matt und müde wie er war, unter einem der Bäume niederlegen, um dort die Nacht zuzubringen, als er nicht gar weit von ihm entfernt ein Lichtlein brennen sah. Er nahm seine letzten Kräfte zusammen, schleppte sich bis zu dem Orte hin, wo das Lichtlein brannte, und sah eine große Hütte vor sich stehen, an welche er anklopfte. „Wer da!“ rief eine rauhe Stimme von innen, neben der sich das Knurren eines Katers vernehmen ließ. — „Ein armer verirrter Mann, der nur um eine Nachtherberge bittet.“ — „Wenn's sonst nichts ist, die kann ich Euch schon geben“, ließ sich wieder die vorige Stimme hören. Die Thür wurde aufgemacht, und ein großer starker Mann trat heraus, dem ein schwarzer Kater, so groß wie ein Kalb, auf dem Fuße folgte. Der Mann führte den Köhler in die Hütte und fragte ihn, was ihn noch so spät in den tiefen Wald herein brächte. Der Gevatter Köhler erzählte nun, er suche einen Pathen für seinen kleinen Buben, allein überall sei er abgewiesen worden, er habe in das nächste Dorf gehen wollen und sich verirrt.

Der Mann hatte dem Erzähler aufmerksam zugehört und sagte: „Nun, wenn Ihr nichts anderes wollt als das, den Gefallen kann ich Euch schon selber thun; für heute geht schlafen, und was morgen zu thun ist, das wollen wir schon richten.“ Er wies dem Köhler ein Bett zum Nachtlager an, während er sich mit dem Kater auf die Erde legte. Zeitlich früh stand er auf, pflückte einen „Buschen“ von seinen Fensterblumen, weckte den Köhler, spannte den schwarzen Kater ein, und fort ging's zu des Kohlenbrenners Hütte. Dort angekommen, nahmen sie das Kind und fuhren in's Dorf zur Taufe. In derselben erhielt es auf den Wunsch des Pathen den Namen „Waldkater“. Man fuhr gleich wieder nach Hause, wo der Fremde das Kind und den Strauß dem Vater übergab und mit seinem Rappen waldeinwärts fuhr. Der Kohlenbrenner übergab nun den Knaben sammt dem Buschen der Mutter und sagte zugleich den Namen des Kindes.

Doch da hatte der gute Mann ein Wetter zu überstehen. „Pfui Teufel", fing sie an, „das ist nicht einmal ein Name für einen Hund, geschweige denn für einen ehrlichen Christenmenschen; aus dem Kerl da wird was Saubres werden, und den Buschen hätt' sich der eiserne Aff' auch behalten können; für den ist es schon der Mühe wert, einen Waldkater als Kind zu haben. Ich hätte ihm den Buschen vor die Füße geworfen." ....

Als sie dieß sagte, fiel er ihr wie weggeblasen aus der Hand, und eine Menge Dukaten rollten aus demselben heraus. Das setzte das überraschte Ehepaar in nicht geringes Erstaunen. Erfreut klaubten sie das Geld auf und sahen, daß es nicht weniger als tausend Gulden waren. Nun hatte aller Streit ein Ende, aller Zorn war verschwunden, sie lobten den edlen Wohlthäter und dachten nur daran, was mit dem vielen Gelde anzufangen wäre. Der Mann wollte den ganzen Wald kaufen und sein Handwerk im großen betreiben, aber das Weib, welches ein wenig herrschsüchtig und eitel war, wollte durchaus ein Herrschaftshaus haben. Endlich einigten sie sich dahin, einen Meierhof zu kaufen, um dort ruhig und glücklich ihre Tage zuzubringen. Das geschah, und von der Zeit an lebten sie geehrt und zufrieden.

Unterdes war auch unser kleiner Waldkater größer und ein schlimmer Bub geworden, wie seine Mutter vorausgesagt hatte. Er bekam daher mehr Schläge als zu essen, und das bestimmte ihn, seinen Eltern bei Nacht und Nebel durchzugehen. Wohin, das wußte er selbst nicht, aber es war ihm auch alles eins, wohin er käme, darum rannte er schnurgerade in den Wald hinein, und fort und fort, bis er endlich selbst nicht mehr wußte, wo ein und wo aus.

Sorgenlos legte er sich nieder, und als es Tag geworden war und er erwachte, sah er unweit seines Lagerplatzes eine Hütte stehen. Er ging hin und mir nichts dir nichts klopfte er fest an, um zu sehen, ob denn nicht jemand darinnen sei.

„Wer da!" sagte eine rauhe Stimme, neben welcher sich das Knurren eines alten Katers vernehmen ließ. „Ich bin's, der Waldkater, macht auf, ich hab Hunger." Die Thür wurde von einem alten Manne aufgemacht, und ein großmächtiger Kater war schon im Begriff, auf den Wildfang loszuspringen, als Herr und Kater zugleich ihren Freund wieder erkannten, mit dem sie vor mehr als zwölf Jahren die Spazierfahrt in die Kirche und wieder zurück gemacht hatten. Der Pathe nahm ihn gleich freundlich auf und fragte ihn, wie es ihm gegangen sei. Als nun der Knabe alles erzählt hatte, was er wußte, fing der Pathe an: „Mein Kind, du bist jetzt gerade in einem Alter, wo man was lernen soll; wenn dich daher das Gärtnerhandwerk freut, so kannst du gleich bei mir bleiben. Ich bin jetzt ohnehin schon alt, und bevor ich sterbe, will ich dich zu meinem Erben und Nachfolger einsetzen." Waldkater willigte ein, um nicht zu verhungern; er fügte sich dem Willen seines Pathen und ward ein Gärtner.

So blieb er nun fünf Jahre dort und lernte nebst der Gärtnerei noch viele andere nützliche Dinge. Endlich wurde ihm die Gärtnerei auch langweilig, und er ging nun, wie früher seinen Eltern so jetzt seinem Pathen, im Wind und Wetter durch. Auch dießmal war er so unvorsichtig, sich ohne Lebensmittel fortzuschleichen, und er sah sich bald genöthigt, sich auf sein Handwerk zu verlegen. Als er schon ziemlich lange gewandert hatte, gewahrte er ein prächtiges Schloß. Er klopfte an und fragte, ob man keinen Gärtner brauche. Da wurde er sogleich als Hofgärtner aufgenommen.

Der König, dem das Schloß gehörte, hatte eine Tochter, die war wunderschön. Sie kam oft in den Garten und fand großes Wohlgefallen an dem jungen Gärtner. Die Hofbeamten beneideten ihn deswegen, aber weil sie ihn sonst gut leiden konnten, so sannen sie nur auf Mittel, ihn zu entfernen. Sie sagten ihm daher, der König habe ihn gesehen, wie er die Prinzessin geküßt, und deshalb habe er befohlen, den

Gärtner umzubringen. Darüber erschrak er und suchte zu entfliehen. Er theilte das im Vertrauen der Königstochter mit, und im Garten schwuren sie einander treu zu bleiben ein Jahr und einen Tag. Der Gärtner floh nun aus dem Schlosse, aber des ewigen Herumziehens müde, verdingte er sich gleich im nächsten Dorfe als Schafhalterknecht, und nicht lange darauf ward er zum wirklichen Schafhalter erhoben. Und in der That, wenn er seine Herde austrieb, so war es eine Freude sie anzusehen: In Reih und Glied marschierten sie daher wie ein Regiment Soldaten; sie waren dabei auch so abgerichtet, daß sie auf jeden Befehl hörten. Wenn sie dann des Abends nach Hause getrieben wurden, so marschierten sie wieder ordentlich vor unserm Waldkater her, und der spielte so lustige Stücklein auf der Flöte, daß es eine Freude war. Das that er aber um der Königstochter willen, unter deren Fenstern die Schafe vorbeigetrieben wurden. Doch gab er sich nie zu erkennen und hüllte sich tiefer in seinen Mantel, wenn er vor dem Palaste des Königs vorbeikam, um von den Höflingen nicht entdeckt zu werden.

Auf diese Weise war nun ein Jahr vergangen, ohne daß etwas vorfiel. Am letzten Tage desselben trieb Waldkater seine Herde ungewöhnlich weit in den Wald hinein, da kam ihm auf einmal ein fürchterlich großer Riese entgegen, der brüllte ihn an mit den Worten: „Was hast du Zwerg da in meinem Garten zu thun, weißt du nicht, daß ein jeder, der auf mein Gebiet kommt, von mir gefressen wird?“ „Meiner Seel, das wußte ich nicht“, sagte bis zum Tode erschrocken der Hirt und bat ihn, sein junges Leben zu schonen. Aber der Riese gab nicht nach und brüllte fort. Da sagte der Hirt: „Nun, wenn Ihr mich schon durchaus umbringen wollt, so bitt ich Euch nur um etwas noch: Laßt mich mein Lieblingslied noch einmal spielen, und dann will ich gerne sterben.“ „Meinetwegen“, sagte der Riese, „Musik hab ich immer gern gehört.“ Nun fing er an zu spielen, so reizend und lieb-

lich und traurig, daß der Riese zu schlafen anfing. Das eben hatte der Hirt gewollt, er zog sein Hirtenmesser aus der Tasche, und auf ja und nein lag der Kopf des Riesen auf der Erde und verwandelte sich in einen kleinen goldenen Apfel, während der übrige Körper des Riesen sich in einen großen grünen Hügel verwandelte. Schon wollte Waldkater seine Herde heimtreiben, da hörte er auf einmal ein Geräusch und sah, wie aus dem Innern des Waldes Räuber kamen und sich auf der andern Seite des Hügels lagerten. Sie machten ein Feuer an, um Fleisch zu braten, und sprachen heftig untereinander. Waldkater schlich sich nun leise an sie heran und hörte, daß sie eben berathschlagten, wie sie in der folgenden Nacht, in welcher die Hochzeit der Prinzessin mit einem fremden Prinzen sein sollte, das Schloß ausplündern und alle ermorden wollten. Als sie darüber einig waren, aßen und tranken sie und entfernten sich. Als sie aber fort waren, ging der Waldkater her, schnitt den Apfel in zwei Theile und schrieb auf dieselben das, was er von den Räubern gehört hatte, sowie auch, daß er der Gärtner sei, und den Schwur, den ihm die Königstochter geleistet hatte. Dann trieb er seine Herde heim. Die Königstochter erschien wie gewöhnlich am Fenster, aber dießmal allein, und diese günstige Gelegenheit benützte der Hirt, ihr die beiden Apfelhälften in den Schoß zu werfen. Die Königstochter erkannte ihn jetzt, war sehr erfreut darüber und beschloß, die Sache einstweilen geheim zu halten.

Als aber der Morgen kam, sagte sie zu dem Könige: „Vater, verschiebe meine Hochzeit, der heutige Tag ist ein Unglückstag; ich habe so einen schrecklichen Traum gehabt, der mich vor meiner Hochzeit warnt. Mir träumte nämlich: Wir saßen froh und vergnügt bei der Hochzeit beisammen, auf einmal hörten wir Feuer rufen, und das ganze Haus stand in Flammen, darauf drangen Räuber in den Saal und ermordeten alle Gäste, und als sie auf uns zukamen, da wachte

ich auf, ganz mit Schweiß bedeckt und an Händen und Füßen zitternd."

Der König sah darin gleich ein vom Himmel ihm gesandtes Zeichen, verschob die Hochzeit, ließ im Innern des Palastes Soldaten aufstellen, die Zimmer des Schlosses festlich erleuchten und alles so vorbereiten, als ob Hochzeit gehalten würde. Gegen Mitternacht kamen wirklich die Räuber daher und waren schon im Begriffe, das Schloß anzuzünden und in die Säle hinaufzusteigen, um zu plündern, als die Wachen aus dem Verstecke herausbrachen und alle gefangen nahmen.

Nun gestand die Königstochter ihrem Vater die Wahrheit, und der König willigte jetzt gern in die Heirath, da er dem Hirten sein Leben verdankte.

---

24. Die geraubte Königstochter.

Es lebte einst ein mächtiger König, welcher eine ebenso reiche als schöne Gemahlin hatte. Diese gebar ihm ein Mädchen. Als aber der Tag der Taufe kam, wußte der König nicht, wen er zur Taufpathin nehmen solle. Da erschien am Vorabende eine weiße Frau, die sich hiezu antrug, und die Eltern nahmen das Anerbieten freudig an, denn sie dachten das Kind werde von der Zauberin reich mit Geistesgaben beschenkt werden. Sie fanden sich auch in ihren Hoffnungen nicht getäuscht, denn die Frau beschenkte das Kind verschwenderisch mit allem Erdenklichen. Zugleich gebot sie aber den Eltern, das Mädchen vor ihrem zwölften Lebensjahre nicht aus dem Zimmer gehen zu lassen, indem sie sonst unglücklich würde.

Das Mädchen war bereits eilf Jahre alt geworden, als sie an einem schönen Sommertage ihren Vater bat, ob sie nicht mit auf die Jagd gehen dürfe. Dieser konnte ihrem dringenden Bitten nicht widerstehen und willigte endlich ein. Doch kaum hatte sie das Zimmer verlassen, als sich draußen auf einem schönen geflügelten Pferde ein Mann zeigte, der sogleich das Mädchen ergriff und mit demselben sich in die Lüfte erhob. Der König rief um Hülfe, doch vergeblich, denn das Pferd war schon so hoch, daß er es kaum mehr bemerkte. Er ging nun zu seiner Gemahlin und berichtete ihr den Vorfall, über welchen beide höchst betrübt waren. Eines Abends kam die weiße Frau, welche das Unglück der Prinzessin er-

fahren hatte, zum König, um ihn wegen des Verlustes seiner Tochter zu trösten. Sie konnte zwar nicht helfen, da sie über den Teufel, von dem das Mädchen fortgeführt war, keine Macht hatte; doch gab sie den betrübten Eltern den Trost, daß ihre Tochter noch gerettet werden könne, wenn ein Jüngling unter zwanzig Jahren es wage, in die Hölle zu gehen und die drei Wasser des Lebens, der Schönheit und der Liebe zu holen; dadurch würden nebst ihrer Tochter noch zwei andere Prinzessinnen erlöst werden.

Der König ließ nun im Lande verkünden, daß derjenige, der seine Tochter aus den Händen des Teufels errette, dieselbe zur Gemahlin bekomme.

Lange Zeit meldete sich niemand. Endlich kam ein Bauernbursche und wollte sein Glück versuchen. Der König gab ihm viel Geld mit, damit er keine Noth zu leiden brauche. Der Bursche schritt rüstig vorwärts. Als er schon längere Zeit gewandert war, kam er zu einem alten Weibe, an dem man vor Runzeln kaum das Gesicht sah. Auf seine Frage, ob hier der rechte Weg zur Hölle sei, kreischte sie: „Was hast du denn dort zu thun, laß ab von deinem Vorhaben, denn der Teufel ist ein Menschenfresser und wird dich gewiß auffressen, wenn er dich erblickt.“ Der junge Bauer ließ sich jedoch nicht abhalten. Da gab ihm die Alte eine Ruthe, mit dem Bemerken: „Wenn du mit der rechten Hand damit herumhauest, können dir die wilden Thiere, die am Eingange der Hölle stehen, nichts anhaben.“ Der Bauer bedankte sich und ging weiter. Da begegnete er einem Hahne, der ihn fragte, wohin die Reise gehe. Er erwiederte: „Ich will in die Hölle, um die geraubte Königstochter zu retten.“ Der Hahn rieth ihm davon ab; als aber seine Bemühungen vergebens waren, so lud er ihn in seine Behausung ein, um dort einige Erfrischungen zu sich zu nehmen. Als sie in der kleinen Höhle ankamen, gab ihm der Hahn drei Federn, mit dem Bemerken: „Stecke sie auf den Hut und du wirst vor den Thieren in

der Hölle sicher sein." Der Bauer dankte und schritt, durch Erfrischungen gestärkt, rüstig vorwärts. Nach einiger Zeit kam er zu einer alten Frau. „Ist hier der rechte Weg zur Hölle?" fragte er, und sie bejahte es, gab ihm ein großes Schwert mit den Worten: „Das wirst du wohl gut brauchen können." Sie fügte hinzu: „Wenn du zum Eingange der Hölle kommst, werden zwei Schlangen dich fragen, wer du seiest; darauf darfst du jedoch keine Antwort geben, sondern du schlägst jede der Schlangen mit deinem Stäbchen auf den Kopf. Sollten sie dir dann noch den Eintritt verwehren, so stecke eine von den drei Federn, die du von dem Hahne erhalten hast, auf das Stäbchen und berühre damit die Zungen der beiden Schlangen, worauf sie zischend davoneilen werden." Der Bauer dankte ihr und eilte, um die Hölle noch vor einbrechender Nacht zu erreichen.

Als er dort angekommen war, befolgte er genau den Rath der Alten. Es traf auch alles so ein. Er kam in einen langen, spärlich beleuchteten Gang, welcher mit den scheußlichsten Ungeheuern, mit Drachen und Schlangen erfüllt war. Diese konnte er nur durch das Umhauen mit dem Stäbchen von sich entfernt halten. Der Gang führte in einen großen Garten, in dessen Mitte ein Schloß stand, dessen Mauern verschwenderisch mit Gold und Silber verziert waren. Der Bauer wußte nicht, ob er stehen bleiben oder in das Schloß gehen sollte. Endlich entschloß er sich hinein zu gehen. Er war schon durch mehrere reich ausgestattete Zimmer gegangen, als er endlich zu einem kam, in welchem er Frauenstimmen hörte. Er ging hinein und bemerkte drei Prinzessinnen, die über sein Erscheinen höchlich erstaunt waren. Denen erzählte er, warum er gekommen sei. Darüber waren sie wohl sehr erfreut, sie fürchteten jedoch, daß er sein Ziel nicht erreiche; „denn der Teufel", sagten sie, „geht auf Mädchenraub aus, hält uns schon lange Zeit gefangen, und dich wird der Menschenfresser nicht verschonen." Alsdann verabredeten sie, es

solle jede eine Nacht unter dem Strohsacke ihres Bettes ihn verbergen, da der Teufel bei Tage seiner gewöhnlichen Beschäftigung nachging. Als nun der Abend kam, verbarg ihn die eine unter dem Strohsacke ihres Bettes. Eben war sie damit fertig geworden, als der Teufel in Gestalt eines Drachen hereinkam und schrie: „Ich rieche Menschenfleisch; wenn ihr mir nicht sagt, wo es sich befindet, so fresse ich euch alle drei.“ „O“, sagte die eine, „es ist ja die Wildbretkammer offen, und in dieser ist frischgeschossenes Wild, welches riecht.“ Der Teufel ließ sich dadurch besänftigen, legte sich zu Bette und schlief die ganze Nacht. Als am andern Morgen der Teufel sich entfernt hatte, kroch der Bauer aus seinem Verstecke hervor, und die Prinzessinnen zeigten ihm alles, was im Schlosse zu sehen war. Am Abend versteckte ihn die zweite Prinzessin in ihrem Bette. Als der Drache nach Hause kam, schrie er wüthend: „Ich rieche Menschenfleisch.“ „O, was denkst du“, sagten sie, „da drinnen ist ja ein frisch geschlachtetes Kalb, das verbreitet diesen Geruch.“ So ward er wieder besänftiget. Am dritten Abend bot ihm die dritte Prinzessin ein Versteck an, und als der nach Hause kommende Teufel wieder Menschenfleisch roch, erwiederte sie: „Es ist nur die Einbrennsuppe, die verbrannt ist, und daher kommt der Geruch.“ Der Teufel ließ sich abermals beschwichtigen, legte sich zu Bette, um des andern Morgens wieder seinen gewöhnlichen Geschäften nachzugehen.

Dadurch nun, daß der Bauer bei jeder der drei Prinzessinen eine Nacht zugebracht hatte, waren sie erlöst und sie entflohen mit einander. Der Bauer aber nahm mit sich die drei Wasser des Lebens, der Schönheit und der Liebe, wovon jede der Prinzessinnen eines aufzubewahren hatte. Sie setzten sich auf den Spazierwagen des Teufels und spannten sein geflügeltes Leibpferd an. Bei der Pforte fragten zwei Schlangen, wer sie seien, worauf sie jedoch keine Antwort gaben. Als sie einige Zeit in schnellem Trabe gefahren waren,

kamen sie in einen Wald, in dem sie sich verirrten. Schon war es Nacht geworden, und es zeigte sich kein Ausweg. Endlich bemerkten sie ein großes Gebäude, welches aber die Prinzessinnen sogleich als den Lieblingsaufenthalt des Teufels erkannten, und daher für ihr Leben besorgt waren. Der Bauer verbarg sie jedoch in einer nahen Höhle und ging allein in das Haus, in der Hoffnung, den Drachen mittelst seines Schwertes erlegen zu können. Bei der Pforte bemerkte er eine Schlange, welche als Thorhüter diente. „Ist der Teufel zu Hause?" fragte er. Sie nickte, aber sie ließ ihn nicht hinein gehen. Da hieb er mit dem Schwerte ein und trennte den Kopf der Schlange vom Rumpfe. Kaum war dieß geschehen, so erschien der Teufel selbst vor der Thür, und es begann nun ein harter Kampf zwischen dem Teufel und dem Bauern. Dieser jedoch behielt die Oberhand, und schnell eilte er zu den Prinzessinnen, um ihnen die frohe Botschaft zu bringen, und sie waren darüber sehr erfreut. Sie wanderten nun weiter und erreichten bald die Hütte der alten Frau, von welcher der Bauer das Schwert erhalten hatte. Die Alte bat den Bauer, er möge ihr einen Tropfen vom Wasser des Lebens schenken. Das that er auch. Sie benetzte mit diesem Tropfen ihr Gesicht und erschien nun dem Bauern als Jungfrau. Gleichzeitig fing es heftig an zu donnern und zu blitzen, und an der Stelle der Hütte zeigte sich ein herrliches Schloß. Die Jungfrau dankte für ihre Erlösung und bewirtete ihn nebst seinen drei Begleiterinnen auf's beste. Des anderen Tages setzten sie die Reise fort und erreichten des Abends die Wohnung des Hahnes. Dieser war über die Erlösung der drei Prinzessinnen höchst erfreut und bat den Bauern, er möge nun auch ihm zur Erlösung verhelfen; das könne dadurch geschehen, daß er die drei Federn, die er einst von ihm erhalten, an den Stellen, wo sie fehlen, wieder befestige. Und das geschah. Kaum war er damit fertig, als es heftig knallte; an der Stelle der ärmlichen Wohnung des Hahnes

stand ein Schloß, und der verwunschene Hahn erschien als Prinz. Er dankte ebenfalls für seine Erlösung, und der Bauer wanderte dann mit den drei Prinzessinnen wieder weiter und erreichte bald die Hütte der alten Frau, welche ihm das Stäbchen gegeben hatte. Auch diese erlöste er, indem er die vier Ecken ihrer Wohnung berührte. Auf einmal stand ein herrliches Schloß da, und die Alte zeigte sich als junge Prinzessin.

Am nächsten Tage erreichten sie die Wohnung des Königs. Wie der eine Freude hatte, läßt sich gar nicht sagen. Sogleich wurden Anstalten zur Hochzeit getroffen. Auch die weiße Frau war unter den Hochzeitsgästen. Die zwei andern von dem Bauern erlösten Prinzessinnen kehrten ebenfalls heim zu ihren Eltern.

25. Die wunderbare Rettung.

Vor vielen Jahren lebte ein König, der ein großes Reich beherrschte. Einst rüstete er sich zu einem Jagdzuge; da er aber, um in das Jagdrevier zu gelangen, über's Meer fahren mußte und die Jagd auch mit vielen Gefahren verbunden war, so sagte er bei der Abfahrt zu seiner Gemahlin: „Da ich bei dieser Jagd umkommen könnte, dieselbe auch lange dauern dürfte, müssen wir uns ein Merkmal geben, um uns wieder zu erkennen; stecke diesen Ring an deinen Finger, er ist demjenigen, den ich trage, ganz gleich; an ihm werden wir uns erkennen. Komme ich aber binnen zehn Jahren nicht zurück, so kannst du sicher sein, daß ich nicht mehr am Leben bin, und nach Ablauf dieser Frist wähle dir einen andern Gemahl."

Nach mehreren Tagen glücklicher Fahrt landete er mit zwanzig Mann seiner Getreuen und zwanzig Pferden in seinem Revier. Sie streiften umher und hatten eine ergiebige Jagd, doch bei einem Zuge, den sie unternahmen, verirrten sie sich. Sie kamen in einen Wald, wo die Bäume magnetisch waren, deshalb konnten sie aus demselben nicht herauskommen. Es war in dem Wald aber auch kein Wild, weshalb der König und seine Leute große Noth litten und die Pferde töten und essen mußten, um nicht zu verhungern. Nur dasjenige des Königs ließen sie leben. Neunzehn Leute waren den Anstrengungen erlegen, nur der König und ein Mann waren noch übrig. Die beiden hielten Rath, wie sie aus diesem Walde wegkommen könnten.

Der Mann, der dem König noch übrig geblieben war, wußte, daß in diesem Walde ein ungeheurer Vogel hauste, der zwölf Köpfe hatte. Darauf gestützt, faßte er einen sonderbaren Plan. Das Pferd, das sie noch besaßen, solle getötet und der König in die Haut desselben eingenäht werden; er solle keine andern Waffen, als das Schwert und das Messer behalten, während der Mann sich nach dem Einnähen töten sollte.

Der König wollte anfangs in diesen Plan nicht eingehen, doch nach vielem Hin- und Herreden nahm er denselben an, und es geschah, wie der Mann es wollte. Der König wurde auf der Spitze eines Berges, der sich in dem Walde befand, eingenäht, und dann tötete sich der Soldat selbst.

So war der König mehrere Stunden in einer sehr unbequemen Lage, bis endlich der Vogel kam. Der hob ihn auf, als wäre er eine Feder und flog mit ihm davon, nicht wissend, daß er eine so edle Last trage. Er flog mit ihm mehrere Stunden durch die Luft, bis er sich in einem anderen Walde auf der Spitze einer ungeheuren uralten Eiche niederließ und den eingenähten König in sein Nest legte, in dem er seine Jungen hatte, die ebenfalls zwölfköpfig waren. Hier überließ er ihn seinen Jungen, während er selbst davonflog. Der König hatte kaum bemerkt, daß der Alte weg war, als er schon sein Messer hervorzog, die Pferdehaut durchschnitt, aus derselben kroch und sämmtliche Jungen tötete. Schnell stieg er nun von dem Baum herunter und verbarg sich in der Nähe. Er hatte auch allen Grund dazu, denn der Vogel kam gerade wieder zurück. Das Geschrei, das er ausstieß, als er seine Jungen getötet sah, ist unbeschreiblich; das Brüllen eines Ochsen ist nichts dagegen. Mit seinen Flügeln peitschte er die Luft, so daß man es wohl stundenweit hören konnte. Durch dieses Geschrei wurde ein Löwe herbei gelockt. Der Vogel hatte ihn aber kaum bemerkt, als er sich wüthend auf ihn warf, denn er dachte, dieser sei der Mörder seiner Jungen. Der Löwe wäre bald unterlegen, wäre der König ihm nicht

zu Hilfe geeilt; doch auch beide vereint hatten große Noth mit dem Vogel, denn kaum hatte er ihm einen Kopf abgeschlagen, als er ihm auch schon wieder wuchs. Erst nach großen Anstrengungen gelang es ihnen, des Vogels Meister zu werden. Nun glaubte der König würde er es mit dem Löwen zu thun haben, doch wie wunderte er sich, als derselbe sich wie ein Hund zu seinen Füßen legte und ihm die Hände leckte. Sie wanderten viele Tage miteinander und der Löwe versorgte den König mit Wild, bis sie endlich an einen Fluß kamen, der siedend heißes Wasser hatte. Hier wollte der König ein Floß machen, um mit Hilfe desselben den Fluß hinabfahren zu können. Er erbaute sich zuerst eine kleine Hütte, um vor dem Regen sicher zu sein, dann nahm er das Schwert zur Hand, fällte Bäume und machte ein Floß; die Fugen verschmierte er mit Harz. Während er diese Arbeiten verrichtete, jagte der Löwe im Walde und versorgte den König so reichlich mit Speise, daß noch etwas auf die Reise übrigblieb.

Das Floß war gemacht und der König vollkommen reisefertig, nur der Löwe war noch abwesend. Da faßte der König den Plan, sich von demselben zu befreien, da er ihm immer nicht recht traute. Er stieg rasch auf das Floß und stieß vom Ufer ab, doch der Löwe kam gerade, mit einem Thier im Rachen, von seiner Jagd zurück, und als er den König auf dem Floße sah, stutzte er ein wenig, doch besann er sich nicht lange und sprang mit einem ungeheueren Sprunge auf's Floß. Aber nur mit den Vorderfüßen erreichte er dasselbe, der Hintertheil fiel in's heiße Wasser, so daß er sich tüchtig braunte. In Folge dessen gingen ihm die Haare an jenem Theile aus, und daher sind die Löwen bis auf den heutigen Tag hinten ganz kurz behaart. Nach einiger Anstrengung gelang es ihm, auf's Floß zu gelangen, wo er dem König einen Blick sandte, der ihm durch Mark und Bein ging. Doch war der Löwe großmüthig und that dem Könige nichts. Nun fuhren sie zusammen auf dem Floße; hatten sie keine

Nahrung, so hielten sie an und der Löwe ging auf die Jagd.

Sie waren viele Tage hindurch gefahren, jedoch immer durch unbewohnte Gegenden, bis sie endlich nach einigen Monaten zu einem Wirtshause kamen. Sie gingen hinein. Im Zimmer war niemand als der Wirt, dem die sonderbare Kleidung des Königs auffiel, denn er war nur in Thierfelle eingehüllt; auch wunderte er sich über seinen Begleiter. Der König fragte den Wirt um den Namen des Landes, in dem er sich befinde, und es zeigte sich, daß er nicht mehr weit von seinem Schlosse war; doch die Frist war beinahe abgelaufen. Im Gastzimmer hing an der Wand ein Schwert, das sich von selbst bewegte und das der König um jeden Preis haben wollte. Da er aber kein Geld hatte, es zu kaufen, so nahm er es, als der Wirt auf einen Augenblick hinausgegangen war, von der Wand, während er sein eigenes an dieselbe Stelle hängte. Er gab demselben einen Schwung und ging sammt dem Löwen hinaus. Sie stiegen auf's Floß und wollten fortfahren, doch es ging nicht, denn der Fluß war ganz voll von Gestrüpp und Schlingpflanzen. Der König hing nun das Schwert an die Spitze des Fahrzeuges, wodurch sie sich Luft machten, denn das Schwert fuhr hin und her und zerschnitt die Schlingpflanzen. So fuhren sie noch mehrere Tage, bis sie endlich am letzten Tage der Frist vor dem Residenzschlosse anlangten.

Während dieser Ereignisse hatte die Königin in einem Zustande der Aufregung gelebt. Das Schiff, das den König mit seinen Leuten in's Revier geführt, war zurückgekommen und hatte das Verschwinden des Königs gemeldet, deshalb drangen die Fürsten und Großen des Reiches in sie, sich einen andern Gemahl zu erwählen, doch sie sagte immer: „Kommt er binnen zehn Jahren nicht zurück, so werde ich mir einen wählen, früher nicht." Die Fürsten aber drohten ihr, denn sie wollten nicht von einer Frau beherrscht werden, bis sie

endlich einwilligte, sich zu vermählen. Die Trauung sollte am letzten Tage der zehn Jahre stattfinden. Der Bräutigam war gerade mit den Fürsten angekommen, um sich in die Kirche zu begeben, als die Heirat durch das Erscheinen des Königs verhindert wurde. Der Bräutigam und auch die Fürsten widersetzten sich und wollten den König töten, doch er zog sein Schwert, welches so fürchterliche Verheerungen anrichtete, daß von den anwesenden Fürsten kein einziger am Leben blieb.

Der König lebte noch lange mit seiner Gemahlin und war sehr glücklich; der Löwe blieb immer sein treuer Gefährte, und als der König gestorben war, nahm er keine Speise mehr und starb auf dem Grabe seines Herrn.

26. Witi.

Ein armer Bauer hat drei Söhne gehabt, zwei gescheite und einen dummen. Dieser hat Hansl geheißen und ist von seinen Brüdern immer deshalb gehänselt worden. An einem Sonntag hat einmal der Vater gesagt: „Meine lieben Söhne, ihr seid jetzt alt genug, geht und schaut euch („eng") in der Welt ein wenig um; wer das Gescheiteste heimbringt, der bekommt das Haus." „Schon recht", meinten die beiden ältern, „aber den Hansl behalte nur daheim." „Wer weiß", sagte der Vater, „der Dumme hat oft Glück."

Jetzt sind alle drei fortgegangen und am Kreuzwege vor dem Dorfe haben sie sich getrennt, und der Dumme ist seines Weges allein gewandert. In der Dämmerung gelangt er in einen tiefen Wald, wo er jeden Augenblick („alle Bot") an einen Baum stößt. Darum setzt er sich, und in der Finsternis kommt ihn der Jammer an („hot recht es ölenden og'fangt"). Wie er so weint, hört er auf einmal schön singen. Da steht er auf und geht der Stimme zu. In einem Häusl sieht er ein Licht brennen, und als er näher kommt, gewahrt er ein Meerfräulein. Dieses gibt ihm zwei Fische, die er sich braten soll. Dann sagt das Fräulein: „Mein lieber Hansl, geh mitten in dieses Wasser und schrei dreimal Witi! Witi! Witi! Du darfst dich aber nicht fürchten, denn es wird ein großer Mann kommen, der hatte zwo rote Federn auf dem Hute gehabt, als ich ihn zum letzten Mal gesehen. Hat er die Federn noch, so bitte ihn um eine; hat er eine rothe und eine schwarze

Feder, so bitte um die schwarze. Er wird sie dir wohl geben, denn du bist ja ein Neusonntagskind[1])." Hansl that, wie ihm befohlen und er brachte dem Meerfräulein eine rothe Feder. Darüber ist das Fräulein voller Freude gewesen und hat dem Hansl zum Lohn einen schönen Wagen geschenkt, der ist von selber gefahren, und wenn man gesagt: „Pick an!" so hat müssen alles an der silbernen Deichsel kleben bleiben.

Nachher hat das Meerfräulein zum Hansl gesagt: „Du bist ein Neusonntagskind, und wenn du den Himmel sehen willst, so darfst du nur um Mitternacht dreimal schreien Witi! Witi! Witi! Gleich kommt (kimmt) der wild Hackeljäger und nimmt dich mit, um dir alles zu zeigen." „Schon recht", sagt der Hansl und setzt sich auf seinen Wagen. Um zwölf Uhr ist er auf dem Kreuzwege; da hört er pfeifen, schreien, bellen und miauen. Er schreit dreimal Witi! und der wilde Hackeljäger reitet auf die Erde. Einen feuerrothen Mantel hat er angehabt, ein glühendes Messer an der Seite und ein silbernes Beil in der linken Hand. Sein Schimmel ist so weiß gewesen, daß er einen ganz hellen („hölletigen") Schein von sich gegeben hat. Seine zwei Hunde hatten brennende Augen.

Der Hackeljäger ließ den Hansl hinter sich („eam") aufsitzen und so ritten beide in die Höhe. Da hat der Hansl geschaut! Zuerst sah er den Sunnawendfeuer-Mann, wie er den Regen und den Wind gemacht hat. Nach einer Weile ist's auf einmal helllicht geworden, so daß dem Hansl vor lauter Glitzern und Flimmern („glitzan und flunkaz'n") die Augen weh thaten. Die Engel haben gesungen und alles ist von Gold und Silber gewesen. Unser Herrgott hat ein ganz goldenes Gewand angehabt und einen schneeweißen Bart, der ihm bis auf die Mitte reichte. Mein Hansl hat sich ganz verschaut, er vergaß alles um sich her und hat

1) D. h. welches am ersten Sonntag nach dem Feste des h. Johannes geboren ist. Sonntagskinder sind Glückskinder und können sehen, was andern verborgen ist.

wollen alleweil dort bleiben. Allein der Hackeljäger ist jetzt weiter geritten, und Hansl mußte mit ihm. Tief, tief sind sie hinunter geritten und da sind sie an ein schwarzes Thor gekommen, das ist von selbst aufgegangen. Innerhalb des Thores war es ganz dunkel, große Feuer haben gebrannt („hom brunna“) und man hat weinen und jammern gehört. Da sind Leute gewesen, die mußten am Pfluge ziehen und Teufel mit Ochsenköpfen haben darauf losgehauen, zur Strafe dafür, daß sie ihr Lebtag das Vieh gemartert hatten. Andere wurden in einem Kessel gesotten und haben nicht sterben können. Wieder andere sind an einem Tische gesessen, auf dem lauter gute Sachen lagen, aber wenn sie essen wollten, ist das Essen in ihrer Hand zu Gold geworden, so daß sie ewig Hunger leiden mußten.

Dann ritten sie wieder auf die Erde und der Hackeljäger trennte sich von ihm; Hansl suchte seinen Wagen auf und fuhr weiter. Auf einer Brücke traf er eine Öbstlerin, die fing an unbändig zu lachen über das Gefährt, welches ohne Roß war. Das verdroß den Hansl und er rief: „Pick an!“ Und richtig, die Öbstlerin ist daran picken geblieben mit sammt ihrer Bude. So geschah es auch zwei Bäckern, die mit ihren Ofenschüsseln aufeinander schlugen, ebenso einem Pfannenflicker und einer Pfarrersköchin. Alle blieben an der Deichselstange hängen. So kam Hansl in eine mächtig große Stadt. In dieser lebte ein König mit seiner schönen Tochter, die war alleweil traurig und hat nie gelacht. Als aber Hansl mit seinem Pickan-Wagen vor das Königsschloß fuhr, hat die Prinzessin so gelacht, daß sie kaum aufhören konnte. Der König hat sie dann dem Hansl zur Frau gegeben und ihn zu seinem Nachfolger gemacht. Dann fuhr er mit prächtigen Rossen zu seinem Vater. Dieser sprach erfreut zu Hansl's Brüdern, die schon lange unverrichteter Sache zu Haus waren: „Seht ihr, ich hab's gleich gesagt, daß der Hansl das Gescheiteste nach Hause bringt.“



Die zwei Schwestern.

27. Die zwei Schwestern.

In einem Dorfe lebte eine Frau, welche bei den Nachbarn wegen ihres Stolzes und ihrer Hartherzigkeit wenig beliebt war. Sie hatte zwei Töchter, von denen die ältere ganz der Mutter glich, die jüngere aber durch Einfachheit, Güte und Dienstfertigkeit die allgemeine Liebe der Dorfbewohner genoß; nur die Neigung ihrer Mutter und Schwester konnte sie nicht erlangen. Um sie los zu werden, schickte sie die Mutter in fremden Dienst. Trotz der Leiden, welche sie in ihrem Vaterhause erlitten, war es ihr nicht so leicht, sich von ihren Verwandten zu trennen; als sie aber sah, daß durch ihr Flehen der Entschluß der harten Mutter nicht geändert ward und sie dabei noch Spott von ihrer prunksüchtigen Schwester zu erdulden hatte, nahm sie ihr Bündel und ging schluchzend und weinend fort.

Da kam die Wandernde an einem Backofen vorüber, welcher ganz zersprungen und zerfallen war. Gewohnt derlei Schaden zu Hause sebst auszubessern, holte sie Lehm aus einer Grube und verschmierte die Löcher des Ofens und ging erst weiter, als der Backofen hergestellt war. Dann kam sie zu einem Brunnen, dessen Mündung ganz verstopft war. Sie machte sich sogleich an die Arbeit, räumte und besserte den ganzen Brunnen aus, so daß wieder Wasser in Überfluß aus demselben hervorquoll. Sie ging weiter und kam zu einem Birnbaume, um dessen Wurzel das von der Hitze ausgetrocknete Erdreich ganz aufgesprungen war und dessen Blätter ver-

dorret abfielen. Sie bedeckte die Wurzeln mit Erde, holte aus dem nächstliegenden Teiche Wasser und begoß die Wurzeln. Dasselbe that sie bei einem nahestehenden Apfelbaum. Auf ihrer weiteren Wanderung kam sie endlich zu einer Hütte, in welcher ein altes Mütterchen sich befand. Das Mädchen fragte, ob sie nicht da dienen könnte. Die Alte meinte nach einigem Besinnen, ja, aber nur unter der Bedingung, daß sie die Töpfe, die in ihrem Zimmer stünden, nie berührte; ferner müsse sie den leichten Staub in einer alten, den unter dem leichten Staube liegenden, also gröberen, in einer neuen Kiste aufbewahren. Das arme Mädchen trat in den Dienst, bekam aber nur wenig zu essen und theilte auch dieses wenige mit einem Hündchen und mit einer Katze, welche ihr die Alte zur Bewahrung und Pflege übergeben hatte. Bald hatte das Mädchen durch Aufmerksamkeit und Fleiß das Vertrauen und durch sorgsame und liebevolle Pflege die Anhänglichkeit der beiden Tiere erworben, so daß die Alte ihr auf einige Zeit die Obsorge des Hauswesens zu übertragen und eine kleine Reise zu unternehmen beschloß.

In der ersten Nacht hörte das Mädchen an der Thüre ein Gekratze und ein Geschrei, so daß sie, als der Lärm nicht aufhören wollte, nicht wußte, ob sie aufmachen sollte oder nicht. In ihrer Angst fragte sie die beiden Thiere, die durch Gebärden gegen das Öffnen der Thüre waren. Nach 1 Uhr Nachts verlor sich plötzlich der Lärm und nun war es wieder ruhig. Dieser Lärm wiederholte sich ein Jahr lang allnächtlich, und da die Alte nicht mehr zurückkehrte, beschloß sie, zu ihrer Mutter nach Hause zu gehen; aber das Hündchen sowohl als das Kätzchen suchten sie an der Ausführung dieses Vorsatzes zu hindern und wollten nicht mitgehen. Sie entschloß sich also, noch im Hause zu bleiben.

Da kam eines Tages die Alte, welche nicht wenig erfreut war über die Ordnung, mit welcher das Mädchen die Wirtschaft treu geführt hatte, und fragte sie, ob sie noch länger

dienen, oder ob sie zu ihrer Mutter zurückkehren wolle. Sie wählte das letztere und packte ihren Bündel zusammen. Da führte sie die Alte in die Kammer, wo die Töpfe stunden und sprach: „Ich kann dir nichts geben, als das was du dir gesammelt hast; sieh her, hier sind die zwei Kisten, wähle dir entweder die alte oder die neue.“ Sie nahm die alte Kiste, indem sie meinte, es sei alles eins, ob man die eine oder die andere nehme, es sei ja doch in keiner etwas anderes als Staub und Unrath. Während die Alte hinausging, lüftete sie aus Neugierde die Töpfe und aus demselben flogen arme Seelen, dem Mädchen freudig dankend, heraus; sie deckte schnell wieder alle Töpfe zu, nahm das Hündchen, das Kätzchen und die Kiste mit und ging fort. Die Alte, welche nach ihrer Abreise die Lüftung der Töpfe bemerkte, eilte ihr nach, und als sie ihr bereits sehr nahe war, öffnete sich plötzlich zwischen ihr und dem Mädchen eine unübersteigliche Schlucht. Die Alte eilte auf Umwegen dem Mädchen nach; noch einmal holte sie dasselbe ein, doch als sie abermals durch ein undurchdringliches Gebüsch verhindert war, ihm nachzukommen, kehrte sie erschöpft zurück und ließ von der weiteren Verfolgung ab.

Das Mädchen kam nun im Rückwege zu den Brunnen, und sprach: „Brünnchen, ich habe dich ausgebessert, du könntest mir Wasser geben“; da quoll aus dem Brunnen purer Wein und sie trank mit vollen Zügen; dann füllte sie sich noch ihre Feldflasche, welche sie dem Hündchen anhing. Gestärkt ging sie weiter, da kam sie zu dem Apfelbaum; dieser war voll schöner Früchte, sie sprach zu demselben: „Bäumchen, ich habe dich gepflegt, gib mir Äpfel.“ Da entstand ein Wind und die schönsten Früchte des Baumes fielen herab; einige aß sie, die andern that sie in die Kiste und ging fort. Nach kurzer Zeit kam sie bei dem Backofen an, der noch unbeschädigt und schön geformt da stand und in welchem es zu brennen schien. Sie wünschte sich Braten, Backwerk und

dergleichen. Was sie gewünscht, lag bald vor ihren erfreuten Blicken, und als sie, das Hündchen und die Katze sich satt gegessen hatten, nahm sie noch mehreres mit und ging geradesweges in ihr Vaterhaus.

Als sie ankam und alles erzählte, was ihr widerfahren war, und was sie als Lohn für ihre treuen Dienste bekommen hatte, da lachte ihre Mutter und ihre Schwester und sagten, sie möchte ihnen doch den Staub zeigen. Da machte sie die Kiste auf, und zum Erstaunen aller war nichts als eitel Gold und Silber darinnen. Die Birnen, Äpfel, Kuchen, alles war Gold. Aber bald klärte sich dieses Räthsel auf; der Hund war ein verwunschener Prinz und die Katze war die verzauberte Schwester desselben. Der Prinz vermählte sich mit dem Mädchen, und die Schwester hatte seit langer Zeit schon einen Bräutigam in der Heimat; und nun fuhren sie unter dem Jubel des Volkes in die Hauptstadt des Reiches zu den überglücklichen Eltern.

Voll Neid über das Glück dieser Tochter schickte die Mutter nun auch ihren Liebling in die Welt, damit sie sich auf gleiche Art Schätze und Glück suche. Diese ging denselben Weg, welchen früher die Schwester gemacht hatte. Als sie aber zum Backofen kam, war dieser zerfallen; sie bemühte sich nicht, denselben mit Lehm zu verputzen, wie es ihre Schwester gethan hatte, sondern ging fort; ebenso that sie es beim Apfel- und Birnbaume und beim Brunnen. Endlich kam sie bei der Alten an, diese nahm sie in ihren Dienst und befahl ihr dasselbe zu thun, was ihre Schwester gethan, und übergab ihr ebenfalls ein Hündchen und ein Kätzchen. Diese armen Thiere bekamen jedoch trotz ihres Schmeichelns und Bittens von dem hartherzigen Mädchen nichts zu essen. Mit dem Reinigen der Zimmer nahm sie es nicht so genau, und den Unrath warf sie einmal fort, das andere Mal in die Kiste, so daß die Alte mit dem Mädchen nicht zufrieden war und ihr daher auch die Hütung des Hauses nicht übergeben konnte.

Eines Tages sagte die Alte zu dem Mädchen, indem sie dieselbe zu den Kisten hinführte: „Hier nimm dir, was du gesammelt hast, entweder die alte oder die neue Kiste." Das Mädchen nahm die neue Kiste und ging sammt dem Kätzchen und dem Hündchen fort. Als sie zum Brunnen kam, sagte sie: „Brunnen gib mir Wein." Doch aus dem Brunnen kam nichts als schlammiges Wasser; sie füllte einige Flaschen mit demselben, indem sie meinte, es werde schon Wein daraus werden, wenn sie nur zur Mutter käme. Dann ging sie fort und kam zu dem Apfelbaume; da fielen von demselben steinichte Äpfel und bei dem Birnbaume eben solche Birnen, doch hegte sie noch immer die Hoffnung, alles werde zu Gold werden. Nun kam sie zu dem Backofen, wo ihr schon ihre Mutter entgegen kam; in demselben brannte es tüchtig und schon schwelgte sie im Genusse der anzuhoffenden Leckerbissen und verlangte von dem Backofen Braten und Backwerk. Auch öffnete sie jetzt voll Neugierde die Kiste, in dieser aber wimmelte es von Teufelchen und Berggeistern; der Hund und die Katze verwandelten sich ebenfalls in Teufel und halfen den andern Brüdern, die hartherzige, eitle und träge Tochter in den Backofen werfen.

So verschieden war das Schicksal zweier Schwestern, die zwar auf demselben Wege, aber in ganz verschiedener Weise ihr Glück suchten.

28. Moriandl, Zuckerkandl.

Es war einmal ein Bauer und eine Bäuerin. Diese hatten zwei Kinder, einen Knaben mit Namen Zuckerkandl und ein Mädchen mit Namen Moriandl. Mutter und Vater liebten ihre Kinder sehr und gaben ihnen alles, was zu ihrer Wohlfahrt nothwendig war. Die Eintracht und der Friede ward in diesem Hause niemals gestört, so daß man weit und breit das Leben dieser Familie als Muster des häuslichen Friedens aufstellte. Doch das sollte nicht so bleiben. Die Mutter starb, und mit ihrem Tode kam auch Elend und Jammer in das Haus.

Der Bauer war Schweinehändler und mußte deswegen oft weite Reisen machen, um das Geschäft zu besorgen. Die Kinder, welche doch noch zu jung waren, um sich selbst überlassen zu werden, brauchten Aufsicht. Ganz fremden Leuten wollte er sie nicht anvertrauen, daher nahm er wieder ein Weib. Scheinheilig und hinterlistig erfüllte sie in Gegenwart des Mannes den Kindern ihre leisesten Wünsche, war hingegen der Mann verreist, so quälte sie dieselben auf alle mögliche Weise. Sie mußten die härtesten Arbeiten verrichten und bekamen dafür mehr Schläge als zu essen.

Dieß mochte so ein Jahr gedauert haben. Klagten die Kinder beim Vater, so glaubte ihnen der Vater nicht, da sein Weib vor ihm immer anders handelte. Die Stiefmutter sah aber immer ängstlich dem Heranwachsen des Zuckerkandels und der Moriandl entgegen, da diese, wenn sie einmal ver-

ständiger würden, leicht den Haß der Stiefmutter ahnden würden. Den Kindern gehörte nämlich der Bauernhof, weil der ihrer Mutter Eigenthum war; ferner hatten sie als die ersten Kinder des Vaters Vermögen.

Die Stiefmutter hatte mittlerweile auch ein Knäblein erhalten, das wegen seines rothlockigen Haares Glühwürmchen hieß. Da ereignete sich eines Tages, daß ein Brief kam, in welchem eine Testamentsabschrift enthalten war, laut welcher die Kinder zu Alleinerben der überaus reichen Muhme, „der Rothbeißerin" eingesetzt waren. Da wußte nun die Stiefmutter vor lauter Galle nicht, was sie thun sollte. „Die Hundsbrut muß alles haben", sagte sie, „während mein lieb Glühwürmchen dereinst nichts als Bettelbrocken bekommen wird; aber so wahr ich lebe, dem muß abgeholfen werden. Mein Glühwürmchen muß alles haben und sollte ich mein Leben daransetzen." Sie sann hin und her und fand kein anderes Mittel, als durch Mord ihren Zweck zu erreichen. Sie zog daher andere Saiten auf und behandelte die Kinder zuvorkommender als je, auch in Abwesenheit ihres Mannes. Das fiel unserm Zuckerkandl, einem gescheiten Burschen, auf; er suchte sich daher bei Zeiten auf die Seite zu machen.

Der Vater mußte gerade einen Monat verreisen, und eine solche Abwesenheit kam den Plänen der Stiefmutter gut zu statten. Sie erwartete nur den günstigen Augenblick, beide auf die Seite zu schaffen. Zuckerkandl hatte eines Tages eine Vorahnung; es wurde ihm so bange im Hause, und er bat daher die Stiefmutter, ob er nicht die einige Stunden entfernte Großmutter besuchen dürfe.

Mit Freuden erlaubte sie ihm das, denn er mußte über den sogenannten Saufgraben gehn, eine tiefe Schlucht, die ihren Namen von den verunglückten Betrunkenen führte, die über den schmalen Weg gegangen und in die Schlucht gefallen waren. Zuckerkandls Großmutter war Methschenkerin, sie pflegte Zuckerkandln gewöhnlich einige Gläschen zu geben

und da Zuckerkandl dieses gern trank, so konnte er, wie die böse Mutter meinte, sehr leicht auch in die Schlucht fallen. Doch sie hatte sich verrechnet. Zuckerkandl ging, erzählte seiner Großmutter die üble Behandlung, äußerte auch seinen Verdacht und bat sie, ihn bis zur Rückkehr des Vaters zu behalten. Die Großmutter ahnete gleich, welchen Zweck die Stiefmutter haben könnte. Sie beschloß daher, die Stiefmutter auf die Probe zu stellen und abzuwarten, was sie beginnen würde. In der Zeit war der Sohn eines Gärtners vom Dache tot gefallen, und die Großmutter ließ ihn in den Saufgraben legen, damit es scheine, als ob Zuckerkandl hineingestürzt wäre. Ihn selbst versteckte sie in ihrem Hause.

Unterdessen ward es der verlassenen Moriandl gar traurig zu Muthe und sie wurde krank. Die Stiefmutter zeigte sich darüber sehr betrübt und lief von einem alten Weibe zum andern. Endlich kam sie voller Freude nach Hause und sagte zu Moriandeln: „Lieb Herzchen, dir wird geholfen, die Roßkopfinonerlmirlsepp hat mir ein Mittel angerathen, das gewiß hilft. Du sollst nämlich in den Dörrofen Zwespen und Klezen einklauben, und dabei kannst du essen, so viel du willst." Das Mittel gefiel der Moriandl sehr gut, denn wie oft mußte sie in dem großen Ofen arbeiten und durfte keine einzige essen. Dießmal stieg sie gern hinein, obgleich er ungewöhnlich heiß war, und klaubte Zwespen und Klezen ein. Der Schweiß rann ihr von dem Körper und endlich fiel sie ohnmächtig nieder. Niemand war bei der Hand, und so blieb sie leblos da liegen. Die Stiefmutter nahm die Entseelte aus dem Ofen und bettete sie in einen Sarg. Dann rannte sie mit Zetergeschrei im Orte hin und her und rief alle Leute zusammen und theilte ihnen unter Thränen mit, daß ihr liebes gutes Kind, die Moriandl, gestorben sei. „Kommt, schaut sie an, sie ist ganz entstellt." „Das glaub ich", sagten alle, „sie ist ohne Sterbesakramente gestorben." Niemand wollte hingehen und sie anschauen, um nicht verschrieen zu werden

Der Totenbeschauer, ein eben so abergläubischer Mensch, wagte es auch nicht in das Leichenzimmer einzutreten, da ihm ein Geruch entgegenschlug, den die Stiefmutter absichtlich verbreitet hatte. „Ich glaubs schon, daß sie ganz tot ist", sagte er, „gebt mir nur mein Geld." Alle übrigen Zeremonien vollzog sie, ohne Aufsehen zu erregen, das doch bei Dorfbewohnern bald da ist.

Mittlerweile kam der Vater nach Hause, und sein Schmerz war grenzenlos, als er den Tod seiner Kinder erfuhr, denn die angebliche Leiche Zuckerkandls fand man im Saufgraben. Der Verborgene hatte aber erfahren, daß man ihn für tot halte, und seine Großmutter fand es für gut, ihn noch nicht sehen zu lassen. Sie suchte dagegen dem plötzlichen Verschwinden Moriandls nachzuforschen. Zuckerkandl erfuhr den Tod seiner Schwester, ging einige Tage nachher auf den Friedhof und betete dort. „Moriandl", rief er, „Moriandl, warum bist du gestorben?" Und die bekannte Stimme Moriandls rief: „Zuckerkandl!" Das war ihm ein so unheimlicher Ton, daß er schauderte und die Flucht ergriff.

Athemlos kam er zur Großmutter, der er das sonderbare Begegnis erzählte. Diese sagte: „Geh morgen noch einmal auf den Friedhof und rufe. Wenn die Stimme dir antwortet, so bleibe tapfer stehn und frage: Was willst du, lieb Schwesterlein?" Des andern Tages ging Zuckerkandl, von seiner Großmutter mit Kreuzen und Partikeln (Reliquien) und Bildern versehen und in Weihwasser gebadet, daß der böse Feind keine Macht habe, wirklich auf den Friedhof. Er rief: „Moriandl!" Und unheimlich ertönte es: „Zuckerkandl!" Dieser bekreuzte sich und fragte, wie ihn die Großmutter gelehrt hatte: „Was willst du, lieb Schwesterlein?"

Und er vernahm: „Lieb Brüderlein, die Stiefmutter mein hat mich in den Backofen gesperrt und umgebracht. Geh zum Väterlein, es solle getröstet sein! Sag ihm von dem Weibe,

die hat wollen unser Geld; drum mußt' ich lassen mein junges Leben. O weh! weh!"

Der Wehruf verhallte und die Stimme verstummte. Zuckerkandl lief zurück und erzählte alles seiner Großmutter. Dann begab er sich zum Vater, der ihn tot geglaubt hatte. Wie sehr erschrak nun die Stiefmutter, deren Ränke jetzt an das Tageslicht kommen sollten. Der Vater war über die Maßen froh, wenigstens ein Kind wieder zu haben. Zuckerkandl erzählte ihm nun alles bis auf's kleinste und verschwieg auch das Begegnis auf dem Friedhofe nicht.

Da ward der Bauer grimmig böse, und ohne Gnad und Barmherzigkeit schleppte er die Stiefmutter zum Richter. Das Gericht verurtheilte sie zum Tode. Da sie sich an Kindern so schwer versündigt hatte, so soll sie von der Dorfjugend zu Tode gesteinigt sein.

29. Die drei Eier.

Es lebten einmal zwei Schwestern, von denen jede ein kleines Mädchen hatte. Bald starb die eine von ihnen, und die andere mußte das Kind der verstorbenen Schwester zu sich nehmen. Sie war aber selbst arm und hatte kaum Brot und Kleider für sich und ihre Tochter. Deshalb mußte das Mädchen den Unterhalt sauer verdienen und fast alle Arbeiten im Hause verrichten.

Eines Tages gab ihr die Pflegemutter einen Krug, um aus einer benachbarten Quelle Wasser zu holen. Allein das Mädchen zerbrach den Krug; darüber wurde die Pflegemutter sehr zornig, und sagte: „Du darfst nicht wieder zu mir kommen, bis du eine ähnlichen Krug bringst."

Das Mädchen bat und weinte, allein sie mußte fort. Als sie einige Stunden gegangen war, kam sie zu einem Baume, unter welchem eine Frau mit abgehauenem Kopfe saß. Das Mädchen staunte, aber noch größer war sein Erstaunen, als das Weib fragte, ob sie an ihr etwas Besonderes bemerkte. Das Mädchen sagte: „Nein" und ging weiter.

Bald kam sie wieder zu einem großen Baum, unter dem abermals eine Frau saß, die auch keinen Kopf hatte. Diese stellte an das Mädchen die nämliche Frage. Das Mädchen sagte: „Nein" und ging schnell weiter, denn sie war schon hungrig und durstig.

Da kam sie wieder zu einem Baume, unter dem ein Weib saß, welches aber einen Kopf hatte. Das Mädchen bat die

Alte um Brot; diese aber sagte: „Geh in die Hütte, die am Ende des Feldes steht, und iß dort den Reis, welchen du in einem Topfe finden wirst; wenn aber eine schwarze Katze zu dir kommt, so gib ihr auch von dem Reise."

Das Mädchen ging in die Hütte, fand den Reis und aß, und die Katze bekam auch etwas. Darauf trat das Weib in die Hütte, führte sie in eine Kammer, in der Eier auf einem Tische lagen, und gab ihr die Erlaubnis, drei Eier zu nehmen, aber nur solche, die nicht reden. Dann trug sie dem Mädchen auf, es solle unter jedem Baume, wo früher ein Weib gesessen, ein Ei zerschlagen. Das Mädchen nahm die drei kleinsten Eier, weil sie die einzigen waren, die nicht sprachen, und ging fort.

Bei dem ersten Baume zerschlug sie ein Ei, und es stand ein Wasserkrug vor ihr, der so aussah, wie der zerbrochene. Aus dem zweiten Ei wurde ein Wagen mit Pferden, aus dem dritten ein Kästchen mit Gold. Sie fuhr nun zu ihrer Pflegemutter und brachte ihr den Krug, kaufte sich ein Landhaus und lebte in Frieden für sich allein.

Die Pflegemutter wurmte das und sie schickte nun auch ihre Tochter zu dem Weibe. Als das erste Weib das Mädchen fragte, ob sie etwas Ungewöhnliches sehe, antwortete sie: „Ja, ein Weib ohne Kopf." Bei dem nächsten Baume antwortete sie dasselbe. Von dem letzten Weibe erhielt auch sie die Erlaubnis, Reis zu essen, aber sie solle auch der schwarzen Katze etwas geben. Allein sie gab der Katze nichts und aß allein. Dann bekam sie die Erlaubnis, die drei Eier zu nehmen, welche nicht reden. Und sie nahm die größten und ging fort.

Dann wollte sie wissen, was in den Eiern enthalten wäre. Sie schlug daher ein Ei auf und fand es leer. Deshalb warf sie das zweite zu Boden, daß es zerbrach; aber siehe da, es kam eine große Schlange hervor. Erschreckt wollte

das Mädchen die Flucht ergreifen, da fiel sie zu Boden und das dritte Ei zerbrach. Und es kam aus demselben das Weib ohne Kopf, setzte sich auf die Schlange, die mit Flügeln versehen war, und flog davon. Das Mädchen hatte nun nichts als die zerbrochenen Eier. Das war die Strafe für ihren Ungehorsam und Vorwitz.

---

30. Der Wunderbaum.

Es war einmal ein Bauer, der hatte drei Söhne, von denen aber einer sehr dumm war und daher von allen der dumme Hansl genannt wurde. Alles, was er unternahm, mißglückte ihm, und alles, was er ergriff, fiel zur Erde. Sein Vater meinte, er könne ihn durch Prügel gescheit machen, und prügelte ihn nach jedem dummen Streich, doch es half nichts. Eines Tages wuchs in dem Orte auf einmal ein seltener Baum aus der Erde hervor, ohne daß jemand einen Samen gelegt hatte. Seine Höhe nahm so rasch zu, daß er nach wenigen Tagen die eines Turmes erreichte, und nach einigen Wochen verlor sich der Gipfel schon in den Wolken. Die Dorfbewohner waren nun begierig zu wissen, wohin man kommen würde, wenn man an dem Baume emporklettern könnte, aber keiner wollte es unternehmen.

Die Kunde vom Baume drang weit und breit, sogar bis zur Königstochter, welche eine Frucht desselben verlangte. Man versprach dem eine gute Belohnung, der es wagen würde, die Reise anzutreten. Da meldeten sich viele, aber keinem gelang es, denn jeder fiel nach dem zweiten oder dritten Tage wieder herab. Jeder nahm sich mehrere Paar hölzerner Schuhe mit, von denen er von Zeit zu Zeit einen herunterwerfen sollte, um ein Zeichen von sich zu geben. Einige kamen gar nicht mehr, und warfen auch ihre Schuhe nicht herab; es mußte also mit ihnen etwas vorgefallen sein. Das nahm allen den Muth. Auch die zwei Brüder des Hansl unter-

nahmen das Wagestück, allen es ging ihnen so wie allen andern. Nun meldete sich auch Hansl und begehrte zu seiner Reise 12 Paar hölzerne Schuhe, Lebensmittel und eine bleierne Hacke und trat so seine Baumreise an. Daß ihn alles auslachte, kümmerte ihn nicht viel. Man wartete einen Tag lang und glaubte, Hansl werde herabkommen. Allein sie erstaunten nicht wenig, als sie bloß seine Schuhe herabfallen sahen, die ganz durchlöchert waren. Ebenso ging's die folgenden Tage, und da die Schuhe immer gewaltiger herabfielen, so konnte man schließen, Hansl komme immer höher.

Wie ist's nun wohl dem Hansl ergangen? Als er schon einige Tage geklettert hatte, und er eines Abends keinen passenden Ort zur Ruhe fand, entdeckte er im Baume eine Höhle, in der ein Licht schimmerte. Er trat in dieselbe, und bemerkte eine häßliche Alte, die ihn aber freundlich aufnahm, ihm eine gute Abendkost bereitete und ihm auch eine Schlafstätte anwies. Als Hansl sie fragte, wie weit es noch bis zum Gipfel sei, erwiederte sie: „O mei liaba Bui, do hast no weit. I bin erst da Monda (Montag). Da muist erst no zun Erida (Dienstag), zun Midwo bis zun Samsta kemma und wonnst iba (über) den draust bist, wirst scho seg'n, wos kimmt."

Des andern Tages machte sich Hansl wieder auf die Reise, und nachdem er wieder mehrere Tage geklettert, gelangte er zu einer zweiten Höhle, in der sich eine Hexe aufhielt, die viel häßlicher als der Montag war und sich Erida nannte. Vor dieser fürchtete sich Hansl wohl anfangs; als sie ihm aber versprach, daß er ein gutes Nachtmahl erhalte, schwand die Furcht. Des andern Tages, als er seine Reise antreten wollte, warnte ihn die Hexe, beim Mittwoch nicht einzukehren, denn das sei ein häßlicher Mann, sagte sie, der kein Menschenfleisch sehen könne. Das befolgte Hansl auch und kam glücklich beim Mittwoch vorbei. Die nächsten Höhlen wurden vom Pfinsta (Donnerstag), Freida und Samsta bewohnt, lauter alte Weiber, eine häßlicher als die andere. Eine jede

hatte eine bucklichte Gestalt, einen Kopf mit zerrauften Haaren und eine große rothe Nase.

Als Hansl über den Samstag hinaus war, hatte er keine Schuhe mehr; seine Hacke, mit der er sich immer festhielt, war schon stumpf; auch hatte er keine Lust mehr zum Klettern. Umkehren wollte er nicht, da er schon sehr hoch war, und so blieb ihm nichts übrig, als seine Reise fortzusetzen. Allein bald kam er an eine steinerne Wand, in die der Stamm des Baumes verwachsen war. Er bemerkte eine kleine Thür. Dieselbe öffnete er und trat auf eine große Wiese. Hier fiel er betäubt nieder, und als er sich wieder erholte, sah er vor sich eine Stadt liegen, die ganz von Gold war und über welcher ein so starkes Licht schwebte, daß Hansl's Augen es nicht vertragen konnten. Neben ihm lag seine Hacke, allein sie hatte keinen hölzernen, sondern einen goldenen Stiel. Auch an dem Gipfel des Baumes, an dem er heraufgeklettert war, bemerkte er lauter goldene Früchte. Goldene Thiere sprangen auf der Wiese umher, mit einem Worte, alles war von Gold.

Hansl glaubte sich in dem Himmel zu befinden und blieb dort. Andere sagen, er sei wieder auf die Erde gekommen und habe alles erzählt, was er dort erlebt und gesehen hat.

---

31. Die sieben Rehe.

Es war einmal ein Graf, der besaß viele Wälder und hatte eine zahlreiche Dienerschaft. Er war sehr gottesfürchtig und hatte schon manchen Sieg erfochten. In den Tagen des Friedens war es sein größtes Vergnügen, dem Wilde nachzujagen, wobei er sich von seinem Gefolge oft ganz weit entfernte. Eines Tages, als er wieder auf einer Jagd war, sah er in der Ferne ein weißes Reh mit Blitzesschnelle über eine Wiese laufen. Eiligst rannte er auf seinem Pferde ihm nach und verfolgte es bis tief in den Wald. Von seiner Dienerschaft war ihm niemand gefolgt, denn er war jedem zu schnell und auch bald aus den Augen aller verschwunden. Das machte niemandem Sorge um ihn, denn er war oft schon allein, ja häufig erst des andern Tages von solcher Jagd zurückgekehrt: allein dießmal war ihm selbst bange. Er sah, daß er sich schon tief in den Wald verirrt habe, und trotzdem, daß er sein Jagdhorn ertönen ließ, was weit hörbar war, kam niemand herbei. Dennoch folgte er immer noch dem Rehe. Dieses führte ihn nun auf eine große schöne Wiese, wo er zu seinem Erstaunen noch sechs andere Rehe sah, die ebenfalls weiß waren, worunter jedoch eines etwas größer war und einen goldenen Ring um den Hals hatte. Er feuerte seine Pistole mehrere Male darauf ab; allein so gut er zielen mochte, der Schuß ging immer fehl. Die sieben Rehe sprangen nun weiter, und auch der Graf folgte ihnen nach. Sie kamen abwechselnd durch dichte Wälder, über schöne Wiesen und

Berge, bis sie endlich vor einem großen Schlosse anlangten, das niemand zu bewohnen schien. Zu jeder Seite des Thores aber hielten zwei riesige Löwen Wache.

Als die Rehe angelangt waren, öffnete sich das Thor. Die Rehe und auch der Graf sprengten durch, und dann schloß es sich wieder von selbst. Der Graf sah sich nun in einem großen viereckigen Hofe, in welchem ein Thor zu sehen war, das dem ersteren gegenüber lag. Auch dieses öffnete sich, und die sieben Rehe liefen zu demselben hinaus, worauf sich das Thor wieder schloß und der Graf nun zwischen den vier Mauern eingeschlossen war.

Er begab sich in die oberen Stockwerke und besah sich die Zimmer und Säle. Alle hatten goldene Wände, goldene Betten und Tische standen in denselben, und in einem kleineren Gemache hing ein großer Spiegel in einem breiten goldenen Rahmen, und hinter demselben steckte eine Pergamentrolle. Er nahm sie hervor und las: „Wer die verbannte Königstochter befreiet, soll ein ganzes Königreich haben. Doch muß er ein ungeheures Gespenst bezwingen, das jede Nacht um zwölf Uhr unter fürchterlichem Gepolter in das Schloß kommt und wieder verschwindet, nachdem es bis ein Uhr genug herumgetobt und sich von den Speisen, deren eine Menge auf den goldenen Tischen sind, gesättiget hat."

Als der Graf dieß gelesen hatte, wurde er zwar von Schauer ergriffen, allein er beschloß doch, es mit dem Ungeheuer aufzunehmen, denn er war gut bewaffnet. Er aß etwas und begab sich zur Ruhe, denn es war schon spät. Der Graf legte sich in eines der goldenen Betten, und auf einem nahen Tische befanden sich sein Schwert und zwei geladene Pistolen, damit er alles gleich zur Hand nehmen könne. Er schlief nicht lange, da hörte er mit fürchterlichem Kettengerassel etwas die Stiege heraufkommen, und es zeigte sich bald ein schwarzer Mann, der in der Mitte der Stirne ein großes Auge hatte, welches so stark leuchtete, daß davon das ganze

Zimmer erhellt war. Er war ganz mit Haaren bewachsen und hatte Ketten um den Hals geschlungen. Als der Graf ihn sah, sprang er auf ihn zu und war so glücklich, ihm mit seinem Schwert den Kopf entzwei zu hauen. Noch aber konnte er dem Grafen sagen, er möge dem Rehe mit dem goldenen Halsbande einen Kuß geben. Der Graf legte sich nach diesem Kampfe wieder zu Bette und ruhte noch die ganze Nacht.

Als er des Morgens in den Hof ging, sah er wieder die sieben Rehe, die ihn am vorigen Tage hieher geführt hatten. Er näherte sich ihnen und küßte das größte der Rehe und siehe da, es stunden sieben weißgekleidete Mädchen vor ihm, von denen eines besonders schön war und ein goldenes Halsband hatte. Dieses dankte dem Grafen für seine Erlösung und sagte, sie sei die Prinzessin des Reiches und sammt ihrem Gefolge von dem Gespenste in Rehe verwandelt worden. Sie erzählte ferner, daß sie schon viele in das Schloß geführt, aber keiner sei so glücklich gewesen, das Gespenst zu bezwingen.

Sie heiratete dann ihren Retter und beide waren glücklich; und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch.

32. Der erlöste Zwerg.

Ein Tagelöhner ging eines Morgens in einen Wald, um Holz zu sammeln. Da begegnete ihm ein Bettler, der mühselig auf Krücken einherhumpelte und ihn fragte: „Wie weit ist es noch bis zum nächsten Dorfe?“ Der Tagelöhner antwortete: „Es ist wohl nur eine halbe Stunde, aber du wirst es vor einer Stunde nicht erreichen.“ Der Bettler dankte und fragte weiter: „Möchtest du mir nicht einen Dienst erweisen?“ — „Recht gern, wenn ich nur nicht zu viel Zeit verliere, denn ich muß auf meinen Verdienst bedacht sein.“ „Das sei deine geringste Sorge“, erwiederte der Bettler, „wenn du mir den Gefallen erweisest, so sollst du Geld in Hülle und Fülle haben.“ „Und was kann ich dir denn thun?“ fragte der Tagelöhner. „Geh um Mitternacht“, sagte der Bettler, „dort auf jenen Felsen, der am Ende des Waldes sich erhebt und klopfe da dreimal an die Erde. Dann wird ein Männlein erscheinen, das sollst du mit einem Steine töten; nimm dich aber dabei in Acht, denn wenn du das Männlein nicht gleich mit dem ersten Schlage tötest, so wird deine Bemühung fruchtlos sein. Du kannst dich übrigens beruhigen; befindest du dich in einer Gefahr, so brauchst du nur die Worte zu sagen:

Helft und kommt,
wenn es mir frommt.

Wiederholst du dieß dreimal, so wird dir stets geholfen werden. Wenn du deinen Auftrag glücklich vollzogen hast,

so kehre auf demselben Wege wieder zurück, und ein Pfiff wird dir kund thun, daß ich im Walde dir nahe bin. Das Weitere wirst du dann schon erfahren."

Der Taglöhner hatte zwar einiges Bedenken, aber in der Aussicht auf den Gewinn machte er sich frohes Muthes auf den Weg. Er stieg auf eine Anhöhe und gewahrte eines Schlosses. Das entzog sich aber seinen Blicken und an dessen Stelle sah er eine blutrothe Fahne, welche an einer hohen Stange wehete. Als er immer näher ging, verschwand die Fahne, und er befand sich vor demselben Schlosse, das er früher erblickt hatte. Der Tagelöhner trat hinein und setzte sich auf eine steinerne Bank im Vorhofe, um eine Zeit lang auszuruhen und zu sehen, was da kommen werde. Er bemerkte aber nichts und wollte aufstehen. Da fühlte er sich auf seinem Sitze festgehalten. In der Angst gedachte er des Sprüchleins und rief dreimal:

„Helft und kommt,
wenn es mir frommt."

Da erschien ein kleines Mädchen und sagte, er müsse ein Stück von der Bank abhauen, dann könne er loskommen. Darauf verschwand es. Der Tagelöhner hatte nichts als sein Taschenmesser bei sich. Als er mit diesem den ersten Stoß gegen den Stein versuchte, spaltete sich das Messer in zwei Theile, und aus jedem Theile ward ein Ei. Das machte ihn unmuthig, und er warf die Eier an die steinerne Bank. Sie blieben aber unversehrt, dagegen lag ein Stück von der Bank an der Erde, und er konnte frei aufstehen. Er steckte dann die wunderbaren Eier zu sich und ging in das Schloß hinauf, um zu sehen, wer denn darin wohne. Im ersten Stock sah er eine große Thüre offen stehn, die zu einem geräumigen Sale führte. Mitten in demselben sah er einen Riesen an einer reich bedeckten Tafel sitzen. Als der Riese des Eintretenden ansichtig ward, hieß er ihn willkommen und lud ihn ein, mitzuhalten. Verlegen setzte er sich zum Tische.

Der Riese war sehr gesprächig und erzählte ihm alle seine Abenteuer, wobei er sich seiner ungeheuren Stärke rühmte. Dabei ward dem Gaste sonderbar zu Muthe. Er dachte hin und her und es fiel ihm ein, dem gewaltigen Tischgenossen eines seiner Eier als Speise anzubieten. Indem er aber in die Tasche griff, prahlte der Riese wieder, daß er im Stande sei, einen festen Schrank mit einem Schlage zu zertrümmern. Dabei hieb er um sich und traf den Kopf seines Gastes so stark, daß dieser bewußtlos zu Boden fiel.

Als er endlich wieder zu sich kam, befand er sich zu seinem Erstaunen nicht im Speisesaale des Riesen, sondern nahe bei jenem Felsen, wo er das Männlein töten sollte. Er wartete, bis die Sonne untergegangen war. Da vernahm er einen Gesang, der von Knaben- und Mädchenstimmen herzurühren schien. Der Gesang kam immer näher und der Tagelöhner trat in ein Gebüsch, um von dort aus die Vorüberziehenden zu belauschen. Da erschien ein Zug von Zwergen, hüpfend und singend. Unter ihnen war ein größerer, um welchen sich die kleinen fröhlich herum tummelten. „Das muß ihr König sein", dachte sich der Lauscher, „und vielleicht ist's der, welchen ich um Mitternacht töten soll." Beherzt trat er hervor, ging auf den Zwergenkönig zu und redete ihn an: „Ich habe etwas Wichtiges mit dir zu unterhandeln." Der Zwerg gab einen Wink und plötzlich verstummte der Gesang. Der Tagelöhner führte ihn abseits und sagte: „Ich habe schon lange auf dich gewartet, weil ich dir mitzutheilen habe, daß ein böser Zauberer euch aus eurer Behausung vertreiben und all euere Schätze nehmen will." Der Zwerg wollte Näheres wissen, allein der Tagelöhner entgegnete: „Für jetzt kann ich nichts mehr sagen, komm aber um Mitternacht zu jenem Felsen; ich werde dreimal klopfen und dann erscheine ohne alle Begleitung." Der Zwergenkönig versprach pünktlich zu kommen und zog dann mit seiner muntern Gesellschaft weiter.

Der Tagelöhner war nun in Verlegenheit, da er nicht wußte, wann gerade Mitternacht sein werde. Er sagte daher sein Sprüchlein dreimal her und es erschien ein Knabe, der sprach: „Mitternacht ist, sobald du ein dumpfes Rauschen vernimmst.“ Nicht lange war der Knabe verschwunden, als der Tagelöhner ein eigenthümliches Rauschen hörte. Da nahm er einen Stein, klopfte dreimal an den Boden und der Zwerg erschien.

Während dieser grüßte und um nähere Mittheilungen bat, versetzte ihm der Tagelöhner einen solchen Hieb auf den Kopf, daß er tot niedersank. In dem Augenblicke ertönte ein gellender Pfiff und anstatt des erschlagenen Zwerges stand ein blühender Jüngling vor ihm, der nicht genug danken konnte für seine Erlösung. Um ihn stunden eine Menge Edle und Knappen, welche gleich ihrem Herrn sich freuten.

Alle gingen nun den Berg hinab und unterwegs erzählte der Jüngling folgendes: „Ich bin der Sohn eines Königs und sammt meinem Gefolge in früher Jugend von einem bösen Zauberer geraubt. Nicht lange darnach kam zu meinem betrübten Vater ein anderer Zauberer, der uns zu befreien versprach. Das war jener Bettler, welcher wußte, daß ich in einen Zwerg verwandelt war.“

So gingen sie eine Strecke Weges miteinander und trafen im Walde statt des alten Bettlers den mächtigen Zauberer. Dieser begrüßte sie und führte alle an den königlichen Hof. Hocherfreut schenkte der König dem Tagelöhner ein ungeheures Goldstück, dem der Zauberer noch die Eigenschaft verlieh, daß das Gold von niemand gestohlen werden konnte.

So ward der arme Tagelöhner ein reicher Mann.

---

33. Besenwurf, Bürstenwurf, Kammwurf.

Auf einem Schlosse lebte einst ein Graf Namens Rudolf, dessen Gemahlin ein goldenes Kreuz auf der Stirn hatte. Ihre Tochter Adelheid hatte dasselbe Zeichen auf der Stirn. Als sie 20 Jahre alt war, starb plötzlich ihre Mutter, und die Trauer und der Schmerz des Grafen und seiner Tochter war nun grenzenlos. Nachdem die Mutter beerdigt war, verschlossen sich der Vater und sein Kind in ihre Gemächer und ließen selten jemanden zu sich. Nach einem Monate ließ der Graf seine Tochter in sein Zimmer holen und sprach zu ihr: „Liebes Kind, du weißt, wie ich deine Mutter geliebt hatte; ohne eine Gemahlin vermag ich nicht zu leben, deshalb ziehe ich in die weite Welt hinaus und suche eine Frau, die gleich deiner seligen Mutter ein goldenes Kreuz auf der Stirn hat. Finde ich binnen Jahr und Tag keine solche, so heirate ich dich.“

Als Adelheid diese Worte vernahm, ward sie sehr bestürzt und entfernte sich schweigend. Graf Rudolf reiste aber am nächsten Morgen mit dem Versprechen ab, binnen Jahr und Tag wiederzukommen.

Als Adelheid allein war, sann sie nach, ob es möglich wäre, daß ihr Vater eine Frau mit dem bezeichneten Kreuze finden könne. Da erinnerte sie sich, daß ihre Mutter ihr einmal erzählt habe, daß außer ihr und Adelheiden niemand auf der ganzen Erde solch ein Kreuz habe. Sie beschloß fortzureisen und sich lieber ihr Brot durch ihrer Hände

Arbeit zu verdienen, als an ihres Vaters Tafel als dessen Gattin die leckersten Bissen zu verspeisen. Sie weihte einen ihr ergebenen Diener in ihren Plan ein und traf alle Vorbereitungen zur Abreise. Ihre Kostbarkeiten, ihren Schmuck, ihr Gold und ihre Kleider lud sie ganz im geheimen auf mehrere große Wagen, ließ sie zur Nachtzeit vorfahren und entfernte sich mit ihrem Diener Gotthold und mehreren andern, die ihr ergeben waren. Sie kamen in eine große Stadt, wo sie ein Haus mietete und es mit den Dienern bezog.

Adelheid hatte schon öfter geäußert, daß sie ihr Brot sich durch ihrer Hände Arbeit verdienen wolle. Deshalb suchte Gotthold in der Stadt einen Dienst für seine Herrin. Er erfuhr auch, daß im Schlosse des Fürsten Adolf die Stelle eines Küchenmädchens erledigt sei. Deshalb ging er zum Küchenmeister und fragte ihn, ob er wohl geneigt wäre, seine Nichte, so nannte er die Gräfin, in den Dienst zu nehmen. Als Gotthold den Küchenmeister näher betrachtete, erkannte er in ihm einen Freund, den er schon viele Jahre nicht gesehen hatte. Er erzählte ihm jetzt, daß sein Bruder gestorben sei und ihm seine Tochter zurückgelassen habe, die er nun versorgen wolle. Der Küchenmeister willigte ein und erfreut entfernte sich der treue Diener der Gräfin und blieb in dem gemieteten Hause. Adelheid färbte sich jetzt das Gesicht, den Hals und die Hände braun, verbarg ihr goldenes Kreuz und das Haar in einem großen Kopftuche, zog statt ihrer prachtvollen Gewänder alte, schmutzige, zerrissene Kleider an und ging zum Küchenmeister. Sie erhielt eine kleine Kammer, in welcher sie schlief und ihre Sachen aufbewahrte. Allmählich gewöhnte sie sich an den Dienst, obgleich sie durch die schwere Arbeit stark mitgenommen wurde.

Bis jetzt hatte sie den Fürsten noch nicht gesehen. Eines Tages ließ er alle seine Freunde und Bekannten zu einem großen Balle einladen. Am Morgen des Balltages kehrte

Adelheid die Stiege, als der Fürst, ohne von ihr bemerkt zu werden, heraufkam und das Gefäß, in dem das Kehricht war, umwarf, so daß seine Stiefel ganz beschmutzt wurden. Zornig riß er der Entfliehenden den Besen aus der Hand und warf ihn ihr nach. Als sich abends die Säle allmählich mit Menschen füllten, ging die junge Gräfin zum Küchenmeister und bat ihn, er möge ihr gestatten, dem Balle beizuwohnen. Der aber erwiederte: „Nein, nein, das kann ich dir nicht erlauben. Wenn das der Fürst erführe!“ Adelheid hörte aber nicht auf zu bitten, bis er endlich sagte: „So geh'. Aber komm' nicht zu spät, und wenn du etwas erhältst, so bringe mir auch was mit.“

Sie ging nun nach Gottholds Wohnung, kleidete sich um, wusch die Farbe weg und ließ eine prächtige Kutsche vorfahren, in welcher sie sich zum Fürsten begab.

Als die Gäste von weitem den prächtigen Wagen sahen, eilten sie alle hinab und riefen: „Eine fremde Dame, eine schöne Dame!“ Der Fürst eilte ihr entgegen, hob sie aus dem Wagen und geleitete sie die Treppe hinauf. Den ganzen Abend mußte sie mit ihm tanzen und an der Tafel neben ihm sitzen. Nach dem Essen fragte er sie, wie sie heiße und wo sie her sei. „Adelheid heiße ich und bin aus Besenwurf“, entgegnete die Gräfin. Um 12 Uhr entfernte sie sich und mit ihr die Mehrzahl der Gäste.

Zu Hause angekommen, zog sie sich schnell aus, färbte sich braun, nahm drei Goldstücke und gab diese dem Küchenmeister mit dem Bemerken, daß sie hinter einer Thür gestanden und von einer alten Frau das Gold erhalten habe.

Am nächsten Morgen suchte der Fürst auf seinen Landkarten Besenwurf, fand es aber nicht. Er wollte sie nun nochmals um ihren Geburtsort fragen; da er aber nicht wußte, wo sie wohnte, so ließ er seine Freunde zu einem zweiten Balle einladen. Am Morgen des zweiten Balltages bürstete Adelheid eben ihre Kleider, als der Fürst unbemerkt die

Treppe heraufkam. Sie drehte sich um und da entfiel die Bürste ihrer Hand und dem Fürsten auf die Füße. Zornig darüber nahm Adolf die Bürste und warf sie der bestürzten Gräfin an den Kopf

Abends erlaubte ihr der Küchenmeister wieder zum Balle zu gehen, und sie machte von seiner Erlaubnis auch Gebrauch. Dort sagte ihr nun Fürst Adolf, daß er Besenwurf nicht gefunden habe, und sie erwiederte: „Wie könnt Ihr Besenwurf suchen, ich sagte ja Bürstenwurf.“ Sie tanzten nun wieder miteinander, und gegen Mitternacht ging sie nach Hause und brachte dem Küchenmeister einen goldenen Reif mit dem Bemerken, daß sie ihn als Geschenk bekommen habe.

Am nächsten Morgen suchte der Fürst Bürstenwurf, fand es aber nicht. Er lud dann seine Freunde und Bekannten zu einem dritten Balle ein, der noch viel glänzender als die beiden ersten sein sollte. Am Ballabende, kurz vor dem Beginne des Festes, kämmte sich Adelheid gegen ihre Gewohnheit im Schlosse die Haare. Der Fürst, mißmuthig, daß die fremde Dame so lange nicht kam, ging eben die Treppe hinunter, als die Gräfin den Kamm fallen ließ. Der Fürst Adolf hob ihn auf und warf ihn dem Küchenmädchen an den Kopf. Schnell entfernte sie sich, kleidete sich um und ging zum Balle. Bei der Tafel sagte der Fürst, daß er Bürstenwurf nirgends gefunden habe. „Das glaube ich schon“, sagte sie; „ich nannte ja den Ort Kammwurf.“ Er wollte es nicht glauben; sie stritt aber so lange mit ihm, bis er nachgab. Bevor sie fortging, steckte er ihr einen Ring an den Finger, ohne daß sie es merkte.

Am andern Morgen war dem Fürsten unwohl, so daß er dem Küchenmeister befahl, ihm eine Brühe zu kochen. Dieser sagte es in der Küche, und Adelheid bat ihn um die Erlaubnis, die Brühe kochen zu dürfen. Er aber sagte: „Wenn du etwas hineinbringst, was nicht in die Brühe gehört, so habe ich die Strafe zu leiden.“ Sie entgegnete: „Ich werde

nichts Unrechtes hineinbringen", und kochte die Brühe, warf aber unbemerkt den Ring des Fürsten hinein. Der Fürst goß sich dieselbe auf einen Teller und hörte dabei etwas klirren. Er rührte herum und fischte den Ring heraus. Da fragte er verwundert, wer die Brühe gekocht habe. „Das Küchenmädchen", war die Antwort. „Hole sie herein", befahl Adolf dem Diener. In aller Eile zog sie das Kleid an, das sie am letzten Abend getragen hatte, und als der Fürst sie erblickte, erkannte er seine Tänzerin. Diese mußte ihm nun haarklein ihren Lebenslauf erzählen, und er nahm sie bald darauf zur Gemahlin.

Ihr Vater war unterdes heimgekehrt, und als er vernahm daß seine Tochter schon geheiratet habe, mußte er sich in sein Schicksal fügen.

---

34. Der klingende Baum.

Es war einmal ein Königssohn, der nach dem Tode seines Vaters die Regierung führte. Durch seine Heirat kam er mit seiner Mutter in Feindschaft, weil er sich nicht diejenige genommen hatte, welche ihr gefiel. Nicht lange nach der Hochzeit mußte der König in den Krieg ziehen, welcher drei Jahre dauerte. Seine Frau hatte unterdessen zwei schöne Knaben geboren. Die Mutter des Königs wollte sich nun an ihr rächen und schrieb an den König, es sei eine Mißgeburt geboren worden; aber von wem, das berichtete sie nicht. Der König schrieb zurück, die Mutter solle in den Hungerturm, die Mißgeburt in's Wasser geworfen werden. Die Gemahlin des Königs wurde wirklich in den Hungerturm gesperrt; die zwei Knaben legte man in eine Schachtel und setzte sie in's Wasser. Die Königin betete zu Gott, und dieser schickte ihr täglich einen Engel mit Nahrung. In der Nähe des Schlosses war der Ziergarten, und der Gärtner, welcher eben Wasser holte, fand die Schachtel. Er öffnete sie und sah die zwei Knaben darin. Voll Freude lief er zu seinem Weibe und sprach: „Jetzt hat uns der liebe Gott ein paar Knaben geschenkt, welche wir gerade brauchen.“ Die Kinder wuchsen heran und lernten die Gärtnerei.

Der König war mittlerweile heimgekehrt, und da ihm die Königin nicht entgegen kam, fragte er sogleich, wo seine Gemahlin sei. Die Mutter eröffnete ihm nun, daß er ja selbst befohlen habe, sie in den Hungerturm zu sperren, weil sie

eine Mißgeburt geboren habe. Der König glaubte seiner Mutter, und dieser Glaube wurde noch mehr bestärkt, als sie ihm sagte, der eine Knabe habe einen Ochsenkopf, der andere einen Pferdekopf gehabt. Von der Zeit an aber hatte der König keine Ruhe mehr. Als er eines Abends beim Hungerturme vorüberging, sah er ganz oben ein Licht. Er ging zum Turmwächter und ließ sich die Schlüssel geben. Als er an die Thür des Gefängnisses kam, wo er das Licht erblickte, guckte er durch's Schlüsselloch hinein und sah seine Frau und einen Engel neben ihr stehen. Er öffnete die Thür und der Engel verschwand. Der König fiel seiner Gemahlin um den Hals und bat sie um Verzeihung. Sie mußte ihm nun sagen, ob es wahr sei, daß sie eine Mißgeburt geboren habe oder nicht. Da sie es verneinte, ließ er sie wieder in das Schloß bringen und die böse Mutter mit vier Pferden zerreißen. Es wurde nun überall den zwei Knaben nachgeforscht, aber vergebens. Der Gärtner war unterdessen gestorben, und weil die zwei Söhne den Garten in einem so guten Zustande erhielten, so setzte der König sie als Gärtner ein. Dafür wollten die zwei Brüder dem Könige eine große Freude machen und ihm den klingenden Baum, den redenden Vogel und das goldene Wasser in seinen Garten bringen. Nach diesen drei Dingen hatten schon viele getrachtet, aber keiner hatte sie bekommen. Der älteste Bruder machte sich auf den Weg und kam zu einem Einsiedler. Den fragte er, ob er von den drei Dingen nichts wisse, und wie er sie wohl bekommen könnte. Der Einsiedler sagte: „Mein liebes Kind! Es sind schon viele Hunderte zu mir gekommen und haben mich ebenso gefragt, wie du; aber keiner ist noch zurückgekehrt, weil keiner dem Vogel gefolgt hat.“ Der Gärtner bat den Einsiedler, er möge ihm nur den Weg zeigen und versprach ihm, daß er dem Vogel folgen wolle. „Auf diesem Wege“, sagte der Einsiedler, „gehst du fort und da wirst du schon den Baum klingen hören.“ Richtig, als er drei

Tage gegangen war, hörte der Gärtner den Baum klingen. Bevor er zu dem Baume kam, mußte er durch eine große Menge Steine gehen, welche die Gestalt von Menschen hatten. Dann hörte er eine Stimme, die rief: „Guten Morgen, junger Mann, was willst du da?“ Er sah sich um und bemerkte den redenden Vogel auf dem klingenden Baume. „Dich will ich“, sagte der Gärtner, „den klingenden Baum und das goldene Wasser.“ Der Vogel sprach: „Brich dir einen Ast ab und nimm mich sammt dem Körbchen herunter vom Baume; dann gehe bis zu jenem Felsen, dort liegt ein Schlüssel, welchen du nimmst und die Thür im Felsen aufschließest. Mit dem Gefäße, welches du im Felsen findest, schöpfest du dir des goldenen Wassers ein. Wenn du dann aus dem Felsen herausgehst, so darfst du dich aber nicht umsehen, sondern mußt gradaus gehen.“ Der Gärtner ging, als er aber aus dem Felsen heraus war, kamen ihm die menschenähnlichen Steine nach und schrieen: „Bruder nimm mich mit.“ Wie er den Lärm hörte, sah er sich um und ward auf der Stelle in Stein verwandelt.

Der zweite Bruder wartete unterdes mit Schmerzen auf ihn, und als er nicht kam, machte auch er sich auf den Weg. Er kam ebenfalls zu dem Einsiedler, welchen er fragte, ob er den Weg nicht wisse zu dem klingenden Baume und ob sein Bruder nicht hier gewesen sei. „O ja“, sprach der Einsiedler, „aber er wird dem Vogel nicht gefolgt haben, und deswegen ist er nicht mehr zurückgekehrt.“ „Welchen Weg muß ich gehn“, fragte er weiter, „daß ich zu dem klingenden Baum komme?“ Der Einsiedler zeigte ihm den Weg und sagte ihm dasselbe, was er seinem Bruder gesagt hatte. Nach drei Tagen hörte er schon den Baum klingen und kam zu den Steinen. Als er die Steine sah, dachte er, es seien Menschen und berührte sie; aber es waren doch nur Steine. Der Vogel wünschte ihm einen guten Morgen und fragte ihn, was er wolle. „Dich will ich“, sagte er „den klingenden Baum und

das goldene Wasser.“ Er mußte nun dasselbe thun, wie sein Bruder. Als er aus dem Felsen heraus trat, kamen ihm die Steine nach und machten einen fürchterlichen Lärm und schrieen: „Bruder, nimm mich mit.“ Er aber ging immer fort und kümmerte sich nicht um den Lärm, obgleich er immer stärker wurde. Dann ward ihm aber so ängstlich, daß er zur Erde fiel. Er erholte sich und aufstehend sah er, daß viele Hunderte, welche er erlöst hatte, um ihm herum standen. Sein Bruder und er gingen nun mit dem Aste, dem Vogel und dem goldenen Wasser nach Hause. Dort sprach der Vogel: „Jetzt setzet ihr den Ast in die Erde, grabet neben dem Aste ein Grübchen und stellet das Gefäß mit Wasser hinein; mich aber hängt mit dem Körbchen an den Ast und ihr begebt euch zur Ruhe. Bis morgen früh wird schon alles in Ordnung sein.“ — Als die Brüder in der Frühe erwachten, hörten sie schon den Baum klingen und das goldene Wasser floß über einen hohen Felsen herab. Der König, welcher das klingen hörte, fragte, was das sei; aber niemand konnte es ihm sagen. Da ging er endlich selbst in den Garten hinunter und staunte nicht wenig, als er den Baum, das Wasser und den Vogel sah. Viele Könige kamen und bewunderten die Schönheit. Als sie sich aber laut über die Schönheit aussprachen, sagte der Vogel: „Aber Eines ist nicht schön.“ „Und was ist das Eine?“ fragten sie. Der Vogel sprach: „daß der König seine Söhne Gärtner sein läßt.“ „Wie ist das zu verstehen?“ fragte der König. Der Vogel, welcher alles wußte, was in der Welt vorging, erzählte ihm nun das Vergangene. Der König, die Königin und alle Anwesenden hatten darüber eine große Freude, daß die zwei Söhne wieder gefunden waren.

---

35. Die zwei Schusterssöhne.

Einmal ging ein Schuster fischen und fing drei Karpfen, jeden von zehn Pfund. Als er nach Hause ging, verlor er einen Fisch und als dieser rief: „Halt an!“ so sagte der Schuster: „Dich mag ich nicht, weil du schreien kannst“, und ging weiter. Mit dem zweiten Fisch geschah dasselbe. Als er aber endlich den dritten verlor und wieder sagte, er wolle ihn nicht, da rief der Fisch: „Nimm mich mit nach Hause, es wird dir zum Glücke sein!“ „Was kannst du mir nützen, armseliger Fisch?“ antwortete der Schuster, aber jener erwiederte: „Nimm mich nur mit nach Hause und thue, was ich dir jetzt sage: Schneide mir den Bauch auf, und du wirst auf der einen Seite einen Klumpen Gold, auf der andern einen Stein finden; diesen grabe bei einem Baume ein. Das Gehirn gib deinem Weibe, und sie wird dir zwei Knäblein mit goldenen Haaren schenken; den Kopf gib deinem Pferde, und es wird dir zwei Füllen mit goldenen Mähnen bringen, und den Schweif gib deinem Hunde, und er wird dir zwei Hündlein mit goldenen Haaren geben.“ Der Schuster nahm nun den Fisch, that, wie ihm dieser gebot, und erhielt wirklich jene Dinge. Da er nun durch den Klumpen Gold wohlhabend geworden war, so schickte er seine beiden Söhnlein in die Schule. Da begegnete er einmal dem Schullehrer, und dieser fragte ihn, warum er seine beiden Söhne nicht in die Schule schicke. Darüber verwunderte er sich, und als er nach Hause kam, fragte er seine Kleinen, wohin sie in die

Schule gingen? Diese antworteten, sie dürften es nicht sagen, bis sie zwölf Jahre alt wären. Sie lernten fortan sehr fleißig und gestanden ihrem Vater, als sie zwölf Jahre alt waren, daß sie zu dem Baume in die Schule gegangen seien, bei welchem er den Stein begraben habe.

Nun wollten die beiden Jungen in die weite Welt gehen und verlangten von ihrem Vater, daß er jedem ein Füllen und ein Hündlein mitgebe; allein davon wollte der Vater nichts wissen. Es dauerte aber nicht lange, so nahm sich jeder Nachts sein Pferd mit den goldenen Mähnen und ein Hündlein, und sie ritten von dannen. Als sie schon ziemlich weit geritten waren, sagte Hans: „Mein lieber Seppl, wir müssen uns jetzt trennen, denn wir sehen immer beide das Gleiche, und das geht nicht. Ich werde auf diese hohe Eiche hinaufsteigen und zwei Wege ausfindig machen.“ Er stieg hinauf und sah in der Ferne ein Licht, stieg dann gleich wieder herab und sagte: „Diesen Weg gehe ich und jenen kannst du gehen; damit wir aber wissen, wie es jedem geht, so stecken wir jeder eine Rose auf diese Eiche. Kommt nun einer zurück, und es ist die andere Rose welk, so weiß er, daß der andere krank ist; ist sie aber ganz dürr, so ist dieser gestorben.“ Nun trennten sich beide, und schlugen ihre Wege ein. Da kam Hans in ein Wirtshaus und fragte den Wirt was es Neues gebe. „Was soll es geben“, antwortete dieser, „nicht viel, nur daß nächstens unser König ein Fechtspiel gibt, wo jeder mit den Geliebten seiner Töchter kämpfen kann, und wer einen bekämpft, bekommt sie zur Frau.“ „Halt“, dachte sich Hans, „du kannst vielleicht auch fechten, daran nimmst du Antheil.“ Er ließ sein Pferd und sein Hündlein beim Wirt, zog vom Hausknecht ein zerlumptes Gewand an und begab sich in die Fechtschule. Das Fechtspiel begann. Alle Anwesenden inner den Schranken hatten schon mit dem Geliebten der ältern Tochter gekämpft, und keiner hatte ihn bezwungen, nur Hans war noch übrig. Da lachte der Höfling und

sagte: „Nun, mit dem werde ich bald fertig sein“; allein Hans war geschickter als er und durchbohrte ihn. Als die Königstochter sah, daß dieser zerlumpte Jüngling ihr Mann werden sollte, sagte sie ihrem Vater: „Den mag ich nicht“, und zum Hans sprach sie: „Bist du zufrieden mit 500 Gulden?“ „O ja, warum denn nicht?“ antwortete dieser, „sind ja noch andere hier“, und strich das empfangene Geld ein. Nun trat der Geliebte der jüngeren Königstochter in die Schranken, wurde aber von keinem bezwungen. Auch der betrachtete den hervortretenden Hans verächtlich; aber zur Strafe dafür hieb ihm dieser den Arm ab. Weil auch diese Königstochter ihn nicht mochte, bekam er wieder seine 500 fl., welche er froh einstrich mit den Worten: „Sind ja noch andere hier!“ Nun kam der Geliebte der jüngsten Königstochter, welchem sein letzter Gegner, der wieder unser Hans war, den Fuß abhieb. Allein dießmal erging es Hansen nicht so wie früher. Dieser Königstochter gefielen die goldenen Haare und das blühende Gesicht des Jünglings, und sie sagte zu Hans, er solle auf den Schloßplatz kommen, da werde sie vom Fenster herabsehen und ihm kund thun, ob er ihr Mann werde oder nicht. Richtig erschien das Fräulein und kündigte ihm an, daß er König sei. Nun wollte man Hansen schöne Kleider geben, er aber wies sie dankend zurück, bat um die Erlaubnis sich auf kurze Zeit entfernen zu dürfen, begab sich in das Wirtshaus, zog wieder seine früheren schönen Kleider an und ritt mit seinem Pferdchen und dem Hündlein in das Schloß zurück. Da waren alle erstaunt, als sie den jungen König daherreiten sahen auf seinem Pferde mit den goldenen Mähnen und neben ihm das Hündlein mit goldenen Haaren, während auf seinem Nacken ebenfalls die goldenen Locken im Sonnenstrahle glänzten. Der Neid der beiden älteren Schwestern wuchs seitdem von Stunde zu Stunde. Die Hochzeit wurde nun vollzogen, und das junge Ehepaar verlebte in Zufriedenheit

die ersten Wochen der Ehe; allein nicht so ruhig war es in der Brust der ältesten Schwester, denn diese sann immer auf Mittel, den jungen König zu beseitigen. Sie ging daher zu einer Hexe, die in einem großen Walde außerhalb der Stadt wohnte und fragte diese, ob sie nicht den jungen König wegschaffen wolle. „Gib mir 300 Gulden", sagte diese; „veranstalte eine Jagd, bei welcher er in diesen Wald kommen muß, so will ich ihn schon wegschaffen, daß ihn niemand mehr zu Gesichte bekommt." Der Vertrag mit der Hexe ward geschlossen, und die Jagd auf Verlangen der Königstochter veranstaltet. Die Hexe setzte sich nun in einem entlegenen Theil des Waldes auf einen hohen Baum; da kam der junge König wirklich in die Nähe der Hexe, und als er das Mütterchen in diesen luftigen Höhen sah, rief er ihr zu: „Was thust du da oben, steige herab!" „Ach, mein Herr", antwortete die listige Alte, „ich trau mich nicht, das Hündchen möchte mich beißen." „Steig nur herab", erwiederte dieser, „das Hündchen thut dir nichts." „Ach nein, mein Herr", wiederholte sie, „ich steige nicht herab, das Hündchen möchte mich beißen. Nehmt da diese Ruthe, die ich hinabwerfe, und schlagt um euch, damit das Hündchen davonlaufe." Der junge König nahm die herabgeworfene Ruthe und schlug über sich zurück, aber in demselben Augenblick verschwand er sammt seinem Pferd und seinem Hündlein. Das verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die ganze Stadt, und groß war die Trauer um den jungen König.

Sehen wir nun aber, wie es dem Bruder Seppl ergangen ist. Der kam eines Tages zur hohen Eiche zurück, wo er sich von Hans getrennt hatte, und sah mit Schmerzen, daß Hansens Rose verdorrt war. „Armer Hans", dachte er sich, „hast müssen auch sterben, aber wenigstens will ich mich erkundigen, wo du gestorben bist", und schlug denselben Weg ein, den Hans bei ihrer Trennung gegangen war. Als er in die Stadt kam, waren alle Fenster schwarz verhängt, und

alles war in Trauer. Da fragte er bei seiner Einkehr in's Wirtshaus, was das zu bedeuten habe? „Hm", sagte der Wirt, „wie könnt Ihr noch fragen, wisset Ihr denn nicht, daß unser junger König verschwunden ist, aber mir scheint, Ihr stellt Euch nur so, denn Ihr seid ja selber der König!" Da wußte Seppl genug, denn er ahnte, daß der junge König sein Bruder sei, weil sie einander ähnlich sahen. Er ging daher in's Schloß und wurde dort mit großer Freude empfangen, allein er selbst war sehr traurig. Als ihn nun die Gemahlin des jungen Königs fragte, warum er denn so traurig sei, denn sie erkannte ihn nicht und glaubte fest, es sei ihr Gemahl, da sagte Seppl, er sei nicht der junge König, sondern sein Bruder. Während dieser Zeit war aber schon die älteste Königstochter im Walde bei der Hexe und verlangte ihre 300 Gulden zurück, indem der junge König wieder gekommen sei. „Geh, du Närrchen", sagte ihr die Alte, „das ist ja sein Bruder; veranstalte nur eine Jagd, ich will schon auch diesen wegschaffen." Wirklich brachte es die neidische Schwester durch langes Bitten dahin, daß man wieder eine Jagd veranstaltete.

Als nun Seppl, der als König galt, an die Stelle kam, wo früher sein Bruder verschwunden war, rief er der auf dem Baume sitzenden Alten zu, sie solle herabsteigen. Diese erwiederte: „Ach, mein Herr, ich trau mich nicht, das Hündlein möcht mich beißen." Aber dießmal antwortete ihr der junge König anders. „Wenn du nicht herabsteigst, alte Hexe", rief er entrüstet, „so schieße ich dich herab, du hast meinen Bruder verzaubert, und wenn du diesen nicht augenblicklich wieder lebendig machst, so bist du des Todes." Da bekam die Alte Furcht und bat, er möge sie nur herabsteigen lassen, sie werde ihn dann gleich lebendig machen. Am Boden angekommen, schlug sie mit einer Ruthe dreimal auf die Erde, und vor ihr lag der König, sein Pferd und sein Hündlein, aber tot. Nun berührte sie jeden einzeln mit der Ruthe und

alle drei wurden lebendig. Mit Freude begrüßten sich nun beide Brüder, zerhieben zur Strafe die alte Hexe in Stücke und kehrten in die Stadt zurück. Unaussprechlich war da die Freude. Hans ward wieder König und Seppl wurde zum Vicekönig ernannt. Und wenn sie nimmer leben, so sind sie wahrscheinlich gestorben.

---

36. Eins schlägt zwölf, zwölf schlagen neun und vierzig.

Es lebte einst ein König, der hatte eine schöne Tochter. Von weit und breit zogen die Prinzen hin, um sie zu freien. Doch sie wollte nicht heiraten und ließ sich von ihren Freiern ein Räthsel aufgeben; wenn sie es auflösen konnte, verfiel der Wagehals dem Tode und wurde gehängt.

Ein benachbarter Königssohn hörte von der wunderlichen Prinzessin, und nahm sich vor, sein Glück zu versuchen. Seinem alten Diener theilte er sein Vorhaben mit, verbot ihm aber, seinen Eltern etwas davon zu sagen. Der nächste Morgen war zur Abreise festgesetzt. Doch der Diener, dem alten König treu ergeben, verrieth den Plan. Der König ließ seinen Sohn rufen und wollte ihn von seinem Vorhaben abbringen, doch der Prinz hörte nicht auf seinen Vater; dieser nahm sich daher vor, seinen Sohn zu vergiften, damit er nicht durch Henkershand sterbe.

Früh am nächsten Morgen stand der Prinz auf und bestieg das von seinem Diener vorgeführte Pferd; er wollte die Burg verlassen, ohne seinem Vater Lebewohl gesagt zu haben. Indeß erschien der König an der Thür und reichte ihm zum Abschied einen Becher. Der Prinz aber, Böses ahnend, schüttete das Getränk über den Kopf des Pferdes hinab, rief seinem Vater einen Gruß zu und ritt zur Pforte hinaus, sein Diener hinter ihm her.

Nachdem sie einige Tage geritten waren, kamen sie in einen großen Wald, welcher kein Ende zu nehmen schien. Da machte das Pferd des Prinzen auf einmal einen fürchterlichen Satz, der Prinz verlor das Gleichgewicht und fiel zu Boden, und das Pferd stürzte tot nieder. Das Gift hatte den ganzen Kopf und Hals des Thieres durchfressen. Nun mußten sie sich mit einem Pferde behelfen.

Wieder reisten sie mehrere Tage, da kamen sie in eine Waldlichtung und sahen hie eine Schar wildaussehender, bis an die Zähne bewaffneter Männer um eine Grube stehen. Sie wollten zurücktreten, doch es war schon zu spät, man hatte sie bemerkt. Es trat einer aus dem Haufen hervor und fragte sehr freundlich, wohin die Reise gehe. Nachdem der Prinz ihnen gesagt hatte, was er vorhabe, lachten ihm die Räuber in's Gesicht. „Bleib lieber bei uns“, sagten sie ihm, „eben jetzt haben wir unsern Hauptmann begraben, und wenn du willst, kannst du an dessen Stelle treten.“ „Wer weiß“, wozu das gut ist“, dachte er, nahm den Antrag an, und so ward er von der versammelten Bande, aus neun und vierzig Männern bestehend, als Führer gewählt. Sie nahmen ihn sammt seinem Diener in ihre Mitte und führten ihn durch Dick und Dünn, bis sie endlich in ein Wildthal kamen und vor einem Felsblocke stehen blieben. Einer der Räuber drückte an einer geheimen Feder; sogleich drehte sich der Stein wie in Angeln und ließ einen anfangs engen, niederen, sich aber immer mehr erweiternden Gang sehen, welcher durch viele Fackeln und Lampen erleuchtet war. Dieser Gang mündete in eine geräumige Höhle, von wo aus sich viele Gänge verzweigten. In dieser Halle war ein langer Tisch aufgestellt und mit vielen Speisen bedeckt. Sie setzten sich um den Tisch, aßen und tranken nach Herzenslust und vertheilten sich dann in ihre Gemächer. Einige blieben bei dem neuen Hauptmann, um ihm ihre Reichthümer zu zeigen. Sie führten ihn herum, zeigten ihm ihre Schatzkammer, ihre Waffensäle und Stal-

lungen, denn sie hatten auch Pferde. Sodann mußte er schwören, sie nie zu verlassen. Des andern Tages machten sich die Räuber auf, um wie gewöhnlich ihre Raubzüge zu unternehmen, ließen aber ihren Hauptmann nebst seinem Diener zurück, damit sie sich ausruhen könnten. Dem Diener war aber nicht ganz wohl dabei, darum verließ er die Höhle mit dem Versprechen, bald wieder zurückzukommen. Durch Zufall kam er an die Stelle, wo der vergiftete Gaul lag; da sah er, daß am Kopfe des Thieres zwölf tote Raben lagen, welche wahrscheinlich von den vergifteten Theilen gefressen hatten. Da dachte er, vielleicht könne er sich und seinen Herrn von der saubern Gesellschaft frei machen, wenn es ihm gelänge, die Räuber zu vergiften. Er nahm daher sein Weidmesser, schnitt die vergifteten Theile ab und steckte sie sammt den Raben in seine Jagdtasche. In der Höhle angelangt, richtete er das Mitgebrachte zu, machte aber seinen Herrn aufmerksam, ja von dem Wildbret nichts zu essen, welches er auftischen würde.

Bald darauf kamen die Räuber heim und waren lustig und guter Dinge, da sie einen guten Fang gemacht hatten; ermüdet setzten sie sich zu Tische und ließen's sich wohl schmecken. Doch bald nachdem sie gegessen, spürten sie heftige Bauchschmerzen und nacheinander erlagen sie dem Gifte. Der Hauptmann und sein Diener stellten sich, als ob sie auch heftige Schmerzen hätten. Als die Räuber alle regungslos dalagen, machte sich der Prinz auf, wählte aus den Stallungen ein Paar der schönsten Pferde und streute den andern zur Genüge Futter vor, damit sie, im Falle sie nicht bald wieder kämen, auf eine Zeitlang Nahrung hätten. Hierauf verließen sie die Höhle, nachdem sie die Leichen in den vorbeifließenden Wildbach geworfen hatten. Bald erreichten sie das Ende des Waldes und sahen jetzt das Ziel ihrer Reise, die Stadt, vor sich liegen. Der Prinz ließ sich durch seinen Diener bei dem König melden. Er wurde von diesem sehr

freundlich aufgenommen und der König fragte nach seinem Begehren. Als ihm der Prinz sagte, daß er gekommen sei, der Prinzessin ein Räthsel aufzugeben, ward der König sehr traurig und bat ihn, von seinem Willen abzustehen. Doch der Prinz ließ es sich nicht ausreden und ward daher der Prinzessin gemeldet. Diese ließ sich von ihm das Räthsel vorlegen. Er that es, indem er sprach: „Eines schlägt zwölf, zwölf schlagen neun und vierzig, sage mir was heißt dieß?“ Die Prinzessin schien verlegen und bat ihn um eine Frist von drei Tagen, damit sie das Räthsel überdenken könne. Der Prinz gestattete es, und es wurden ihm hierauf einige Gemächer eingeräumt, während man seinem Diener eine Stube zum Aufenthalte anwies. Die Prinzessin wußte sich weder zu rathen noch zu helfen, denn ein solches Räthsel war ihr noch nicht vorgekommen. Sie bot daher alles auf, den Diener des Prinzen zu bestechen, um von ihm die Auflösung zu erfahren. Sie schickte ihren Kammerdiener, einen durchtriebenen Kopf, zu ihm, damit er alles anwende, um die Auflösung zu erfahren. Der Kammerdiener nahm einen tüchtigen Krug voll des kräftigsten Weines mit, um dem Diener einen Rausch anzuzechen; doch das war vergeblich. Der alte Diener trank den zierlichen Kammerdiener unter den Tisch und schnitt ihm dann den Knebelbart ab, um ein Zeichen zu besitzen, mit welchem er die List der Prinzessin darlegen könne. Außerdem prügelte er ihn tüchtig durch, so daß dieser froh war, mit heiler Haut davon zu kommen. Dieß schüchterte die Prinzessin zwar ein, sie schickte aber trotzdem ihren Kutscher ab. Dieser war ein riesiger Kerl, mit dem nicht zu spaßen war. Es erging ihm nicht besser; auch er bekam, nachdem er einen Rausch hatte, eine Tracht Prügel. Betäubt fiel er nieder; da band ihm der Alte die Füße, holte sein Rasiermesser hervor und schor ihm den Kopf kahl, sodann warf er ihn zur Thür hinaus. Jetzt nahm sich die Prinzessin vor, ihr Glück selbst zu versuchen und wollte sich deshalb zu dem Diener

begeben. Dem kam es zu Ohren und er sagte es daher seinem Herrn. Dieser nahm den Posten des Dieners ein, um die Prinzessin genauer zu sehen. Er war entzückt von der Schönheit derselben und erzählte ihr seine ganze Geschichte und somit auch die Auflösung des Räthsels. Da kam sein Diener hinzu, ergriff seine Peitsche und maß ihr ein paar auf, trotzdem daß sein Herr abwehrte. Auch nahm er ihr den kostbaren Ring ab, den er am Finger der Prinzessin bemerkte.

Der festgesetzte Tag kam heran. Der Prinz fand sich pünktlich ein, und die Prinzessin erwartete ihn schon. Sie lud ihn ein, sich niederzusetzen; darauf nahm sie das Wort und sprach: „Du bist ein Prinz und solltest von deinem Vater vergiftet werden, schüttetest jedoch das Gift, welches er dir reichte, über dein Pferd, so daß dieses starb; von diesem Pferde fraßen zwölf Raben und auch diese erlagen dem Gifte und mit diesen Thieren tötetest du neun und vierzig Räuber um dich frei zu machen. Habe ich recht gerathen?" „Ja", erwiederte er und war auf alles gefaßt. Da trat der Diener des Prinzen hervor und sagte, die Prinzessin habe nur durch List die Auflösung erfahren. Und das bewies er durch den Knebelbart, die Haare und endlich den Ring. Da mußte die Prinzessin eingestehen, daß sie nur durch List die Auflösung erfahren habe und gab dann ihre Hand dem Prinzen.

Ob er sie genommen hat, das weiß ich nicht.

---

37. Hans löset Räthsel.

Drei Krieger, welche des Dienstes überdrüssig waren, verließen einst das Heer mit einem andern, Namens Hans, den sie verleitet hatten, ihnen zu folgen, indem sie ihm wunderbare Dinge vorspiegelten. Da sich die vier Ausreißer bei Tage auf der Straße nicht sehn lassen durften, so wanderten sie zur Nachtzeit.

Eines Abends kamen sie in einen großen Wald, machten vor demselben Halt und rasteten. Nachdem sie einige Stücke altes Brot gegessen hatten, machten sie sich wieder auf den Weg. Da bemerkten sie mit einem Male in der Ferne ein Licht, gingen darauf zu und pochten an. Ein alter Mann, welcher der Teufel war, machte ihnen auf und ließ sie herein. Sie brachten dort drei Tage zu; am dritten Tage sprach endlich der Teufel: „Wenn ihr morgen drei Räthsel nicht auflöset, so verfallet ihr dem Teufel."

Da Hans ein sehr gottesfürchtiger Mensch war, ging er tiefer in den Wald hinein, kniete nieder und betete zu Gott, er möge ihm beistehen bei der Auflösung der Räthsel. Alsdann wollte er wieder zurückkehren zu seinen Kameraden. Da hörte er aber mit einem Male ein seltsames Schwirren in der Luft. Als er emporblickte, gewahrte er drei Raben von teuflischem Aussehen, welche sich auf einem Baum niederlassen wollten. Aus Neugierde blieb Hans stehen und betrachtete die Raben.

Wie sehr verwunderte er sich aber, als der eine zu reden anfing; er horchte und vernahm folgende Worte: „Morgen werde ich mein Gefolge um vier Männer vermehren; ich habe nämlich seit drei Tagen vier Gäste, denen ich Räthsel aufgeben werde. Das erste wird ein toter Kater sein, der in der Form eines schönen goldenen Sessels erscheinen soll; wer sich darauf setzt, der verfällt mir.

„Das zweite wird der Kopf eines Katers sein, der als eine goldene Schale sich zeigen soll; wer sich erkühnt, daraus zu trinken, der verfällt mir.

„Das dritte wird ein Pferdefuß sein, der in Gestalt eines Schwertes erscheinen soll; wer es berührt, verfällt mir. Nicht wahr, ich habe mein Räthsel recht gut gewählt?"

„Gut!" sagten die beiden andern Teufel, „wir wünschen dir Glück dazu."

Einer aber sprach: „Warum bist du denn so traurig, Freund Rabe?"

„Ach meiner armen Prinzessin geht es so schlecht, da sie krank darniederliegt, sie hat eine strenge Aufseherin gehabt, bei der sie Hunger leiden mußte

„Einmal hatte die Prinzessin ein Stückchen Brot ohne Wissen ihrer Aufseherin genommen, und als diese hereintrat in's Zimmer, warf es die Prinzessin auf die Erde und trat darauf. Eine Kröte, welche soeben in's Zimmer gesprungen war, hat das Brot gefressen und sich unter die Thürschwelle verkrochen. Die arme Prinzessin wurde aber immer kränker. Wer sie retten will, muß hingehen, die Kröte ausgraben, ihr auf den Rücken treten; darauf wird das Brot herausspringen; dieses muß er zu Pulver zerstoßen und es der Prinzessin zum Essen mengen; hierauf wird sie zwar kränker werden, jedoch sie wird genesen."

Alsdann flogen die Raben fort.

Hans dankte nun Gott für die Mittel, die er ihm in die Hand gegeben hatte, und machte sich auf den Weg zu

seinen Kameraden, welche schon mit Ungeduld seiner harreten. Er erzählte ihnen jedoch nichts von dem Vorgefallenen, um seine Pläne durchführen zu können.

Abends legten sich die vier Krieger zur Ruhe. Des andern Morgens kam der Teufel zu ihnen mit dem ersten Räthsel, dem Sessel. Der älteste Krieger, ein träger Mensch, wollte den Sessel nehmen und sich darauf setzen, jedoch Hans schrie noch zur rechten Zeit, er solle es nicht thun, da der Sessel ein Kater sei. Der Alte ging fort und kam bald wieder mit der Schale, welche der zweite, ein Trunkenbold, sogleich benützen wollte. Da sprach Hans: „Was thust du denn, es ist ja eines alten Katers Kopf."

Der Teufel ging wiederum fort, kam aber bald zurück mit dem Schwerte, welches der dritte Kamerad erproben wollte. Aber Hans warnte ihn, und sprach: „Wag es nicht, diesen Pferdefuß zu berühren, sonst bist du verloren."

Da geschah mit einem Male ein gewaltiger Donnerschlag und die vier Kriegsleute saßen im Freien auf einem Baumstamme.

Nun erzählte Hans den Erschrockenen den Vorfall im Walde und schlug ihnen vor, in die Stadt zu ziehen, wo die kranke Prinzessin war. Dieser Vorschlag ward angenommen und bald darauf wanderten sie fröhlich fort.

Nach langem Umherirren erreichten sie die trauernde Stadt, welche ganz schwarz behangen war.

Hans ließ nun seine Kameraden im Freien und verlangte, in den Palast des Königs geführt zu werden, welches ihm nach langer Weigerung zugesagt wurde.

Er wurde zuerst zum Könige geführt, der ihm auftrug, seine Tochter zu heilen; er schwur aber, wenn er sie umbringe, so müsse er sterben, wenn er sie jedoch rette, so werde Hans die Königstochter zur Frau bekommen.

Hans war nicht faul, sondern fing die Arbeit unverdrossen an. Nachdem er die Kröte ausgegraben und das

Pulver bereitet hatte, wie er vom Raben belehrt war, gab er dasselbe der Königstochter und entfernte sich hierauf. Er kam nach einigen Stunden wieder zurück und traf die Prinzessin schon ganz gesund an.

Hans bekam wirklich dann die Prinzessin zur Frau und seine Kameraden traten beim Hofe in Dienste.

Die Geschichte ist aus,
Da läuft eine Maus!

38. Die drei Müller.

Es lebte einst ein reicher Müller, welcher drei Söhne hatte, die das Handwerk ihres Vaters lernten. Nachdem ihre Lehrzeit beendigt war, wurden sie freigesprochen. Sie blieben noch einige Jahre im väterlichen Hause, und dann zogen sie in die Fremde, um die Welt kennen zu lernen.

Nachdem sie ein schon ziemlich großes Stück Weges zurückgelegt hatten, erreichten sie einen dichten Wald, der so groß war, daß sie genöthigt waren, darin zu übernachten. Spät abends bemerkten sie noch ein Licht und gingen darauf zu, in der Hoffnung, dort eine Hütte zu finden. Als sie näher kamen, trafen sie zu ihrem Erstaunen ein schöngebautes Haus, das sehr hell erleuchtet war. Sie klopften an, die geschlossene Thüre öffnete sich mit großem Gekrache, und nachdem sie eingetreten waren, schloß sich die Thüre von selbst. Sie begaben sich in einen großen Saal, der ungemein schön und reich ausgestattet war.

Bei ihrem Eintritte waren eine große Anzahl Zwerge beschäftigt, einen Tisch zu decken. Kaum wurden sie der drei Personen ansichtig, als sie sich flink zu einer Gruppe vereinigten und eine tiefe Verbeugung vor den Wanderern machten, worauf sie dann hüpfend den Saal verließen. Doch nur auf kurze Zeit, denn bald darauf kamen sie mit allerlei Speisen zurück, stellten dieselben auf den Tisch, auf dem goldene Messer, Löffel und Teller lagen, und machten den Fremden durch ein Zeichen verständlich, sie möchten sich niedersetzen und von

den gebrachten Speisen genießen. Die Müller ließen sich das nicht zweimal sagen, denn sie waren von dem weiten Marsche müde, hungrig und durstig geworden. Nachdem sie ihren Hunger gestillt hatten, fragten sie die Zwerge, ob sie nicht irgendwo einen Platz bekommen könnten, um zu übernachten. Dieß ward ihnen durch ein Kopfnicken bejahet. Dann entfernten sich die Zwerge und kamen mit drei schönen Betten wieder zurück, die sie in der Reihe aufstellten, sich dann ehrfurchtsvoll verbeugten und entfernten. Die Wanderer entkleideten sich und gingen dann unbekümmert um das räthselhafte Haus zu Bette und schliefen bald ein. Als sie am Morgen erwachten, bemerkten sie über der Thür des Saales eine große Tafel, auf welcher geschrieben stand, daß jeder eines der drei folgenden Räthsel binnen einem Jahre aufzulösen habe: Der älteste, was er esse, der zweite, was er trinke, und der jüngste, worauf er liege. Wenn sie dasselbe binnen genannter Frist nicht auflösten, so würden sie dem Besitzer dieses Gebäudes mit Leib und Leben verfallen.

Die drei Handwerksburschen lachten ob dieser dummen Fragen und freuten sich, ein ganzes Jahr freigehalten zu werden, ohne daß sie etwas zu arbeiten brauchten.

So verlebten sie fröhlich das ganze Jahr hindurch, ließen sich von den Zwergen bedienen, doch keiner dachte daran, daß der festgestellte Tag herannahe. Erst am letzten Abende des Jahres lief's ihnen doch über die Leber, und der jüngste fing an laut zu jammern. In der Angst floh er aus dem Hause und ließ die Brüder im Stich. Doch bald wurde er müde und legte sich unter einen Baum, um auszurasten. Da hörte er über seinem Kopfe ein Zischen, und als er aufblickte, bemerkte er eine große Schlange. Er rührte sich nicht von der Stelle, und kalte Schweißtropfen bedeckten seine Stirn. Nach einer Weile sah er, wie sich aus der einen eine zweite und dann eine dritte bildete. Dann fing die erste an zu sprechen: „Mein Fleisch“, — die zweite: „Mein Blut“, —

und die dritte: „Auf meinen Beinen." — Darauf waren alle drei verschwunden.

Unser Müller verfiel in ein tiefes Nachsinnen. Plötzlich schien er es gefunden zu haben, er sprang freudig auf und eilte dem Schlosse zu. Dort öffnete ihm ein Riese das Thor. Derselbe richtete an den ältesten die Frage: „Was issest du?" Er antwortete: „Ich nähre mich von Rindfleisch und von Braten allerlei Art." Darauf berührte der Riese den ältesten mit einem elfenbeinernen Stäbchen, worauf er gleich in einen Zwerg verwandelt wurde und in die Gesellschaft der übrigen sich begab. Hierauf kam nun die Reihe an den zweiten. Der ward gefragt: „Was trinkst du?" „Wasser und Wein", war die Antwort. Auch der wurde in einen Zwerg verwandelt. Nun ward der jüngste gefragt: „Worauf liegst du?" Und er gab zur Antwort: „Auf meinen Beinen."

Zornig mit dem Fuße auf den Boden stampfend, trat der Riese zurück, und sprach: „Keiner von denen, die hier verzaubert sind, konnte dieses Räthsel auflösen. Du warst der einzige, und du bist ihr Erlöser geworden." Darauf schwenkte er den Stab, und unter donnerndem Getöse verschwand der Riese sammt dem Gebäude, und die Zwerge verwandelten sich wieder in ihre ursprüngliche Gestalt. Alle bedankten sich bei ihrem Erlöser und ein jeder suchte seinen Weg nach Hause. Und auch die drei Müllerssöhne gingen zu ihrem Vater zurück und erzählten, was sie erlebt hatten.

39. Die drei Aufgaben.

Einst lebte in einer großen Stadt ein mächtiger König, welcher eine einzige Tochter hatte. Als diese das achtzehnte Jahr erreicht und noch kein Bräutigam sich eingefunden hatte, dachte der König, es wäre am besten, die Tochter irgend einem Manne zu geben, der die Aufgaben löst, welche der König ihm geben würde. Zu dem Zwecke ließ der König den in seiner Residenzstadt befindlichen, wegen der ungeheuern Größe und Höhe berühmten Turm mit Fahnen schmücken. Dieser Turm war so hoch, daß ihn alle Unterthanen sehen konnten.

Die Leute wußten anfangs nicht, was die Fahnen an dem alten Turme zu bedeuten hätten, und erkundigten sich darnach. Da zeigten auch die drei Söhne eines Bauern Lust, ihr Glück zu versuchen.

Mathias, Jakob und Hans machten sich auf den Weg, und als sie durch den Garten ihres Vaters gingen, sagte der älteste zum jüngsten, etwas blöden Bruder: „Mach die Thüre zu.“ Dieser verstand aber: „Nimm die Thüre.“ Hans hob die Thür aus den Angeln und trug sie auf seinem Rücken.

Die beiden andern kümmerten sich nicht viel um ihren jüngsten Bruder Hans und achteten nicht einmal darauf, daß er die Thür auf dem Rücken trug. Als die Nacht anbrach, wollten sie sich ein Nachtlager suchen und beschlossen, nach einigen Berathungen auf einen Baum zu steigen, damit sie

von keinem wilden Thiere angefallen würden. Jetzt erst sahen die Brüder, daß Hans die Thüre mitgetragen hatte, zankten ihn darüber aus und befahlen, er möge die Thür nun auch auf den Baum mitnehmen, damit keine menschliche Spur auf dem Boden sichtbar wäre. Und wirklich schoben sie so lange, bis auch die Thür oben war.

Die Brüder legten sich nun zurecht und schliefen bald ein. Sie wurden aber durch einige Schüsse aufgeweckt, und zu ihrem großen Schrecken bemerkten sie einige Räuber, welche dem Baume sich näherten und unterhalb desselben sich lagerten. Obgleich sich die Brüder ganz ruhig verhielten, bemerkten die Räuber doch bald, daß jemand oben war und luden ihre Gewehre, um sie herunterzuschießen. Als Hans diese Vorbereitungen sah, ward ihm ganz unheimlich zu Muthe und in seiner Angst ließ er die Thür fallen, die in ihrem Falle die Räuber erschlug.

Die zwei älteren Brüder sahen nun ein, daß sie durch Hansens Dummheit gerettet waren, und betrugen sich freundlicher gegen ihn. Unsere drei Wanderer blieben die Nacht hindurch auf dem Baume sitzen und erwarteten des Tages Anbruch, um ihren Weg fortsetzen zu können.

Kaum fing der Morgen an zu grauen, so stiegen die drei Brüder vom Baume herab und setzten singend ihren Weg fort. Nach Verlauf einiger Stunden waren sie vor dem königlichen Hofe angelangt, baten um Einlaß und sagten, warum sie gekommen seien. Da sagte der König: „Zwei von euch können weiter gehn, da ich nur eine Tochter habe, und diese braucht nur einen Bräutigam." Keiner wollte weichen und es kam sogar zum Streit, bis endlich der König befahl, der älteste solle bleiben.

Der König fragte zuerst den Mathias über seine Verhältnisse aus und gab ihm folgende Aufgabe zu lösen:

„Du sollst auf einem goldenen Schiffe gefahren kommen, nicht auf dem Wasser, sondern auf dem Lande, doch darf

es keine Räder haben, sondern muß durch Segel in der Luft fortbewegt werden."

Als Mathias dieß angehört hatte, ging er traurig nach Hause und zwar ganz allein; die übrigen Brüder waren schon vorausgegangen.

Des andern Tags ging Mathias in den Wald, und in der Hoffnung, daß der König die Aufgabe als gelöst betrachten würde, wenn das Schiff aus Holz verfertigt wäre, schlug er einen schönen Baum um und arbeitete Tag und Nacht an dem Schiffe. Am dritten Tage fühlte er sich sehr matt und konnte sich des Schlafes nicht erwehren. Als er aufwachte, kam ein alter Mann zu ihm und bat um ein Stück Brot. Mathias fuhr ihn rauh an und wies ihn ab. Der Mann entfernte sich und sprach: „Mathias, Mathias, du wirst es bereuen." Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so war er verschwunden und der Baum, der beinahe die Form eines Schiffes gehabt hatte, stund in seiner früheren Pracht wieder vor dem erstaunten Mathias.

Allmählich ging sein Erstaunen in Zorn über, weil seine dreitägige Arbeit umsonst war. Er ging nach Hause und erzählte das Unglück seinen Eltern, welche ihm aber darüber keine Aufklärung verschaffen konnten. Die Frist war vorüber und Mathias war noch zu Hause. Zwei Tage nach der verflossenen Frist kamen Boten, und traurig ging Mathias in's königliche Schloß. Dort konnte er sich nicht rechtfertigen und ward zum Tode verurtheilt.

Als dieß seine Eltern erfuhren, wurden sie sehr betrübt und verboten den zwei jüngeren Brüdern, um die Königstochter zu werben. Das wollten aber die Brüder nicht, vielmehr ging der zweite in einen dichten Wald und suchte einen schönen Stamm. Als er diesen gefunden hatte, fing er wie sein Bruder an, den Stamm zu einem Schiff zuzuhauen. Als er ermüdet einschlief, kam ein Weib, weckte den Schlafenden auf und bat um Geld. Jakob fuhr das Weib barsch an.

Es ging weg und sprach: „Baum stehe auf!“ und gleich stund der Baum in seiner vollen Blüte wieder da.

Dem Jakob ging es nicht besser wie seinem Bruder, weil er seine Aufgabe nicht gelöset hatte.

Nun kam die Reihe an den jüngsten Bruder. Hans ging in den Wald und hieb einen schönen Baum um, und zimmerte daraus ein Schiff. Singend vollendete er den Bau des Schiffes, und als er fertig war, kam zu ihm ein häßliches altes Weib und verlangte einen Kuß. Hans war nicht faul, umarmte das Weib und küßte es nicht nur einmal, sondern mehrmale. Hierauf sagte es zu ihm: „Dir ist der Sieg gelungen.“ Sie sprach dann einiges über den Bau des Schiffes und siehe da, plötzlich war das Holz in reines Gold verwandelt und setzte sich sogleich in Bewegung. Das Schiff trug Hansen auf einen großen Berg, Namens Kravihora; hier blieb es stehen und konnte nicht weiter. Hans wartete, bis das Schiff sich wieder in Bewegung setzen würde. Das dauerte ihm aber zu lange, denn das Brot, welches ihm seine Mutter gegeben hatte, war bereits verzehrt. Als auch der dritte Tag vergangen und das Schiff noch nicht in Bewegung war, rief er verzweifelnd: „Weib komm zu mir!“ Auf einmal hörte er einen Brunnen rauschen; er ging zu demselben und sprach: „Liebes Brünnlein! hilf mir!“ Und plötzlich las Hans auf der Oberfläche des Brünnleins die Worte, „Nicht weit von mir liegt eine Pfeife, diese nimm auf dein Schiff.“

Er suchte die Pfeife und fand sie auch wirklich, ging in sein Schiff und fing an zu pfeifen. Da erschien ein Mann, welcher fragte: „Was willst du?“ Hans erzählte ihm sein Unglück, worauf ihm der Mann sagte, wenn er dringend Wasser brauche, möchte er nur pfeifen, und er würde kommen und ihm welches verschaffen.

Bald darauf setzte sich das Schiff in Bewegung und trug ihn auf ein Feld. Hier blieb es stehen. Da kam ein Jäger

und gab Hansen eine Trompete mit der Bemerkung, nur zu blasen, wenn er irgend etwas brauche, was ein Jäger zu schaffen im Stande wäre. Hierauf setzte sich das Schiff wieder in Bewegung und trug ihn zum Schlosse des Königs.

Der König sah mit Staunen den Mann und das Schiff an, welches so trefflich die Lüfte durchschnitt. Hans trat aus dem Schiffe und der König lud ihn zu einem fröhlichen Mahle ein. Darauf bat Hans den König um die zweite Aufgabe, und der König erwiderte:

„Hole mir in der Zeit, während du dich von deinem Sessel erhebst, bis du aufrecht stehst, einen Krug Wasser!“

Hans erinnerte sich seiner Pfeife, machte während dieser Zeit einen Pfiff und der Krug stand in der gewünschten Zeit auf dem Tische.

Die dritte Aufgabe war: Alle Schafe, die auf Gottes Erdboden sind, zusammenzurufen und sie dem König sehen zu lassen. Hans blies in seine Trompete, und plötzlich waren eine Unzahl Schafe da, und zwar auch alle jene, welche der König in anderen Ländern besaß.

Den nächsten Tagen sollte nun die Trauung stattfinden. Die Königstochter wollte den Hans aber nicht als ihren Gemahl anerkennen und bat den König, ihm noch einige Aufgaben zu geben. Dieß wollte aber der König nicht, denn er sagte: „Hans hat seine drei Aufgaben gelöst.“ Es half also nichts, die Königstochter mußte seine Frau werden und hat mit Hans noch lange zufrieden gelebt.

---

40. Der pfiffige Hans.

Vor vielen, vielen Jahren lebte einmal ein Mann, der einen Sohn hatte. Als derselbe größer ward, mußte er sich bei fremden Leuten als Hirt verdingen. Eine geraume Zeit hatte er sich und seinen Vater ernährt, als er plötzlich Lust zum Wandern bekam. Nichts konnte Hansen mehr abhalten; nur draußen meinte er, könne er sein Glück machen. Er machte sich daher auf die Strümpfe und wanderte in eine große Stadt. Als er in eines der ersten großen Gasthäuser eintrat, hörte er, daß der König seine Tochter vermählen wolle und daß sich ein jeder als Bewerber melden könne. Hans dachte, versuchen kostet ja nichts, und ließ sich anmelden. Des andern Tages begaben sich alle Freier auf eine große Wiese; dort warf die Königstochter so viele Erdäpfel, als Bewerber waren, in die Luft. Derjenige, welcher nichts auffing, mußte abziehen; wer aber einen erwischte, der sollte drei von der Königstochter gegebene Aufgaben lösen. Keinem war dieß gelungen, und sie mußten mit stumpfer Nase abziehen. Nun erst kam Hans, wegen seiner niedern Herkunft der letzte, an die Reihe.

Die erste Aufgabe, welche keiner gelöst hatte, war die, daß Hans einige hundert Hasen hüten sollte, und am Abend mußte er sie wieder vollzählig zurückbringen.

Hans ging den Tag über ganz betrübt im Walde herum, denn er hatte alle Hoffnung auf das Gelingen aufgegeben, als plötzlich, wie aus der Erde hervorgewachsen, ein altes, runzlichtes Weib vor ihm stand. Ganz erschrocken



Der pfiffige Hans.

wollte er fortlaufen; allein das Weib hielt ihn fest und fragte ihn freundlich, warum er so betrübt sei. Hans meinte, es könnte ihm niemand helfen; doch sagte er ihr den Grund, um ihre Zudringlichkeit los zu werden, und wollte so eben weitergehen, als sie ihn zurückrief und ihm eine kleine Pfeife zuwarf. Hans konnte sich nicht denken, zu was diese Pfeife dienen sollte; indes steckte er sie ein und ging, da es schon Abend war, nach Hause zurück. In aller Frühe lenkte er seine Schritte zum Schlosse. Bald ward es daselbst lebendig, und die Königstochter befahl, die Hasen aus dem Stalle zu lassen; aber als der letzte draußen war, konnte man von keinem eine Spur mehr entdecken. Hans lief nach und kam auf eine Wiese, die mitten im Walde lag, suchte seine Pfeife hervor und pfiff, daß der Wald vom Echo ertönte. Im Nu waren alle Hasen wieder da. Das war ihm eine gemähte Wiese. Die Königstochter, welche den Schäfer nicht zu ihrem Gemahl haben wollte, suchte durch List ihm einen Hasen zu entlocken. Sie verkleidete sich als Bauermädchen, nahm einen Korb an den Arm und ging so zum Hans in den Wald. Hans erkannte sie sogleich, ließ aber nichts merken, sondern wartete, bis sie zu ihm herangekommen war. Sie fragte ihn, ob er keine Hasen feil habe. Er antwortete mit einem kurzen Nein. „Aber auf welche Art kann ich mir wenigsten einen verdienen?“ fragte sie. — „Wenn du freundlich und herzlich mit mir bist“, entgegnete er. Nach einigem Zögern gab ihm die Königstochter einen Kuß, und sie erhielt den verlangten Hasen. Freudig entfernte sie sich; kaum war sie aber eine Strecke gegangen, als Hans aus Leibeskräften zu pfeifen anfing. Hurtig sprang der Hase aus dem Korbe, und in einem Augenblick war er wieder bei der Herde. Die Königstochter hatte nichts davon gemerkt und entdeckte erst zu Hause ihren Verlust.

Nun beschloß der König selbst hinzugehen, um Hansen einen Hasen auf irgend eine Weise abzulocken. Er verkleidete

sich und machte sich als Jude mit einem Esel und zwei Tragkörben auf den Weg zur Waldwiese. Hans erkannte ihn sogleich, ließ aber nichts merken und pfiff ruhig ein angefangenes Stückchen weiter. „Hast du einen Hasen zu verschachern?“ fragte der König in jüdischem Tone. — „Wenn du mir etwas zu Gefallen thust, sollst du einen umsonst haben“, sagte Hans. Der verkleidete König machte dabei ein ganz verklärtes Gesicht und fragte: „Nun, was kann ich dir thun?“ Hans sagte: Gib dem Esel, den du bei dir hast, einen Kuß unter den Schweif.“ Anfangs sträubte sich der Jude gar sehr, allein zuletzt ließ er sich dazu bewegen und that, was Hans verlangt hatte. Er bekam nun seinen Hasen, welchen er in einen der Körbe steckte und dann seines Wegs weiter zog. Als er ein wenig entfernt war, ließ Hans seinen Lockruf ertönen, und sogleich war die Herde wieder vollzählig.

Abends trieb Hans seine Herde in's Schloß zurück, und niemand konnte ihm die Lösung der ersten Aufgabe, welche die schwerste war, abstreiten. Nun kam aber die zweite. Er sollte nämlich mehrere Metzen Erbsen und Fisolen in einer stockfinstern Kammer voneinander sondern. Er ging hin, that einen Pfiff, und sogleich waren einige hundert Ameisen da, welche zu kroseln und zu schaffen anfingen. Nach einiger Zeit lagen Erbsen und Fisolen gesondert in Haufen. Das war für den König ein Verdruß, und er stellte nun eine dritte Aufgabe. Hans sollte nämlich viele hundert Eier vom Grund eines tiefen Sees, und zwar zur Nachtzeit holen. Er begab sich zum See und pfiff, und sogleich waren eine Menge Fische da, welche schon vor Tagesanbruch die Eier herausgeholt hatten. Jetzt hatte er gewonnen Spiel, und da er ein hübscher Bursche war, so willigte endlich die Königstochter ein und heiratete ihn. Hans nahm seinen alten Vater zu sich, ward später König und lebte glücklich und zufrieden.

41. Herr Kluck.

Einst wanderten zwei Brüder durch einen großen Wald, und da gesellte sich noch ein Reisender zu ihnen. Die drei wurden warm und beschlossen, sich nicht voneinander zu trennen und nur in jener Stadt zu bleiben, wo alle drei Arbeit finden würden. Weil sie aber in keiner Stadt alle zugleich beschäftigt werden konnten, so reisten sie immer wieder weiter. Durch das viele Reisen ging aber ihr Geld zu Ende, und die Zehrpfennige langten nicht mehr. Einmal hatten sie nichts mehr als ein Stück Brot. Da es zum Theilen zu klein war, so sprach der ältere Bruder, der Hans hieß, zu den andern: „Wer heint den schönsten Traum hat, der darf das ganze Stück Brot allein verzehren." Der Vorschlag ward angenommen, und da es schon Abend war, legten sie sich hungrig im Walde nieder. Als die zwei Brüder eingeschlafen waren, verzehrte der dritte das Stück Brot, legte sich dann nieder und schlief ebenfalls ein. Am andern Morgen, als sie erwachten, sagte Hans: „Mir träumte heint, daß ich im Paradiese war, dort konnte ich essen und trinken, was ich nur wünschte." Darauf sprach der jüngere Bruder: „Mir aber träumte, daß ich im Himmel war, dort hatte ich alles im Überflusse und wurde auf das beste bedient." Da sagte der dritte: „Weil ich wußte, daß du im Paradiese und du im Himmel warst, wo ihr alles im Uberflusse hattet, so verzehrte ich das Stück Brot, denn ich bin hier hungrig im Walde gelegen." Darüber wurden die zwei Brüder sehr

zornig, und nachdem sie eine Weile gestritten hatten, setzten sie ihre Reise wieder fort. Erst in der nächsten Herberge stillten sie ihren Hunger. Da geschah es, daß sie mit Räubern in einen Streit geriethen, wobei der dritte sein Leben verlor. Die zwei Brüder nahmen dann Reißaus und versteckten sich in einem dichten Gebüsche, in welchem sie die ganze Nacht zubrachten.

Am andern Morgen reisten beide wieder weiter und waren über den Verlust ihres Reisegefährten sehr betrübt. Alsbald kamen sie zu einem Schlosse. Hungrig und müde waren sie wohl beide, aber keiner getraute sich in das Schloß hinein, denn sie dachten, es könnte ihnen hier ebenso gehen, wie in der Räuberhütte. Endlich beschloß Hans es zu wagen und ging hinein. Da es ihm hier ganz unverdächtig vorkam, kehrte er wieder zurück und nahm seinen Bruder mit sich. Sie gingen nun im ganzen Schlosse umher und besahen sich alles. Zuletzt kamen sie in einen großen Saal, in dessen Mitte ein Tisch stand. In einer Ecke des Saales befand sich ein Kasten, dessen Lade offen war und mit Papieren angefüllt. Hans durchsuchte die Schriften und fand ein Blatt Papier, auf welchem die zwei Worte „Herr Kluck“ geschrieben stunden. Sobald er diesen Namen ausgesprochen hatte, erschien ein Männchen, welches ganz schwarz gekleidet war und das ihn fragte, was er wünsche. Die zwei Brüder waren ganz erschrocken und wollten zur Thür hinaus, aber das Männchen sagte: „Begehret nur, was ihr wollet, ich werde es euch besorgen.“ Endlich verlangten sie zu essen und zu trinken.

Nachdem sie sich wieder gestärkt hatten und niemand eine Bezahlung forderte, die sie ohnehin nicht hätten leisten können, so machten sie sich wieder auf den Weg. Bald kamen sie auf ein Feld, welches eben ein Landmann bebaute, und weil sie über dasselbe gingen, ohne die frischgestreute Saat zu beachten, wurden sie von dem Bauer so durchgeprügelt, daß

sie ganz ermattet unter einem Baume niedersanken. Plötzlich griff Hans in seine Tasche und zog ein Blatt Papier hervor. Es war dasselbe Blatt, auf welchem die Worte „Herr Kluck“ geschrieben waren.

Er hatte es nämlich, als das schwarze Männchen eintrat, in die Tasche gesteckt. Sobald er den Namen wieder gelesen hatte, stand das schwarze Männchen vor ihm und fragte nach seinem Begehren. Jetzt wußte Hans die Bedeutung der geheimnisvollen Worte und freute sich innerlich darüber, daß das Männchen so pünktlich erscheine. Weil sie der Bauer so erbärmlich geschlagen hatte, so ließen sie ihm durch das Männchen dieselbe Tracht Prügel geben. Mit dem nicht genug; der jüngere Bruder wollte nun auch von dem Männchen beschenkt sein und begehrte einen Beutel mit Gold. Und als er denselben erhalten hatte, nahm er von seinem Bruder Abschied und reiste in seine Heimat zurück. Hans aber setzte seine Reise fort und kam in eine große Stadt, welche von fremden Rittern wimmelte, so daß alle Gasthöfe und Herbergen besetzt waren. In der ganzen Stadt war für Hans keine Wohnung zu bekommen, bis auf ein kleines Bodenzimmer bei einem Wirte, das er mietete. Er fragte den Wirt, warum sich so viele Fremde in der Stadt aufhielten, und dieser theilte ihm mit, daß der alte König demjenigen seine Tochter zur Frau gebe, welcher ihm drei Aufgaben lösen würde, und zwar galt es, erstens einen goldenen Fingerring, der an einem Faden befestiget war, im Vorüberreiten mit der Lanze aufzufangen; zweitens einen goldenen Apfel im Vorüberreiten mit der Lanze aufzuspießen, und die dritte Aufgabe war, einen Sklaven des Königs zu besiegen, welcher als der stärkste im ganzen Lande bekannt war und den noch niemand überwunden hatte.

Hans hatte den kühnen Gedanken, an dem Turniere Theil zu nehmen, weshalb er das Männchen zu sich rief und dasselbe um Rath fragte. Herr Kluck versprach ihm, am nächsten

Tage einen Rappen sammt Rüstung an einen bestimmten Ort in den Wald zu bringen und nach dem Turnier wolle er dasselbe dort wieder in Empfang nehmen. Des andern Tages, als er an die bezeichnete Stelle im Walde kam, war schon alles in Bereitschaft. Er legte die Rüstung an, setzte sich auf's Pferd und ritt dem Turnierplatze zu. Dort angekommen, machten ihm alle Fremden ehrerbietig Platz, denn sie kannten den fremden Ritter nicht; auch hatte er die schönste Rüstung und das schönste Pferd unter allen anwesenden Rittern. Als das Zeichen zum Beginne gegeben ward, blieb er bis ganz zuletzt. Alle Ritter hatten schon versucht, den Ring aufzufangen, aber vergebens; endlich kam die Reihe an ihn. Hans sprengte mit seinem feurigen Rosse auf den Platz und fing beim ersten Stoße den Ring auf. In demselben Augenblicke erhoben die Anwesenden ein Jubelgeschrei und führten ihn vor die Königstochter, welche ihm den Ring an den Finger steckte.

Dann ritten sie der Stadt zu. Als sie schon beim Stadtthore angekommen waren, lenkte Ritter Hans sein Pferd seitwärts und ritt davon. Im Walde angekommen, übergab er dem Männchen die Rüstung und das Pferd, und befahl ihm am folgenden Tage, an welchem die zweite Aufgabe gelöst werden sollte, ein anderes Pferd und eine andere Rüstung zu bringen.

Am nächsten Morgen, als er in den Wald kam, wartete bereits das Männchen, welches ihm eine silberne Rüstung und ein braunes Pferd gebracht hatte.

Er ritt dem Turnierplatze zu, und von weitem schon wichen ihm alle ehrfurchtsvoll aus, denn abermals erkannten sie den Ritter mit der silbernen Rüstung nicht. Auch dießmal siegte er und ritt wieder davon. Es wurden ihm zwar Reiter nachgeschickt, aber diese konnten ihn nicht mehr einholen. Als er im Walde wieder angekommen war, übergab er dem Männchen die Rüstung und das Pferd und befahl ihm, des andern Tages wieder eine andere Rüstung und ein anderes Pferd

zu bringen, um die dritte und letzte Aufgabe lösen zu können. Den andern Tag brachte ihm Herr Kluck eine goldene Rüstung und einen Schimmel. Als er dießmal auf dem Turnierplatze erschien, erregte er noch mehr Aufsehen als vorher, ward jedoch wieder nicht erkannt. Er besiegte auch den starken Sklaven des Königs und ritt davon. Ein Trupp Reiter jagte ihm nach und ein Soldat stieß ihm die Lanze in die Ferse. Es mußte dieß geschehen, weil der alte König, welcher krank war und dem Turniere nicht beiwohnen konnte, befohlen hatte, ihm den Ritter lebend oder tot zu bringen. Allein er kam auch dießmal noch davon und übergab dem Männchen die Rüstung und das Pferd. In der Herberge verband er sich die Wunde, und auf die Frage des Wirtes, was er am Fuße habe, antwortete er, es habe ihm der Schuh eine Wunde gedrückt, und der Wirt begnügte sich mit dieser Ausrede.

Als die Ritter wieder ohne den Fremden ankamen, ward der alte König zornig und ließ Boten durch die ganze Stadt schicken, um den verwundeten Ritter aufzusuchen. Die befehligten Soldaten hatten schon die ganze Stadt durchsucht und nichts gefunden.

Die Herberge, in der sich Hans befand, war das letzte Haus, und die Boten wollten wieder umkehren, denn sie dachten sich, daß in dieser Hütte kein so vornehmer Ritter einkehren würde. Einer jedoch ging in's Haus hinein und rief auch die andern, um dasselbe zu durchsuchen, damit sie sich keinen Vorwurf zu machen hätten, den Befehl des Königs nicht pünktlich vollzogen zu haben.

Sie hatten schon alles durchsucht und nichts gefunden, deshalb fragten sie den Wirt, ob er niemanden im Hause habe. Dieser aber antwortete, er habe niemanden bei sich, nur auf dem Bodenzimmer sei ein armer Reisender, der werde es gewiß nicht sein. Der Wirt mußte sie hinaufführen, und als sie den Hans mit dem eingebundenen Fuße sahen, frag-

ten sie ihn, was er am Fuße habe. Hans antwortete ihnen ebenfalls, daß ihm der Schuh eine Wunde verursacht habe.

Aber das half nichts, er mußte seine Wunde sehen lassen, obwohl er sich dagegen sträubte.

Sie erkannten gleich, daß die Wunde von der Lanze herrühre und führten ihn vor den König. Der war darüber sehr erfreut und mußte nun sein Versprechen halten.

Des andern Tages ward die Hochzeit gefeiert und Hans war nun der junge König. Am Abend rief er das Männlein zu sich und fragte dasselbe, ob er ihm nicht einen neuen Palast bauen könne? Herr Kluck bejahte es und versprach noch in dieser Nacht denselben zu Stande zu bringen. Tags darauf, in aller Frühe, stand ein großer Palast vor dem Schlosse des alten Königs, wie noch niemand einen solchen gesehen hatten. Die Leute stunden umher und betrachteten denselben, und nach einiger Zeit entstand unter dem Volke ein solcher Jubel, daß der alte König erwachte und zum Fenster hinausblickte. Er war ganz erstaunt und fragte seinen Nachfolger, woher der Palast so plötzlich komme. „Ich habe ihn die vergangene Nacht erbauen lassen“, erwiederte er, und der alte König wußte sich vor Staunen nicht zu fassen.

Der junge König und seine Gemahlin bezogen noch denselben Tag die neue Burg. Am Abend kam Herr Kluck und bat um das Zettelchen, auf dem sein Name stehe. Der junge König gab es ihm und dachte, jetzt bedürfe er dessen nicht mehr, da er schon die höchste Stufe erreicht habe. Hierauf begab sich das junge Ehepaar zur Ruhe. Am andern Morgen lagen sie auf offener Straße, und der Palast war verschwunden. Hans hatte also mit jenem Zettel seine Macht aus der Hand gegeben.

Als die Leute das königliche Ehepaar auf offener Straße schlafend fanden, erhoben sie ein so lautes Gelächter, daß der alte König erwachte und aus dem Fenster auf die Straße hinab sah. Da er den Gegenstand des öffentlichen Spottes

sah, ward er zornig, ließ den jungen König binden und ihn in den Wald in einen Ameisenhaufen werfen. Während nun Hans eine Weile gebunden da lag, hörte er das Knallen einer Peitsche; es kam immer näher, endlich erblickte er drei große Wagen, welche mit zerrissenen Schuhen beladen waren, und neben dem ersten Wagen schritt Herr Kluck stolz einher. Als er vor dem unglücklichen Könige anlangte, rief ihn dieser an, er möchte ihn doch aus dem Ameisenhaufen befreien. Jener aber schüttelte den Kopf und sprach: „Ich habe dir schon viel gethan und dich immer bedient, jetzt hilf dir selbst! Sieh, diese Schuhe, womit drei Wagen beladen sind, habe ich alle deinetwegen zerrissen.“ Der arme König ließ nicht ab zu bitten und sagte: „Laß mich doch noch einmal das Zettelchen küssen, bevor ich sterbe.“ „Das kann ich dir schon gewähren“, entgegnete Herr Kluck und reichte ihm das Zettelchen zum Munde. Hans aber, anstatt es zu küssen, faßte es mit den Zähnen, und rief: „Herr Kluck!“ Und von demselben Augenblicke an war das Männlein wieder in seiner Gewalt und mußte nach seiner Pfeife tanzen.

Hans befahl nun, ihn zu befreien und ihm Kleider zu bringen. Auch mußte er ihm ein Heer sammeln, mit welchem er auf die Stadt losmarschierte, sie belagerte und erstürmte. Der alte König ward gefangen und mußte ihm die junge Gemahlin herausgeben.

Der junge König ließ sich nun wieder einen Palast bauen, an der Stelle, wo der frühere gestanden. Als er fertig war, rief er das Männlein zu sich und übergab ihm freiwillig sein Zettelchen, mit der Bedingung, ihn nie wieder in seinem Glücke zu stören. Herr Kluck, der niemand anderer war als der Teufel, versprach es, und Hans lebte mit seiner Frau noch lange in ungestörtem Glücke.

---

42. Der Kropfige.

Vor Zeiten lebte eine Mann, welcher drei Söhne hatte, von denen einer, Namens Hans, seine fünf Sinne nicht ganz beisammen hatte. Da der Vater die Absicht hegte, seine Söhne sollten, wie er, die Welt kennen lernen, so machte er ihnen den Vorschlag, die Heimat zu verlassen, um sich dann in der Fremde den Unterhalt selbst zu verschaffen und sich etwas zu ersparen. Sie nahmen den Vorschlag mit Freuden an und wanderten gleich des andern Tages aus. Sie kamen vor einem dunklen Walde an und lagerten sich unter den schattigen Ästen eines Tannenbaumes. Hier schliefen zwei vor Müdigkeit bald ein, während Hans seinen Kropf fütterte, den er sogar als Dudelsack gebrauchen konnte.

Da erblickte er auf einmal auf dem Baume einen Affen. Hans lächelte so freundlich hinauf, daß der Affe, der vielleicht seinesgleichen zu sehen glaubte, sogleich herunterkletterte und sich auf Hansens Schulter setzte. Als die beiden andern erwachten, staunten sie über den Kameraden und machten Hansen den Vorschlag, sich mit diesem Tiere durch die Welt zu bringen, indem sie meinten, er könne sich, wenn er den Affen zu verschiedenen Künsten abrichte, manches damit verdienen. Hans willigte ein und nahm Abschied von seinen Brüdern, die seiner schon längst satt waren. Hans übte den Affen ein wenig ein und kam mit ihm in eine Stadt, in der eben Jahrmarkt war. Er mietete eine Bude und begann seine Vorstellungen. Bald hatte sich ein Haufe von Zuschauern vor

seiner Bude versammelt. Wer war froher als Hans? Als er aber absammeln ging, da stoben sie auseinander und Hans kehrte mit ein paar Groschen in seinem Hute in die Bude zurück.

Als er nun die Künste, so gut es eben ging, wiederholen ließ, da sammelte sich ein noch größerer Haufe von Zuschauern vor der Bude. Da er auch dieses Mal wenig bekam, so blies er vor Zorn seinen Dudelsack, den Kropf, gewaltig auf und blies so stark, daß er ihn beinahe gesprengt hätte. Gleich anfangs, als Hans die ersten Töne hören ließ, flog das Geld haufenweise in die Bude, und sogar an seine Backen. Hans spürte solches nicht, da die Stücke wie Silber flimmerten und nicht wie Hosenknöpfe. Er hatte schon eine ziemliche Summe Geldes beisammen, als der Affe mit einem Male all sein Glück vernichtete; denn als ein Sklave des Königs, der eben seinen Einzug hielt, mit den schönsten Früchten des Landes beladen, an der Bude Hansens vorbeikam, sprang der Affe aus der Bude uud holte sich einige derselben.

Im Augenblicke ward Hans mit seinem Begleiter aus der Bude gerissen und in einen finstern Kerker geworfen. Sicher wäre Hans dem Tode nicht entgangen, wenn sich die Königstochter nicht seiner erbarmt hätte. Er war sehr traurig und schalt den Affen wegen seiner Habgier; der Affe, welcher das Brummen seines Herrn zu verstehen schien, hatte sich in eine Ecke des Kerkers zurückgezogen, um vor dem Wüthen seines Herrn sicher zu sein. Um Mitternacht stieß der Affe ein Heulen aus; Hans eilte trotz seines Zornes dem Kameraden zu Hilfe und fühlte an dessen Leibe zu seinem Schrecken die Ringe einer mächtigen Schlange. Hans nahm seinen Knüttel und schlug auf die Schlange so gewaltig, daß sie in Stücke flog; ein Wunder, daß der Affe am Leben blieb. Nach so gewaltiger Anstrengung schlief er ein und wachte erst gegen Mittag des andern Tages auf. Als der Kerkermeister nach der Mittagsstunde in das Gefängnis trat, erblickte er die mächtigen Stücke der Schlange, auf welche vom Könige längst

ein Preis gesetzt war. Vor Freude außer sich nahm er den Kopf und brachte ihn dem Könige und gab vor, er habe die Zauberschlange erschlagen; denn es war vom Könige bestimmt worden, daß derjenige, welcher die Schlange erschlüge und die Krone derselben brächte, 20 Tonnen Goldes erhalten sollte. Der König war hoch erstaunt und schien in seinem Kerkermeister ein übernatürliches Wesen zu erblicken; doch bald mußte er einsehen, daß er sich in ihm geirrt habe; denn als er nach der Krone fragte, wußte er nichts zu antworten und entfernte sich. Jede Ritze in der Mauer des Kerkers durchsuchte er, nirgend aber war sie zu finden. Der König drohte ihm mit dem Tode, wenn er ihm die Krone nicht brächte oder wenigstens nicht sage, wer der Besieger der Schlange sei. Aber alle Versuche, die Krone zu bekommen, blieben erfolglos; denn der Affe hatte sie heimlich bei Seite geschafft. Es kam nun die Zeit, da Hans seine Strafe überstanden hatte und er ward aus dem Kerker entlassen. Selbst jetzt sah er die Krone beim Affen nicht, weil sie noch mit dem Blute des erschlagenen Zauberers bespritzt, jedem Menschen unsichtbar war.

Als einst der König einen Spaziergang machte, erblickte er von weitem ein Licht, das der Sonne gleich kam und seine Augen blendete. In dem schönen Glanze erkannte er sogleich die Krone, ging näher und sah Hans und seinen Kameraden, welcher mit der Krone spielte, die rein wie ein Metallspiegel war und keine Spur des Blutes mehr sehen ließ. Hans hatte auf das Spielzeug seines Kameraden nicht geachtet, sollte aber jetzt den ungeheuren Wert kennen lernen. Denn sie war ein Mittel, durch welches man sich ungeheure Schätze verschaffen konnte. Hans begriff anfangs die Ehre nicht, die ihm zu Theil ward, als man ihn und seinen Kameraden mit dem schönsten Hofwagen abholte und vor den König führte. Der König fragte nun, wie er in den Besitz dieser Krone gekommen sei. Hans wußte darauf nur zu erwiedern,

daß er die Schlange mit einem Knüttel erschlagen habe; wie aber der Affe in den Besitz der Krone gekommen sei, das wisse er nicht. Der Affe, als ob er dieses Gespräch verstehe, zeigte durch Gebärden an, daß er sie jemandem vom Kopfe genommen habe. Der König war nun alles Zweifels enthoben und ließ den lügenhaften Kerkermeister töten. Hans schenkte dem Könige die Krone, und dieser war darüber so erfreut, daß er ihm die Königstochter versprach. Das Glück hatte er sich nicht träumen lassen. Allein mit der Zeit wollte es ihm am Hofe nicht mehr gefallen, und er sehnte sich nach seinem einfachen Leben zurück. Auch konnte er sich mit seinem Dudelsacke in feineren Kreisen nicht bewegen. Hätte auch seine Braut einen solchen gehabt, dann würde er ihre Hand gewiß nicht verschmäht haben. Der König bot alles auf, ihn am Hofe zu behalten; doch Hans hatte einmal den Plan gefaßt und diesen konnte ihm auch niemand mehr ausreden. Und wirklich, eines Tages war Hans verschwunden. Er hatte weder Geld, noch bessere Kleidung mitgenommen. Mit seinem Begleiter war er weit in's Land gegangen und fand trotz seines Bittens und Flehens kein Unterkommen. Nicht einmal ein Stück hartes Brot reichte man ihm. Jetzt nahm er wieder seine Zuflucht zum Dudelsacke, setzte sich mitten auf den Marktplatz und blies so heftig, daß einige Steine, auf welchen er saß, aus den Fugen gingen; doch auch dieses half seiner Noth nicht ab. Man trieb ihn sogar aus der Stadt, weil er den Steinwall so zu Grunde gerichtet hatte.

Da bereute er seine Thorheit; die Reue aber war zu spät; an jeder Hilfe verzweifelnd ging er in einen Wald, um sich zu erhängen. In dem Augenblicke aber, als er den Strick um den Hals wand, trat aus dem Gebüsche ein vornehmer Herr, der ihn freundlich grüßte. Hans gerieth über diese unerwartete Erscheinung in Furcht, aber der Herr hieß ihn keine Angst haben, da er ja zu seinem Heile gekommen sei. Hans, der beständig zur Erde sah und dem unheimlichen

Manne nicht in's Gesicht zu schauen sich getraute, merkte bald, mit wem er es zu thun habe, als er den Pferdefuß erblickte. Doch der Beutel, den der Teufel ihm hinhielt und aus dem die blanken Goldstücke flimmerten, vertrieb ihm bald den Schrecken. Der Teufel gab ihm nun den Beutel mit den Worten: „Hier hast du einen unerschöpflichen Beutel, gib aber Acht, nach sieben Jahren komme ich wieder und weißt du mir dann die sieben Wahrheiten nicht zu sagen, so gehört deine Seele mir.“ Als der Teufel solches gesprochen hatte, verschwand er. Hans kaufte sich einen Wagen und zwei tüchtige Renner, um seine Brüder aufzusuchen.

Diese waren nach der Trennung in eine Stadt gekommen, wo die Königstochter krank darniederlag, die demjenigen zur Gemahlin versprochen war, der sie von ihrer Krankheit befreien würde. Auch die beiden Brüder hatten es versucht, aber sie waren außer Stande, ihr die Gesundheit wieder zu verschaffen und sie mußten eines martervollen Todes sterben. Aus allen Ländern kamen Ärzte, ihr Glück zu versuchen, doch keiner erreichte seinen Zweck. Unser Hans war endlich mit seinen Rennern in die Nähe der Stadt gekommen und brauste bald durch das Stadtthor. Er erkundigte sich sogleich nach seinen Brüdern, erfuhr aber zu seinem Schmerz ihren Tod. Darüber verfiel er in tiefe Trauer und konnte sich lange nicht trösten.

Heiter und froh aber wurde er, als er vernahm, daß die Königstochter einen ähnlichen Kropf habe, wie er. Er nahm sich vor, alles aufzubieten, um sie zu erhalten. Hans widmete diesem lebensgefährlichen Unternehmen all sein Nachdenken; weil ihm aber hierzu das Getümmel in der Stadt lästig war, so verließ er dieselbe und ging in's Freie. Da lag er nun vom frühen Morgen bis gegen Mittag in einem schattigen Walde, fand aber trotz allem Nachsinnen kein Mittel, womit er die schwere Aufgabe lösen könnte. Schon neigte sich die Sonne zum Untergange und noch immer wollte ihm nichts einfallen. Da störte ihn auf einmal ein Geräusch;

es ward immer stärker und ging, je näher es kam, in ein Geklapper über. Voll Zorn erhob er sich, da sah er ein Todtengerippe auf sich zukommen. Hans zitterte an allen Gliedern.

Als der „Beinigel" sich aber setzte und dem Hans befahl ein Gleiches zu thun, so gewann er seine Fassung wieder. Dann begann es aus den Gebeinen zu murmeln: „Der Grund, warum du hieher gegangen, ist mir nicht unbekannt, du scheinst meiner Freundschaft würdig. Vermagst du mich zu überlisten, so will ich die Königstochter dir verschaffen; wo nicht, so fällt dein Kopf durch das Beil des Henkers und deine Seele fährt mit dem Teufel in die Hölle." Hans schnitt bei diesen Worten ein Gesicht, als äße er Sauerampfer oder Hasenklee, wobei der Magen sich fünfmal umdreht. „Stehe ich beim Kopfe der Kranken", sprach es weiter, „so ist sie unrettbar verloren, stehe ich aber derselben zu Füßen, so erlangt sie ihre Gesundheit wieder. Versuche nun dein Glück." Nach diesen Worten sprang das Gerippe auf, gab dem Hans einen Backenstreich und entfernte sich eben so schnell, als es gekommen war. Unser Hans war durch die derbe Ohrfeige außer Fassung gekommen. Lange Zeit getraute er sich nicht seine Backe anzurühren, indem er meinte, sie müsse schon längst zu Bein geworden sein; doch endlich ermannte er sich wieder und wagte den gefährlichen Gang.

Hans zog schönere Kleider an und begab sich zum König. Er fürchtete nicht den Tod, denn ihm war an seinem Leben nichts mehr gelegen. Ganz allein trat er in das Zimmer der Kranken, und wie freuete er sich, als er einen „Zwiemehlsack" am Halse der reichen Königstochter erblickte! Aber in demselben Augenblicke ward er bleich vor Schrecken, als er den unheimlichen Freund beim Kopfe der Kranken auftauchen sah. Jetzt nahm Hans alle seine Sinne zusammen, um aus der Falle, in die er gegangen, glücklich zu entkommen. Hansen aber wollte kein Mittel weder zur eigenen Rettung,

noch zu der der Königstochter einfallen. Doch die Hilfe war näher, als Hans glaubte. Der Affe, dessen Nähe Hans gar nicht ahnte, sprang durch's Fenster in's Zimmer der Kranken und schob das Bett so, daß der Tod zu den Füßen der Königstochter zu stehen kam. In demselben Augenblicke fühlte die Kranke sich besser, und in wenigen Minuten stand sie frisch und gesund da. Man rief den Vater herbei, der voller Freude sogleich alle seine Räthe zusammenrief, um dem Retter zu danken. Sogleich ward die Hochzeit vorbereitet und mit dem höchsten Glanze gefeiert.

Hans war nun ein überreicher Mann geworden, da er noch dazu im Besitz des unerschöpflichen Beutels war. Sein Affe, dem er seit jener Zeit wieder mit größter Liebe anhing, verlor sich eines Tages und war nie wieder zu sehen. Allmählich ging aber das siebente Jahr seinem Ende entgegen und noch wußte er keine der sieben Wahrheiten. Es waren nur noch einige Tage, nach deren Verlauf er vom Teufel geholt werden sollte, und da er vor Angst sich nicht getraute, das Geheimnis verborgen zu halten, so offenbarte er es dem König, der ihm einen Talisman gab, mittelst welchem er sich vor dem Teufel schützen konnte. Um Mitternacht ging er auf den Friedhof und sah mittelst einer Zaubervorrichtung die Teufel mit den Totenschädeln um die Wette spielen. „Ha!“ dachte sich Hans, „meine Seele war dir zu wenig, du willst auch die meiner Gemahlin haben.“ Voll Wuth kehrte er in seinen Palast zurück. Als nun die letzte Nacht angekommen war, so begab er sich wieder auf den Friedhof, wo er den Teufel in Gestalt eines wild aussehenden Mannes fand. Als er aber den Talisman auf die Brust legte, da kauerte sich der Teufel zusammen und verwandelte sich in einen buckligen Juden mit einem scheußlichen Geißbarte. Diesen zauberte er auf einen Felsen, der sich aus dem nahen Meere erhob. Des andern Tages ging er in Begleitung seines Hofes zu jenem Felsen, von welchem der Bucklige mit flehentlicher Gebärde

herunterkam; allein Hans ließ sich nicht erweichen, sondern ließ ihn auf einen Wagen werfen, auf demselben festbinden und durch alle Gesträuche und dornige Hecken führen, so daß der Teufel nach einer Stunde ganz zerfetzt ankam. Hans selbst warf ihn dann in ein wasserdichtes Gefäß und mit den Worten: „Das sind die sieben Wahrheiten“ drehte er ihm die Nase um, schloß das Gefäß mit dem Deckel und schleuderte es in den Abgrund.

Seitdem lebte Hans mit seiner Gemahlin in Glück und Frieden.

---

43. Alles glaubt der König doch nicht.

Es war einmal ein König, welcher alles glaubte, was man ihm erzählte. Er versprach demjenigen, der ihm etwas sagen würde, was er nicht glauben könnte, die Hand seiner Tochter und seinen Thron. Da kamen Leute aus allen Weltgegenden und schwatzten ihm allerlei Lügen vor, die er alle glaubte. Nun reiste einst ein Handwerksbursche durch das Land, welches dieser König beherrschte, und hörte, daß derjenige die Königstochter bekomme, welcher dem König etwas sagen würde, was dieser nicht glaube. — Hans, so hieß der Handwerksbursche, dachte sich: „Ich will hier mein Glück versuchen", trat vor den König und sprach: „König! ich will dir etwas sagen, was du nicht glauben wirst." „Gut", sprach der König, „glaube ich aber alles, was du sagst, so lasse ich dir den Kopf abhauen." Hans war damit zufrieden und begann seine Erzählung: „Ich ging einmal auf das Feld und baute mir Hanf an, und siehe da, er ging unter meinen Füßen auf und wuchs so hoch wie ein Kirchturm." „Ja, das glaub' ich dir", sprach der König. „Da versucht' ich's am Hanfe hinanzuklettern", hub Hans wieder an, „und es gelang mir ganz vortrefflich, denn der Hanf war so dick und so stark, und wuchs kerzengrade in die Höhe. Als ich zu oberst war, sah ich über Städte und Dörfer, Wiesen und Wälder, Berge und Thäler, Bäche und Flüsse, und als ich mir alles sattsam besehen hatte, wollt ich hinabgleiten, aber o weh, ich ließ zufällig den Hanf aus, stürzte herab und fiel 20 Fuß tief in

die Erde hinein. Da erschrak ich gewaltig, lief so schnell, als ich konnte, nach Hause, holte mir einen Spaten, grub mich mit vieler Mühe aus dem Boden heraus und ging dann ganz ermüdet heim." — „Das glaub ich dir auch", sprach der König. Hans fuhr fort: „Als ich Tags darauf wieder auf das Feld kam, bemerkte ich zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß der Hanf schon so groß war, daß er bis in die Wolken reichte. Ich hatte mir einmal vorgenommen, den Himmel zu besuchen, und jetzt fiel mir ein, daß ich auf diesem Wege wohl am leichtesten hinein kommen könnte; aber der Hanf däuchte mir noch nicht hoch genug. Nach ein paar Tagen ging ich nochmals auf das Feld, in der Vermuthung, daß der Hanf schon in den Himmel reichen müsse, und kletterte gleich an dem Hanfe in den Himmel hinauf, wozu ich nicht weniger als ein Jahr brauchte."

„Das glaub ich dir", sprach der König. Hans fuhr fort: „Da war es aber so schön und alle Dinge waren so prachtvoll, daß ich alles nicht genug bewundern konnte. Die Engel flogen in der Luft umher und sangen wunderschöne Lieder und Lobgesänge zu Ehren des Schöpfers. Da sah ich noch viele alte Bekannte, die alle mit den schönsten Kleidern angethan waren und in silbernen Kutschen herumfuhren. Und welche Freude! ich sah meine geliebten Eltern, die in einem goldenen Wagen saßen und gerade spazieren fuhren. Ich ging dann weiter und sah auch deinen Vater und deine Mutter, o König, mit — Lumpen bedeckt und eine Herde Schweine hütend!"

„Das ist nicht wahr", schrie der König im Zorne, „das hast du nicht gesehen." „O ja, ich hab' es wirklich gesehen", erwiederte der Hans lachend, „aber nun, vergiß nicht dein Versprechen und gib mir deine Tochter zur Frau."

Die mußte ihm der König auch geben, weil er das nicht hat glauben wollen.

---

44. Das Geschenk des Windes.

Es lebte einmal ein Bauer mit seiner Frau in der größten Armut. Der Bauer war ein sehr gutmüthiger Mann, seine Frau dagegen so boshaft, daß sie ihn um Kleinigkeiten oft prügelte, und zwar nach Noten. Eines Tages schickte sie den geduldigen Mann mit Getreide in die Mühle; der Müller, der ihre Armut kannte, mahlte ihnen das Getreide umsonst. Als der Bauer nach Hause ging, erhob sich ein starker Wind und wehte ihm das ganze Mehl weg. Da ging's ihm natürlich zu Hause sehr schlecht. Seine Frau schickte ihn zum Winde, damit er entweder Geld oder das Mehl verlange. Also ging er fort und kam in einen Wald, wo er einem alten Mütterchen begegnete. Das fragte ihn, warum er so traurig daher gehe. Darauf erzählte er ihr alles und sie sagte: „Folge mir! Ich bin die Mutter des Windes und habe vier Söhne, den Ost-, West-, Süd- und Nordwind. Welcher von diesen hat dir das Mehl weggeblasen?" Da sagte er: „Ich glaube, der Südwind." Darauf gingen sie tiefer in den Wald und kamen zu einer kleinen Hütte, in welcher die Alte wohnte. Nach einer Weile sprach die Alte zum Bauern: „Wickle dich nur recht ein, denn meine Söhne werden bald kommen." „Warum soll ich mich denn einwickeln?" „Der Nordwind ist sehr kalt, und du könntest erfrieren."

Bald fanden sich die Söhne ein, und als der Südwind kam, sagte seine Mutter: „Es ist Klage gegen dich eingelaufen." Ohne zu antworten gab der Südwind dem Bauern ein

Körbchen, welches alle Speisen und Getränke verschaffe, die man sich nur wünsche. Wer war froher als der Bauer? Er ging nach Hause und gab seiner Frau das Körbchen, und diese überzeugte sich gleich von der Güte desselben. Als eines Tages ein vornehmer Herr vorüber fuhr, befahl die Frau ihrem Manne, diesen Herrn zum Essen einzuladen. Das that er, allein der Herr lachte über die Einladung und schickte nur seine Diener hin, welche nicht wenig erstaunt waren, als sie in dieser ärmlichen Hütte einen so herrlich gedeckten Tisch erblickten. Sie bemerkten aber, daß die Frau alles von dem Körbchen forderte und erhielt. Das merkten sie sich, und einige Tage darauf kamen sie wieder, brachten ein ganz ähnliches Körbchen mit und vertauschten es mit dem des Bauern. Als die Frau den nächsten Tag wieder alles von dem Körbchen verlangte, so mußte der arme Mann wieder herhalten; denn sie meinte, das Körbchen verrichte nur eine bestimmte Zeit lang seine Dienste. Der Mann machte sich auf und ging wieder zum Winde. Als er zu der alten Frau, der Mutter des Windes kam, beschwerte er sich über sein Weib. Die Alte sagte ihm, er solle auf ihren Sohn warten, er werde bald kommen. Als der Südwind erschien, fing der Bauer auch bei ihm an über sein Weib zu klagen. Da sprach der Wind: „Du dauerst mich, Alter, daß du so eine böse Frau hast, ich will dir helfen und deine Frau soll dir nichts mehr anthun. Nimm dieses Faß, und wenn du zu Hause bist und deine Frau dir zu nahe kommt, so stelle dich hinter das Faß und sage: Fünf aus dem Faß, prügelt meine Frau! und wenn das geschehen ist, so sage: Fünf wieder in das Faß!" Der Bauer ging heim, und sprach: „Frau, da hast du anstatt des Körbchens ein Faß." Die Frau wurde böse und sprach: „Was soll ich mit deinem Fasse machen? Warum hast du kein Mehl gebracht?" Bei diesen Worten ergriff sie die Ofengabel. Er aber nicht faul, stellte sich sogleich hinter das Faß und rief: „Fünf aus dem Faß, prügelt meine Frau!" Auf

einmal sprangen aus dem Fasse fünf Bursche hervor und thaten ihre Schuldigkeit. Und als der Bauer meinte, daß es genug sei, rief er: „Fünf wieder in das Faß!“ Da hörten sie auf und verkrochen sich in's Faß. Von der Zeit an wurde die Frau sanft. Und nun hatte der Bauer Zeit, über sein Körbchen nachzudenken. Er schöpfte Verdacht gegen seine Gäste und vermuthete, daß sie es wohl vertauscht hätten. Er berathschlagte mit seiner Frau, wie sie das Körbchen wieder bekommen könnten, und die Frau sagte: „Da du jetzt ein wunderbares Faß hast, so kannst du nicht nur mit einem Menschen, sondern mit hunderten fertig werden. Geh zu dem vornehmen Herrn und laß dir dein Körbchen wieder geben.“ Der Bauer ging zu dem Herrn und forderte ihn zu einem Zweikampf auf. Dieser aber lachte über die Thorheit des Bauern und erwiederte: „Gut, ich werde erscheinen, komm morgen auf das freie Feld, da wollen wir bald fertig sein.“

Des andern Tags nahm der Bauer sein Fäßchen untern Arm und ging ins Feld, wo er auf den Herrn wartete, welcher in Begleitung seiner Diener sich einfand. Als er näher zu ihm kam, befahl er seinen Dienern den Bauern zum Spaß tüchtig durchzuprügeln. Der Bauer sah, daß man ihn zum besten habe, und im Vertrauen auf sein Fäßchen rief er: „Gebt mir mein Körbchen, sonst wird es euch schlecht gehen!“ Da fielen sie über ihn her; der Bauer aber rief: „Fünf auf jeden aus dem Faß!“ Sogleich sprangen fünf Bursche auf jeden und fingen an, sie unbarmherzig zu dreschen. Da rief der Herr aus vollem Halse: „Lieber Bauer, laß sie doch aufhören!“ Alsdann gebot der Bauer: „He Bursche, geht alle zurück in's Faß!“ Da hörten sie auf und verkrochen sich in's Faß. Der Herr befahl sogleich seinen Bedienten, das Körbchen zu holen und zurück zu geben. Und es geschah auf der Stelle. Der Bauer nahm sein Körbchen, ging nach Hause und lebte seit der Zeit mit seiner Frau im besten Frieden.

---

45. Der Fischersohn.

Es war einmal ein armer Fischer, der sollte der Königin Fische zu ihrem Geburtstage bringen. Er saß den ganzen Tag am Ufer des Flusses und fischte, fing aber keinen einzigen. Voll Verzweiflung ging er in den Wald und wollte sich erhängen. Da kam ihm ein Jäger entgegen, der war der Teufel; der Fischer aber erkannte ihn nicht. Der Jäger fragte diesen, warum er so traurig sei. Der Fischer antwortete: „Heute soll ich der Königin ein Menge Fische bringen, habe aber keinen einzigen gefangen und bin noch dazu so arm, daß ich nicht leben kann." Der Jäger sprach: „Wenn du mir in zwölf Jahren das bringst, was jetzt in deiner Hütte ist, ohne daß du es weißt, so sollst du zu Haus eine Menge Geld und Fische vorfinden."

Vielleicht ist's ein Huhn auf dem Miste, das ich nicht weiß, dachte sich der Fischer und willigte ein. Als er nach Hause kam, sah er, daß seine Frau einen Knaben bekommen hatte und daß in seinem Zimmer eine Menge Geldsäcke und Fische waren. Nun wußte er, daß der Jäger sein Kind gemeint hatte und er war sehr betrübt. Als aber der Knabe heranwuchs, da ward ihm noch ängstlicher. Noch waren drei Tage bis zum zwölften Geburtstage des Fischerssohnes, da ging er zum Pfarrer, erzählte ihm die Geschichte und fragte ihn um Rath. Der Pfarrer gab dem Fischer ein Gebet und sprach: „Dieses Gebet muß dein Sohn diese drei Tage hindurch ohne Unterlaß beten." Das geschah, und der Vater wachte

auch des Nachts bei seinem Sohne, um das Einschlafen zu verhindern.

Am dritten Tage kam des Fischers Weib gelaufen und schrie händeringend: „Feuer! Feuer!“ denn es brannte das Haus. Der Fischer lief schnell davon, um zu löschen, und währenddem schlief der Knabe ein. Da kam der Teufel, nahm ihn, fuhr mit ihm in die Luft und flog weit fort. Als der Knabe erwachte, rief er: „Jesus, Maria und Josef!“ Da ließ ihn der Teufel los und er fiel zu Boden. Nun befand er sich auf einer öden Ebene. Weit und breit war kein Haus und Baum zu sehen, nichts als Himmel und Erde. Als er weiter ging, kam er zu einem schönen Schlosse, vor dem zwei steinerne Löwinnen stunden. Er trat hinein, ging durch alle Zimmer und sah niemanden. Als er wieder den Rückweg einschlug, begegnete ihm eine schwarze Frau, die er um ein Nachtlager und etwas Speise und Trank bat. Diese sagte: „Ich gebe es dir, wenn du mich erlösen willst, denn ich bin eine verzauberte Prinzessin.“ Der Fischerssohn meinte: „Wenn ich das kann, so will ich's gerne thun.“ Da sprach die schwarze Frau: „Du kannst mich sehr leicht befreien, doch höre was du thun mußt: In der Nacht wird ein Riese kommen, er wird mit dir spielen und wird etwas fallen lassen, das darfst du aber unter keiner Bedingung aufheben.“ Nach diesen Worten ging die Frau fort. In der Nacht öffnete sich die Thür des Zimmers, wo der Fischerssohn schlief, und ein Riese kam herein. Auf die Frage des Fischerssohnes, was er wolle, sagte der Riese: „Ich bin gekommen, um mich zu unterhalten.“ „Und ich ebenfalls“, sprach der Fischerssohn. Und sie spielten dann Karten miteinander. Da ließ der Riese eine Karte fallen und sprach zum Fischerssohn: „Hebe sie auf.“ Der aber sagte trotzig· „Du hast viel längere Arme und Finger als ich, kannst sie selber aufheben.“ Der Riese schwieg und holte dann Würfel hervor. Und während sie spielten, ließ er abermals einen fallen und befahl dem Fischerssohne, denselben

aufzuheben. Dieser antwortete dasselbe wie früher, worauf der Riese zornig wurde, den Fischerssohn packte, ihm Kopf, Hände und Füße abriß und ihn so jämmerlich zurichtete.

Da schlug es zwölf, der Riese war weg und der Fischerssohn wieder lebend und unbeschädigt. Am Morgen kam die Frau schon zum vierten Theil weiß zu ihm, dankte ihm und ermahnte ihn, er möge ausharren. In der Nacht kamen zwei Riesen, mit denen er Karten und Würfel spielte und sich wieder weigerte, die hinabgefallene Karte und den Würfel aufzuheben. Die beiden Riesen nahmen ihn, quälten ihn noch mehr und zerstückelten ihn. Da schlug es zwölf, die beiden Riesen waren fort und der Fischerssohn war wieder lebendig und unverletzt. Am Morgen kam die Frau halb weiß, halb schwarz, dankte ihm und empfahl ihm, nochmals auszuharren. In der dritten Nacht kamen drei Riesen, die mit ihm dasselbe wiederholten, was die andern gethan hatten, und ihn zuletzt in tausend Fetzen zerrissen. Als es aber zwölf schlug, war alles fort und der Fischerssohn lebend und gesund. Jetzt kam die Prinzessin und dankte ihm freundlich.

Sie fanden bald Gefallen aneinander und heirateten sich. Und in der Folge ward der Fischerssohn sogar König. Da sagte er einst zu seiner Frau: „Ich möchte gern einmal nach Hause." „So gehe denn", sprach sie, „aber du darfst niemand sagen, daß du die schönste Frau unter der Sonne besitzest." Er reiste wirklich nach Hause. Als er einmal betrunken war, sagte er, er besitze die schönste Frau unter der Sonne. Gleich erschien seine Frau, zog ihm das königliche Gewand aus, und er war wieder der alte Fischerssohn. Da sagte sein Vater: „Mache dich auf und reise deiner Frau schnell nach." Der Fischerssohn ging fort; er kam zu einem kleinen Häuschen, aus dem eine alte Frau heraustrat. Der Fischerssohn sprach zu derselben: „Ich bitte Euch, könnt Ihr mir nicht sagen, wo die Königin wohnt." „Ich kann es Euch nicht sagen", erwiederte die Alte, „aber wenn Ihr warten wollt, bis mein

Mann, der Mond, nach Hause kommt, der wird's wohl wissen." Nach einiger Zeit kam der Mond, und der Fischerssohn fragte ihn um den Wohnort der Königin. Dieser sagte: „Ich weiß es nicht, aber die Sonne wird es wissen." Nun ging der Fischerssohn wieder weiter und kam bald zu einem Häuschen, in dem die Sonne wohnte. Hier mußte er auf sie warten, und als sie nach Hause kam und der Fischerssohn sie fragte, sprach sie: „Das weiß ich nicht, aber der Wind wird es wissen." Nun ging der Fischerssohn wieder fort und kam bald zum Häuschen des Windes. Dieser sprach: „Ich weiß es auch nicht; hier aber hast du ein Schachterl, dort wo der Deckel desselben aufspringt, ist die Königin." Der Fischerssohn bedankte sich, und als er aus dem Hause hinaustrat, wurde er vom Winde in die Luft gehoben und flog fort, ohne daß er es spürte. Er ward vom Winde bis zu einem großen Schlosse getragen, bei welchem der Deckel des Schachterls plötzlich aufging. Er trat hinein, aber schon auf halbem Wege kam ihm die Königin entgegen, die ihn sogleich erkannte. Sie hatte aber während der Zeit einen andern geheiratet; das theilte sie ihm mit und sprach: „Ich gebe heute eine große Tafel, zu der ich viele Gäste eingeladen habe; thue so, als ob du ein fremder Gast wärest und dann wird sich heute alles ausgleichen." Der Fischerssohn fand sich bei der Tafel wirklich ein. Da mußte jede Person etwas erzählen, also auch die Königin. Sie sprach: „Ich hatte einmal einen Schlüssel, verlor ihn aber. Ich ließ mir daher einen neuen machen; doch da fand sich der alte wieder. Welchen soll ich nun behalten, den alten oder den neuen?" Und alle sprachen einstimmig: „Den alten, den alten." „Gut", sagte sie, „hier sitzt mein früherer Gemahl." Und alle mußten ihn anerkennen, und von nun an lebten sie bis zu ihrem Tode bei einander.

---

46. Die Judasteuflin.

Es lebte einst ein Ritter mit seiner Gemahlin viele Jahre in stiller Eintracht und Thätigkeit. Sie hatten nur den sehnsüchtigen Wunsch, einen Erben zu hinterlassen. Oft saß der Ritter in dem Walde, welcher seine Burg umgab, bei einem großen Stein und weinte bittere Thränen, so daß ihn schon jedermann in der Umgebung den Schmerzensritter nannte.

Als er einst nach seiner Gewohnheit bei dem Steine erschien, kam ein Zwerg daher und verkündete ihm, seine Gemahlin werde einen Sohn gebären, der aber Tag und Nacht weinen werde; der Ritter solle aber seinem weinenden Sohne eine Jungfrau zur Gemahlin versprechen, welche von neun Müttern geboren sei. Der Zwerg verschwand, und der Ritter war über diese Botschaft hoch erfreut. Kaum hatte er die letzten Worte des Zwerges gehört, so eilte er nach Hause, um seiner Gemahlin die freudige Nachricht zu überbringen. Als er aber in der Burg anlangte, trug ihm sein Knappe den neugeborenen Sohn entgegen. Voll Freude über das unerwartete Glück nahm er das Kind in die Arme und liebkoste es. Da fing das Kind an zu weinen und wollte nimmer aufhören. Das schmerzte den Ritter, und er wollte schon forteilen und den Zwerg um Rath fragen, als er sich der letzten Worte desselben erinnerte. Diese sagte er im Scherze dem Weinenden, und siehe da, der Kleine hörte auf zu weinen.

Vater und Mutter freuten sich des jungen Jarostay — so nannten sie ihn — und er wuchs zu einem kräftigen Jüngling heran, so daß er weit und breit als der erste Wettkämpfer galt. Aus entfernten Ländern kamen junge Ritter, welche sich um die Freundschaft des kühnen Jarostay bewarben.

Eines Tages, nach einer Jagd, trat dieser vor seinen Vater und bat ihn, er möge sein gegebenes Versprechen nun erfüllen und ihm die Jungfrau zur Gemahlin geben, welche neun Mütter geboren haben. Der Vater schien verlegen, und als der Sohn ihm sogar Ort und Zeit nannte, da er ihn getröstet hatte, sah sich der Vater genöthigt, ihm sein Begegnis mit dem Zwerge zu erzählen.

Seit dieser Stunde ward Jarostay schwermüthig und nachdenkend. Er zog sich von den gewöhnlichen Belustigungen zurück und dachte nur an seine Braut. Der alte Ritter war darüber betrübt und ließ alle Zauberer und Hexen berufen. Er versprach große Belohnungen jedem, der etwas über die gesuchte Jungfrau wisse. Aber niemand vermochte ihm eine andere Antwort zu geben als: „Es gibt eine solche Jungfrau, wo aber, das wissen wir nicht.“ Da entschloß sich Jarostay, selbst sie aufzusuchen. Er nahm Abschied von den Eltern und ging in die weite Welt. Viele Jahre wanderte er vergeblich nach allen Richtungen hin. Eines Tages kam er in einen großen Wald, aus welchem er sich nicht mehr herausfinden konnte. Müde legte er sich unter einen Baum und schlief ein. Beim Erwachen sah er sich in einem Zimmer, das von einem alten Mütterchen bewohnt war. Die Alte fragte ihn, wie er in den Wald gekommen sei und was er suche. Jarostay erzählte ihr nun seinen ganzen Lebenslauf und die Ursache seiner Reise. Sie tröstete ihn und versprach, ihn zu ihrer Schwester zu führen, welche eine mächtige Hexe sei und gewiß Auskunft geben werde. Allein auch diese wußte den Aufenthalt der Jungfrau nicht, und die Alte begleitete

den Jarostay zu ihrer dritten Schwester. Diese bewohnte eine unterirdische Höhle, deren Eingang durch wilde Thiere bewacht wurde. Eine der Hexen brummte ein Sprüchlein, und sogleich wichen die Ungeheuer ehrerbietig zurück. Die Thür öffnete sich von selbst, und sie traten ein. Die dritte Schwester saß auf einem Schemel, hatte um die Stirn einen Kranz aus Weidenruthen und Augengläser wie kleine Wagenräder und keinen Zahn im Munde. Die drei Hexenschwestern begrüßten einander, und die dritte ward nun um Auskunft gefragt über die Jungfrau. „Du mußt" — sagte sie — „noch 300 Meilen südlich wandern, dort wirst du in einen Wald kommen, in welchem ein Schloß mit einem kleinen Turme sich befindet. Dort liegt die gesuchte Braut in einer kleinen Wiege und die neun Mütter, welche die Jungfrau geboren haben, schlafen um die Wiege herum. Nimm dann das Kind aus der Wiege und eile so schnell als möglich davon. Die Wiege aber mußt du zurücklassen, und die Jungfrau darfst du nicht früher küssen, als bis du zu Hause angelangt bist." Jarostay dankte und versprach alles getreulich zu erfüllen. Dann nahm er Abschied von den drei Schwestern und wanderte frohes Muthes weiter, jeden Tag seinem Ziele näher. Er fand endlich das bezeichnete Schloß und er schlich sich in das Türmchen. Dort erblickte er in einem prachtvollen Zimmer seine Braut in einer goldenen Wiege, und die neun Mütter schliefen umher. In freudiger Angst näherte er sich und ergriff die Wiege, die nicht größer war als eine Spanne. Dann eilte er fort, und schon wollte er die Grenze überschreiten, als er einen Reiter auf sich zukommen sah. In der Verwirrung küßte er schnell das Kind; er wollte seine Schritte beschleunigen, allein aus dem Kinde war plötzlich eine Jungfrau geworden, und die Wiege ward ihm zentnerschwer. Der Reiter entriß ihm die geliebte Last, und nur mit Noth konnte Jarostay selbst sich retten.

Tief betrübt kehrte er zu jener Hexe zurück und erzählte

ihr das Vorgefallene. Doch diese erinnert ihn an ihre Warnung. Nach langem Bitten gibt sie ihm endlich eine Salbe, welche ihn in einen Vogel verwandeln könne. Sie befiehlt ihm nochmals Vorsicht und setzt hinzu: „Der Vater deiner Braut besitzt ein schwarzes Pferd, welches alles sieht und weiß, was im Hause vorgeht, und wenn Gefahr droht, gibt das Pferd seinem Herrn sogleich durch Wiehern alles kund, was geschieht. Erkundige dich aber bei deiner Braut, wo ihr Vater das Pferd bekommen hat, denn nur durch ein solches Pferd kann eure Flucht gelingen."

Jarostay verwandelte sich nun in einen Kanarienvogel und flog gerade dem Schlosse zu, in welchem die Braut sich befand. Er ließ sich von ihr fangen und in einen Käfig einsperren. Die Prinzessin gewann den Vogel so lieb, daß sie einst den Wunsch äußerte, wenn der Vogel ein Mann wäre, so würde sie ihn gewiß heiraten. Als der Vogel das hörte, verwandelte er sich in einen Jüngling und stand so vor der erstaunten Jungfrau. Diese erkannte ihn als ihren Retter, der sie aus dem Schlafe erweckt habe. Jarostay erzählte ihr nun, wie viel er schon ihretwegen sich bemüht habe, und die Jungfrau willigte ein, mit ihm zu fliehen. Vorher aber wollte sie den Vater fragen, woher er das schwarze Pferd habe. Jarostay verwandelte sich wieder in einen Kanarienvogel, und die Prinzessin ließ ihren Vater rufen und sagte ihm, daß sie sich krank fühle. Mitleidig suchte er die Tochter zu beruhigen, und diese suchte das Gespräch auf das schwarze Pferd zu lenken. Nachdem er es wegen seiner Schönheit und Treue gelobt hatte, fragte sie, wo er dasselbe gekauft habe. Nach langem Zögern sagte er: „In meiner Jugend mußte ich drei Jahre bei der Judasteuflin dienen, und zum Lohne gab sie mir das schöne Thier, welches nun als Wächter meiner Habe dient."

Der Vogel hatte das mit angehört, flog zu der Hexe zurück und theilte ihr alles mit. Diese zeigte dem Jünglinge

den Weg zur Hölle, wo die Judasteuflin wohne. Sie gab ihm auch drei ihrer Haare mit, indem sie sagte: „Wenn du Hilfe bedarfst, so zerreiße eines dieser Haare, dann werde ich kommen und dir helfen.“

Jarostay wanderte nun zur Hölle, und er fand richtig an einem großen Felsen die Oeffnung, die ihm die Hexe bezeichnet hatte. Er ging in das Innere und gewahrte bald die Judasteuflin. Sie fragte ihn, was er hier wolle, und er antwortete: „Ich möchte gern Dienste bei dir nehmen, wenn es dir beliebt.“ Erfreut nahm sie ihn an, und gleich den ersten Tag gab sie ihm zwölf Pferde zu hüten. Wenn er aber eines davon verliere, so müsse er sterben. Jarostay trieb nun die Pferde auf eine in der Hölle befindliche Wiese. Gegen Mittag überfiel ihn ein so mächtiger Schlaf, daß er sich niederlegte. Als er erwachte, war seine Herde fort, und all sein Suchen war vergebens. Da erinnerte er sich der drei Haare, welche er von der Hexe bekommen hatte. Er zerriß eines derselben und sogleich stand die Hexe neben ihm, und er klagte ihr sein Mißgeschick. „Geh' in den Stall zurück“, sagte sie, „dort wirst du zwölf Pferde in Gestalt von Schafen finden. Es werden aber dreizehn Schafe im Stalle sein, suche daher dasjenige Schaf heraus, welches ein Kreuz auf dem Rücken hat. Dieses mußt du in vier Theile zerhauen, denn das mit dem Kreuz bezeichnete Schaf ist niemand anders als die Judasteuflin. Und sobald du jenes Schaf getötet hast, werden die zwölf Pferde wieder vor dir stehen.“ Die Hexe verschwand, und Jarostay fand alles so, wie sie gesagt hatte. Er nahm das bezeichnete Schaf und hieb es in vier Teile, und sogleich stunden die zwölf Pferde vor ihm.

Am ersten Tage seines zweiten Dienstjahres geschah dasselbe. Es überfiel den Jarostay wieder ein Schlaf und als er erwachte, waren die Pferde fort. Er zerriß daher das zweite Haar und die Hexe erschien und sagte: „Geh' in den Stall, dort wirst du statt der zwölf Pferde dreizehn Gänse

finden. Die dreizehnte, mit einem schwarzen Kreuz bezeichnete Gans sollst du fangen und töten, weil in dieser Gans die Judasteuflin ist." Jarostay that, wie ihm befohlen, und die zwölf Pferde stunden wieder im Stalle.

Im Laufe des zweiten Jahres sann die Judasteuflin auf Mittel, um zu verhindern, daß Jarostay die Pferde entzaubere, denn sie wollte seinen Tod. Am ersten Tage des dritten Jahres waren die Pferde wieder von der Weide verschwunden. Er nahm nun das dritte und letzte Haar und rief die Hexe herbei, welche sagte: „Geh' in die Küche, dort wirst du in dem Feuer auf dem Herd einen Schemel sehen, auf welchem gewöhnlich die Judasteuflin sitzt. Unter dem Schemel ist eine schwarze Henne, diese sollst du töten. Glaube aber ja nicht, daß jene Person, die auf dem Schemel sitzt, die Judasteuflin ist, du würdest dich irren und dein Leben verlieren."

Jarostay begab sich in die Höllenküche. Schon war er versucht, die Gestalt zu töten, welche auf dem Schemel saß und der Judasteuflin ganz ähnlich war und ihn mit einem grinsenden Lächeln zur That anzueifern schien, als er die schwarze Henne bemerkte. Eingedenk der Mahnung ergriff er die Henne und hieb sie in Stücke, und sogleich war jene Gestalt sammt dem Schemel verschwunden. Er wollte nun nach seinen Pferden sehen, ging in den Stall und traf zu seinem Erstaunen die Judasteuflin dort an, welche zu ihm sprach: „Lieber Jarostay, du hast mir zwei Jahre und einen Tag treu gedient und nie ein Pferd verloren. Aus Dankbarkeit will ich dir das dritte Jahr schenken und du darfst dir eine Belohnung wählen." Jarostay bat um eines der Pferde, die er gehütet hatte. Die Judasteuflin besann sich eine Weile und willigte ein. „Du magst", sagte sie, „das schönste Pferd dir aussuchen." Da vernahm er eine Stimme, die ihm zuflüsterte, er möge das schlechteste Pferd nehmen. Jarostay folgte dem Rathe der unsichtbaren Hexe, und die Judasteuflin

erschrak über die Forderung und zögerte. Sie war endlich doch genöthigt, ihm das schlechteste Pferd zu geben.

Er führte es an die Oberwelt, und hier war das Pferd eines der schönsten, die er je gesehen. Alsdann ritt er zu seiner Rathgeberin und diese ermunterte ihn, nunmehr gerade nach dem Schlosse zu reiten, wo seine Braut wohne. Nach zwölf Tagen war er am Ziele. Er ritt in den Hof, und das Pferd, welches dem Vater seiner Braut als Wächter diente, kam herbei und erkannte das andere, weil es derselben Herde angehört hatte. Vor Freude vergaß es zu wiehern, und der Herr erfuhr nichts von der Ankunft des zweiten Pferdes.

Jarostay eilte nun in das Türmchen zu seiner Braut, und groß war die Freude über das Wiedersehen. Beide setzten sich auf das Pferd und ritten davon. Als aber das Pferd des Vaters dieß bemerkte, fing es an zu wiehern und sogleich eilte der Vater herbei. Kaum hatte er das Türmchen leer gefunden, so schwang er sich auf sein Höllenpferd und setzte den Fliehenden nach. Bald waren sie über die Grenze des großen Grundbesitzes, da hemmte ein breiter Graben den Lauf des Pferdes und der Vater hätte sie ereilt, wenn nicht durch den Zauber der allezeit hilfreichen Hexe der Graben verschwunden wäre. Sogleich that er sich aber hinter ihnen wieder auf, und der Vater spornte sein Pferd so, daß es im Hinübersetzen stürzte, und beide fanden in der Tiefe den Tod. Als dieß die beiden Verfolgten sahen, wurden sie sehr betrübt. Da an Rettung nicht zu denken war, ritten sie der väterlichen Burg Jarostays zu, und in wenigen Tagen langten sie glücklich an ihrem Ziele an.

Der alte Ritter und seine Gemahlin waren außer sich vor Freude, als sie den längst tot geglaubten Sohn mit seiner Braut heimkehren sahen. Es wurde nun eine glänzende Hochzeit veranstaltet, und Jarostay wünschte, es möchten auch die drei Schwestern daran theil nehmen, denen er all sein Glück zu verdanken hatte. Nach einer halben Stunde traten

wirklich drei Frauen in den Saal, den Anwesenden unbekannt. Alle bewunderten ihre Schönheit und reiche Kleidung. Dem Jarostay gaben sie sich zu erkennen und beglückwünschten ihn und seine Braut. Als jedoch der Zug in die hell erleuchtete Kapelle eintrat, waren die drei Frauen plötzlich verschwunden, und man hat sie nie wieder gesehen.

Nach der Trauung begann die Belustigung im Schlosse. Während dieser Zeit begab sich Jarostay in den Burghof hinab, bemerkte sein geliebtes Pferd und streichelte es. Da fing auf einmal das Pferd an zu sprechen und bat seinen Herrn, er möge ihm den Kopf abhauen. Des weigerte er sich aber, und erst nach vielem Bitten ergriff er sein Schwert, und als der Kopf vom Rumpfe getrennt war, flog eine weiße Taube heraus, die lustig sich gegen den Himmel erhob. Von nun an genoß Jarostay zufrieden und heiter seines lange ersehnten Glückes.

47. Die drei weißen Tauben.

Es war einmal eine Mutter, welche einen braven Sohn mit Namen Hansl hatte. Als dieser neunzehn Jahre alt war, ging er in die weite Welt, um sich einen Dienst zu suchen. Eines Abends verirrte er sich in einem ungeheuren Walde, aus welchem er sich nicht mehr heraus finden konnte. Da erblickte Hansl plötzlich in der Ferne ein Licht, auf welches er sogleich zuging. Er fand eine alte baufällige Hütte, welche von einem alten und häßlichen Manne bewohnt war.

Als Hansl in dieselbe eintrat, fragte ihn der alte Mann barsch um sein Begehr. — „Ich weiß selbst nicht, was ich hier begehren sollte", antwortete Hansl, als er die ärmliche Einrichtung der Hütte bemerkte, „denn ich bin in die Welt gegangen, um mein Glück zu machen, und ich möchte gern bei einem wohlhabenden Manne dienen, wenn mich ein solcher annehmen wollte." „Nun, wenn du willst, so bleibe bei mir", sagte der Mann, „du hast zwar bei mir nicht viel Arbeit, aber du mußt ein Jahr und drei Tage bei mir aushalten, sonst würde es dir schlecht ergehen." Hansl bedachte sich eine Weile, dann willigte er ein und blieb. Das Jahr verstrich, und der alte Mann sagte am dritten Tage zum Hansl: „Die bedungene Zeit ist um, und da du mir so treu gedient hast, so nimm dir als Lohn so viel Gold, als du tragen kannst, und diese weiße Taube, welche ich dir unter folgender Bedingung schenke: Wenn du nämlich in deine Heimat kommst, so erbaue dir eine Burg und reiße dieser Taube drei Federn

aus; dann wird aus ihr eine blühende Jungfrau werden, welche dein Weib sein soll. Die drei Federn aber verbirg so gut als möglich, denn wenn sie deine Frau wieder einmal in ihre Macht bekäme, so würde dich Unheil treffen."

Hansl bedankte sich bei dem guten alten Manne und machte sich dann auf den Weg nach der Heimat. Dort ließ er sich von dem vielen Golde eine Burg erbauen, welche er Taubenburg nannte. Als das prachtvolle Gebäude fertig war, riß er der Taube drei Federn aus und sie verwandelte sich sogleich in eine schöne Jungfrau, mit welcher er drei Jahre glücklich und zufrieden lebte. Nach dieser Zeit hatte sich Hansl eines Tages auf die Jagd begeben, und seine Mutter saß mit der jungen Frau ganz allein zu Hause. — „Wirklich, man kann die ganze Welt durchgehen", sagte Hansl's Mutter, „so wird man doch kein so schönes Weib finden, wie du eines bist." — „Oh! ich würde noch viel schöner sein, wenn ich die Federn besäße, welche mein Mann verborgen hat", antwortete die Jungfrau traurig.

Da die Mutter sehr neugierig war und den Ort wußte, wo Hansl die Federn verborgen hatte, so holte sie dieselben schnell herbei und überreichte sie der jungen Frau. Sie steckte die Federn schnell an ihren Leib und augenblicklich war sie wieder eine Taube mit schwarzen Flügeln. Sie setzte sich darauf an ein offenes Fenster und erwartete die Rückkunft ihres Mannes. Als er eintrat, bedankte sie sich bei ihm für alles Gute und flog fort.

Hansl war untröstlich über diesen Vorfall, doch geschehen war geschehen, und er mußte sich dem Schicksale fügen. Hansl entschloß sich nun, den alten häßlichen Mann im Walde aufzusuchen und denselben um Hilfe zu bitten. Doch dieser konnte ihm nicht mehr helfen, sondern gab ihm einen Auftrag an seinen Bruder, welcher ungeheuer weit von der Hütte entfernt war und alle Vögel und Thiere unter seiner Obmacht hatte. — Einem Zwerge befahl er, Hansl'n zu seinem

Bruder, dem Beherrscher aller Vögel und Thiere zu führen. Der Zwerg rannte wie besessen vor dem Hansl her, und in kurzer Zeit war Hansl mit dem Zwerge am Ziele seiner Reise. Der Beherrscher aller Vögel und Thiere war noch häßlicher als sein Bruder, und Hansl schrak heftig zusammen, als er ihn erblickte. „Fürchte dich nicht, mein Sohn", sagte er, „und erzähle mir deine Angelegenheit, welche dich zu mir führt." — „Herr", sagte Hans, „dein Bruder sendet dir durch mich seinen unterthänigen Gruß und läßt dich bitten, du möchtest mir sagen, wo ich die drei verzauberten Tauben suchen soll, welche sich alle 100 Jahre in seinem Teiche zu baden pflegen." „Ich selbst weiß es nicht", entgegnete er, „aber ich will die Vögel und alle Thiere befragen, welche unter meinem Gebote stehen."

Er nahm dann ein Pfeifchen, ließ einen gellenden Pfiff ertönen und augenblicklich wimmelte die ganze Gegend von Thieren, welche wie aus einem Munde schrieen: „Was befiehlt unser Beherrscher?" Der Zauberer befragte nun die Thiere, ob sie nicht die Tauben wüßten oder doch gesehen hätten, welche sich im Teiche seines jüngsten Bruders alle 100 Jahre zu baden pflegen. — Alles schwieg, kein Thier gab eine Antwort. — „Nun, du siehst", sagte der Zauberer „daß es keiner meiner Unterthanen weiß, wo diese Tauben hingekommen sind, und ich bin daher nicht im Stande, dich zu befriedigen, aber einen Rath will ich dir geben, welcher dir gewiß frommen wird. Geh' nämlich zu meinem Bruder, dem Beherrscher aller Hexen, Zwerge, Riesen und Kobolde, der wird dir gewiß Auskunft geben können." Nach diesen Worten befahl der Zauberer einem zweiköpfigen Riesenadler, den Hansl auf seinen Rücken zu nehmen und ihn zu seinem Bruder, dem Beherrscher aller Kobolde zu tragen. Der Riesenadler vollführte den Auftrag, und Abends befand sich Hansl vor dem Beherrscher der Kobolde. Dieser, der älteste der drei Brüder, war ein schöner und riesiger Mann; sein

Haupt, von langen, blonden Haaren umwallt, war mit einem Kranze aus Eichenlaub geziert; in seiner gewaltigen Rechten hielt er eine entwurzelte Tanne.

Hansl faßte sogleich zu dem Riesen Vertrauen und trug ihm seine Angelegenheit vor. Der Riese stampfte mit dem Baum auf die Erde, daß sie erzitterte, und sogleich wimmelte die ganze Gegend von schwarzen Ungeheuern, welche die Unterthanen des Riesen waren. Alle riefen mit Donnerstimmen: „Was befiehlt unser Herrscher?“ Der Riese befragte nun seine Teufel, ob sie nicht die Tauben irgendwo gesehen hätten, welche sich in dem Teiche seines jüngsten Bruders zu baden pflegen. Alle Ungeheuer schwiegen. Der Riese sah sich um und vermißte einen Kobold. — „Wo ist der Hinkende?“ fragte er. „Hier bin ich“, sagte der Hinkende, außer Athem, denn er war schnell gelaufen, um noch zur rechten Zeit anzukommen.

Der Riese fragte ihn nun ebenfalls, ob er die Tauben nicht gesehen habe. — „Ich habe sie gerade über ein großes Meer gejagt“, antwortete er, „ich konnte sie aber nicht erwischen, da die drei Tauben mitten im Meere einen goldenen Palast haben, welchen sie bewohnen.“ „Schon gut“, sagte der Riese, „diesen Menschen trägst du zu dem Palaste der drei Tauben“, und zum Hansl gewendet raunte er ihm unter anderm in's Ohr: „Wenn dich der Kobold fragt, wie schnell er mit dir fliegen solle, so sage: so schnell wie ein Geist geht.“

Der Hinkende lud den Hansl auf seinen Rücken und flugs ging es durch die Lüfte.

So flogen sie zwei Tage lang und hatten nur noch den Raum von sieben Meilen zurück zu legen.

Man konnte schon das weit hin schimmernde Dach des Palastes sehen, da fragte plötzlich der Kobold den Hansl: „Siehst du das Dach?“ „Nein“, antwortete dieser und drückte die Augen zu, denn es war ihm auch befohlen worden, daß

er auf jede Frage des Kobolds mit „Nein“ antworten solle, sonst hätte ihn der Kobold fallen lassen.

Nun kamen sie auf drei Meilen dem Palaste nahe und der Kobold fragte abermals: „Siehst du den Palast?“ Und abermals verneinte Hansl die Frage. Endlich waren sie über dem Dache und wieder fragte der Kobold, ob er das Dach sehe, und abermals gab er eine verneinende Antwort. „Du mußt blind sein, Kerl“, brüllte das Ungetüm, trug den Hansl in den Palast hinein und setzte ihn auf eine Tafel, an welcher eben die drei Prinzessinnen speisten. Diese waren des Morgens und Abends Tauben, in der übrigen Tageszeit konnten sie menschliche Gestalt annehmen. Die drei verzauberten Jungfrauen erschraken über den unerwarteten Besuch, doch sein Weib erkannte ihn sogleich. Sie begrüßte ihn und sagte: „Du kommst gerade recht, um mich zu erlösen.“

Hans blieb eine geraume Zeit bei ihnen.

In dem Palaste befanden sich zwölf Zimmer, in welchen er seine Zeit zubringen konnte, nur in das dreizehnte Zimmer durfte er nicht gehen, das war ihm streng verboten.

Doch Hansl gedachte das Gebot nicht lange zu halten. Eines Tages, als die Prinzessinnen nicht zu Hause waren, nahm er den Schlüssel und ging in das dreizehnte Zimmer. Er fand es beinahe ganz leer, nur in der Mitte desselben war ein Tisch, auf welchem drei Gläser voll Wasser stunden. Über dem Tische hing ein riesiger Drache, dessen drei Köpfe an der Decke des Zimmers angenagelt waren. Der Drache lebte noch und als er Hansl's ansichtig wurde, ersuchte er denselben, ihm ein Glas Wasser zu reichen, er werde ihm dafür einmal das Leben retten. Hansl besann sich nicht lange, reichte dem Drachen ein Glas Wasser, und als er dieses ausgetrunken hatte, fiel ein großer Nagel herab und das Ungeheuer hatte einen Kopf frei. Jetzt bat er ihn um das zweite Glas Wasser, wofür er dem Hansl auch einmal das Leben zu retten versprach. Hansl gab ihm auch dieses be-

reitwilligst, und der Drache hatte dann zwei Köpfe frei. „Nun gieb mir auch das dritte Glas", brüllte er den Hansl an, „du mußt, ob du willst oder nicht." — Erschrocken reichte ihm Hansl auch das dritte Glas Wasser.

Nun war der Drache ganz frei und er flog sogleich nach dem Meere, wo er die drei Tauben so lange herumjagte, bis er eine erwischt hatte. Es war das Weib Hansl's. Als die andern zwei Tauben nach Hause kamen, machten sie dem Hansl die heftigsten Vorwürfe, und sagten ihm: „Wir hatten uns gefreut, endlich einmal erlöst zu werden und jetzt hast du unser Los verschlimmert, so daß wir bis zum jüngsten Tage verzaubert sein müssen."

Hansl selbst war betrübt über den Verlust seines Weibes. Die drei Prinzessinnen aber hatten noch drei Brüder, welche in Pferde verzaubert waren. Der jüngste derselben war in einem entlegenen Stalle des Palastes, der andere war im Stalle des Drachen und der älteste befand sich bei der Judasteuflin. Eines Tages kam Hansl durch Zufall in den Stall des jüngsten Pferdes, und als er hörte, daß das Pferd sprechen konnte, klagte er demselben sein Elend. Das Pferd sprach: „Gerade jetzt ist der Drache nicht zu Hause, benütze daher diese Zeit und stiehl ihm die Taube. Setze dich dann auf mich und ich werde dich durch die Lüfte davon tragen." So geschah es auch. Als der Drache nach Hause kam, war seine Lieblingstaube verschwunden. Er errieth bald, was sich während seiner Abwesenheit zugetragen haben mochte, und er setzte sich schnell auf ein Pferd, jagte dem Räuber nach und holte ihn bald ein. „Elender", schrie er dem Hansl zu, „wie kannst du dich unterstehen und mir die Taube stehlen, ich sollte dich zerreißen, aber ich will meinem Worte treu bleiben und dir für dießmal das Leben schenken."

Hansl war nun wieder untröstlich. Nach einiger Zeit sagte das Pferd abermals zum Hansl: „Weil der Drache wieder nicht zu Hause ist, so können wir ihm vielleicht jetzt die Taube

stehlen.“ Als der Drache nach Hause kam, fragte er das Pferd, wo die Taube hingekommen sei, und es sagte: „Die Taube ist gestohlen und wahrscheinlich nicht mehr einzuholen, da sie schon einen zu großen Vorsprung haben.“

Er setzte sich schnell auf das Pferd und jagte wie im Fluge fort. Bald hatte er den Hansl eingeholt und schenkte demselben abermals für das zweite Glas Wasser das Leben. Als aber Hansl zum dritten Male die Taube gestohlen hatte, und wieder vom Drachen eingeholt wurde, zerriß ihn derselbe in Stücke. Das Pferd jedoch suchte die Stücke des unglücklichen Hansl's zusammen, bestrich sie mit einer Salbe und Hansl war wieder hergestellt. Dann sagte das Pferd zu ihm: „Wenn du meinen Rath befolgen willst, so gehe zu der Judasteuflin und diene ihr drei Tage als Knecht. Als Lohn für deine Dienste verlange das schlechteste Pferd, denn dieß ist mein Bruder, welchen die Judasteuflin ungemein martert; er wird dir dann bei deinem Vorhaben sehr gute Dienste leisten.“ Hansl befolgte den Rath und machte sich auf den Weg zur Judasteuflin. Unterwegs sah er eine ungeheure Fliege in dem Netze einer Spinne und da er sehr mitleidig war, befreite er dieselbe. Die Fliege sprach: „Wenn du dich einmal in großer Not befindest, so denke an mich, und ich werde dir helfen.“

Er setzte nun seinen Weg fort und bald bemerkte er in einiger Entfernung einen Fuchs, welcher in eine Grube gefallen war. Er befreite auch den Fuchs und derselbe versprach ihm ebenfalls seine Hülfe, wenn er einmal seiner gedenke. Bald darauf gelangte Hansl an ein Meer, über welches er nicht kommen konnte. Indem er nun sinnend am Strande des Meeres einherging, sah er einen ungeheuern Krebs auf dem Rücken im Sande liegen. Hans wandte ihn um und aus Dankbarkeit für den ihm geleisteten Dienst rief er alle Krebse zusammen und befahl ihnen, eine Brücke zu bauen. Und so gelangte Hansl über das Meer.

Die Judasteuflin sah ihn schon von weitem und kam ihm grinsend entgegen, um ihn zu bewillkommen und zu fragen, ob er bei ihr dienen wolle. Hansl nahm den Dienst an und die Judasteuflin sagte zu ihm: „Bei mir dauert der Dienst nur drei Tage und du brauchst sonst nichts zu thun, als Pferde zu weiden; verlierst du aber ein Pferd von der Herde, so haue ich dir den Kopf ab und hänge denselben hier auf den Pfahl. Eilf Köpfe prangen schon dort auf den Pfählen, der zwölfte Pfahl wartet auf dich." Hansl vermochte kein Wort zu erwiedern, denn sowohl ihre Häßlichkeit als auch die Drohung hatten seine Zunge gelähmt. Die Judasteuflin befahl dem Hansl, ihr zu folgen. Sie gab ihm zu essen und noch ein großes Stück Brot mit auf die Weide. Hansl trieb die Pferde fort, und als er auf der Weide anlangte, fühlte er schon großen Hunger. Er sah sich nun genöthigt, das Stück Brot zu essen, obwohl ihm das magere Pferd dieß verboten hatte. Kaum war das Brot verzehrt, als er auch schon vom Schlafe überwältigt wurde. Als er erwachte, waren die Pferde fort. Er jammerte und suchte, aber es half nichts, er fand die Pferde nicht mehr. Schon wollte er heimkehren, als ihm plötzlich die Fliege, wie dieselbe im Netze zappelte, einfiel, und er dachte, so werde er in kurzer Zeit wahrscheinlich auch am Pfahle zappeln. Kaum gedachte er also der Fliege, als diese auch schon geflogen kam, und die Pferde im Galopp vor sich hertrieb. Hansl war außer sich vor Freude, bedankte sich bei ihr und trieb dann die Pferde nach Hause. Die Judasteuflin wartete schon auf ihn, und als sie die Herde vollzählig fand, brüllte sie vor Zorn und Wuth. Sie nahm nun einen dicken Knotenstock und prügelte den Hans sowohl, als auch die ganze Herde, am allermeisten jedoch das magere Pferd, welches sie so stark schlug, daß Stücke Fleisch von dessen Körper herabhingen. Dann nahm sie eine Salbe, bestrich die wunden Stellen und augenblicklich war das Pferd wieder hergestellt.

Am andern Tage trieb Hansl wieder die Pferde fort und

er bekam abermals ein Stück Brot mit auf den Weg. Hansl aber nahm das Brot, zerbröckelte es und warf es in den Sand umher. Doch bald zwang ihn der Hunger die Brosamen wieder zusammen zu lesen und sie untermischt mit Erde zu verspeisen. Er schlief wieder ein, und als er nach langem Schlafe erwachte, waren die Pferde wieder verschwunden. Hansl schrie und rannte wie besessen herum, fand aber doch nicht die Pferde. In seiner Verzweiflung gedachte er des Fuchses. Dieser kam und trieb die Pferde auf ihren alten Weideplatz zurück. Hansl trieb sie wieder nach Hause, und als die Judasteuflin sah, daß kein Pferd abging, ward sie noch zorniger als das erstemal, und die Pferde und der Hansl bekamen noch mehr Schläge.

Der dritte Morgen nun kam heran, und wieder trieb Hansl seine Pferde hinaus in's Freie. Die Judasteuflin gab ihm abermals Brot mit und gebot ihm streng, ja das ganze Brot zu essen. Hansl aber warf es wieder weg, doch erging es ihm nicht besser als früher und er mußte es aufsuchen, um damit seinen ungewöhnlichen Hunger zu stillen. Der Genuß des Brotes hatte dieselbe Wirkung wie früher, und Hansl entschlief. Die Pferde wußten nun nicht mehr, wo sie sich verbergen sollten, um nicht aufgefunden zu werden, und sie sprangen daher in das Meer hinein. Als Hansl frühzeitig erwachte und die Pferde abermals fort waren, hatte er noch übrige Zeit, um sie aufzusuchen. Doch war sein Suchen vergebens. „Dreimal“, sagte er, „haben mir Thiere aus der Noth geholfen, wer wird mir jetzt helfen? der Fuchs und die Fliege halfen mir die Pferde finden, der Krebs half mir übers Meer, und nun habe ich niemand, auf den ich bauen könnte.“ Auf einmal bewegte sich das Meer, und alle Pferde kamen aus demselben unter jämmerlichem Geheule heraus. Denn, als sich Hansl des Krebses erinnerte, rief derselbe alle Krebse zusammen und befahl ihnen, die Pferde so lange zu zwicken, bis sie das Meer verließen. Hansl trieb freudig die

Pferde nach Hause. Jetzt hatte er ausgedient und verlangte von der Judasteuflin das magere Pferd als Lohn.

„Warum denn gerade das magere Pferd“, fragte die Judasteuflin, „du hast mir ja treu und redlich gedient, ich will dich besser dafür belohnen und dir das schönste Pferd geben.“ Hansl aber bestand darauf, daß er kein anderes als das magere Pferd wolle und so mußte ihm die Judasteuflin seine Bitte gewähren und ihm das verlangte Pferd geben. Trotzdem wollte sie den Hansl verderben und sie gab ihm daher noch ein Pferd, welches er reiten sollte, damit er das magere Pferd etwas schone. Hansl folgte auch der Judasteuflin und bestieg das andere Pferd. Doch der böse Plan dieser Hexe sollte auch dießmal vereitelt werden, denn ehe sie zu dem Thore des Hexenpalastes kamen, sagte ihm das magere Pferd im Stillen, er möchte von dem stolzen Pferde absteigen und sich auf das magere Pferd setzen, denn sonst würde es ihm schlecht ergehen. Hansl sprang schnell herab und bestieg das magere Pferd. — „Der Teufel hat dich gewarnt, du Elender“, brummte das stolze Pferd und verschwand hierauf. Wenn Hansl sitzen geblieben wäre, so hätte sich das Pferd unter dem Thore in die Luft gehoben und auf diese Weise dem Hansl den Kopf eingeschlagen. — Hansl ritt nun getrost nach dem Palaste der drei Tauben. Eines Tages sagte das magere Pferd zum Hansl: „Weil der Drache gerade schläft, so wollen wir ihm jetzt seine Taube stehlen.“ Hansl nahm sie auch und setzte sich dann schnell auf das magere Pferd, welches dabei so riesig wurde, daß es über das Dach des Palastes sehen konnte. Als der Drache erwachte, fragte er das Pferd in seinem Stalle, wer denn jetzt die Taube gestohlen habe? Das Pferd sagte: „Hansl hat es wieder gethan und es ist an keine Wiedererlangung mehr zu denken, weil Hansl das Pferd der Judasteuflin reitet.“ Der Drache beachtete dieß nicht und setzte sich auf das Pferd und jagte den Entflohenen nach. In kurzer Zeit hatte er den Hansl

erreicht und er wollte ihm wie gewöhnlich zuerst die Taube entreißen, aber dießmal gelang es ihm nicht; denn kaum wollte er Hand anlegen, als ihm das Pferd der Judasteuflin mit dem Hufe einen so gewaltigen Schlag gab, daß der Drache betäubt aus dem Sattel flog. Schnell tötete Hansl den betäubten Drachen, und dadurch waren die drei Prinzessinnen und auch die Prinzen erlöst. —

So hatte Hansl endlich sein Weib wieder erlangt und begab sich mit ihr nach der Heimat.

---

48. Die Jungfrau auf dem gläsernen Berge.

Es war einmal ein armes Weib, das hatte einen Sohn, der hieß Hans. Dieser ging einst in den Wald, und als er eine Weile gegangen war, kam er zu einem Teiche. Kaum näherte er sich dem Ufer, so sprangen drei wunderschöne Frauen aus dem Wasser, warfen die Hemden über und flogen, in Enten verwandelt, schreiend davon. Die mittlere der drei Frauen hatte dem Hans besonders gefallen. Er ging nach Hause und erzählte das Geschehene seiner Mutter. Diese sagte: „Geh wieder in den Wald und baue dir in der Nähe des Teiches eine Hütte.“ Und das geschah. Zur Zeit des Neumondes untersuchte er fleißig Morgens und Abends das Ufer des Teiches.

Als er eines Abends wieder das Ufer untersuchte, lagen drei Hemden dort. Schnell bemächtigte er sich des mittleren Hemdes, lief damit in seine Hütte und legte dasselbe in eine Truhe. Kaum war er fertig, so wurde an die Thüre geklopft. Eine Stimme rief: „Ich bitte Euch, laßt mich ein, ich habe mein Hemd verloren.“ Hans sprang schnell auf, öffnete die Thüre und stellte sich dann hinter dieselbe. Das Mädchen trat herein, und warf schnell den Mantel Hansens um, den dieser auf dem Bette hatte liegen lassen. Dann bat sie den Hans um ihr Hemd. Allein er gab ihr dasselbe nicht, sondern ging fort, um seine Mutter zu holen. Kaum hatte er die Hälfte des Weges zurückgelegt, so fiel ihm ein, daß er die Truhe, in welcher das Hemd lag, nicht zugesperrt habe.

Schnell kehrte er um, als er aber zur Hütte kam, waren Thür und Truhe offen, und das Mädchen war fort. Auf dem Tische lag ein Zettel, darauf stund mit goldenen Buchstaben geschrieben: „Meine Heimat ist auf dem gläsernen Berge.“ Da machte sich Hans sogleich auf den Weg, um den gläsernen Berg zu suchen. Kam er in eine Stadt, so rief er laut: „Wißt ihr nicht, wo der gläserne Berg ist?“ Allein niemand konnte ihm Auskunft geben. Einst kam er zu einem großen Hause, aus dessen Eckfenster schaute ein Herr heraus. Hans sagte: „Wißt Ihr nicht, wo der gläserne Berg ist?“ „Ich weiß es nicht, aber vielleicht weiß es einer meiner Knechte“, antwortete der Herr. Er zog dann eine silberne Pfeife hervor und that darauf einen lauten Pfiff. Da kamen Bären, Wölfe und nach und nach allerlei Thiere daher. Zuletzt hinkte ein alter Hase auf drei Füßen herbei. „Weißt du, wo der gläserne Berg ist?“ fragte ihn sein Herr. „Freilich weiß ich ihn“, antwortete der Hase. „So führe diesen Mann dahin“, sagte der Herr. Alsbald ging Hans mit dem Hasen fort. Als sie in einen großen Wald kamen, sagte der Hase: „Geh' nur gerade aus, du wirst den Berg schon finden.“ Und nach diesen Worten sprang er auf und davon.

Hans mußte nun allein wandern. Als er eine Weile gegangen war, sah er ein totes Pferd am Wege liegen. Bei dem Pferde befanden sich ein Bär, ein Wolf, ein Rabe und eine Ameise. Diese Thiere stritten sich um den Leichnam. Als Hans näher kam, sprach der Rabe: „Lieber Hans, theile das Pferd unter uns.“

Hans machte sich sogleich an die Arbeit. Zuerst schnitt er den Kopf des Pferdes ab und warf ihn der Ameise vor, indem er sagte: „Du kriechst gern in Höhlungen umher, da nimm den Kopf.“ Darauf öffnete er den Leichnam und gab dem Raben die Eingeweide, dem Wolfe die Knochen und dem Bären das Fleisch. Die Thiere waren mit der Theilung zufrieden. Darauf gaben der Bär und der Wolf Hansen jeder

ein Haar, die Ameise einen Fuß und der Rabe eine Feder. Die Thiere sprachen: „Wenn du in der Noth bist, so lege das Geschenk unter die Zunge und du kannst dich dann in dasjenige Thier verwandeln, von dem das Geschenk herrührt.“ Dann entfernten sie sich. Hans aber ging auf der Straße fort. Als er eine Weile gegangen war, bemerkte er in der Ferne ein Leuchten und Blitzen. Das war der gläserne Berg. Fröhlich ging Hans bis an den Fuß des Berges. Auf dem Gipfel desselben stand ein schönes Schloß. Hans versuchte es, den Berg zu ersteigen, aber es war vergebens; er glitt immer wieder abwärts, denn der Berg war spiegelglatt. Nun verwandelte er sich in einen Bären und grub mit seinen Tatzen Stufen in den Berg. Allein die scharfen Glassplitter verwundeten ihn, und bald konnte er die Arbeit nicht mehr fortsetzen. Dann verwandelte Hans sich in einen Wolf, um sich mit den Zähnen festzuhalten. Allein auch das ging nicht. Er verwandelte sich daher in einen Raben und flog den Berg hinan. Als er oben war, sah er das ihm bekannte Mädchen an einem offenen Fenster stehen. Schnell flog er zum Fenster hinein. Das Mädchen sagte: „Meine Mutter ist eine Hexe. Peinige sie auf alle mögliche Weise, so lange bis sie dir erlaubt, mich zu heiraten.“ Und als sie das gesagt hatte, ging sie aus dem Zimmer. Hans aber verwandelte sich in eine Ameise und kroch unter das Bett, in dem die Alte zu schlafen pflegte. Als es dunkel wurde, kam die Hexe und legte sich zu Bett. Und als sie eingeschlafen war, kroch Hans, in eine Ameise verwandelt, in's Bett, und biß und kneipte die Alte am ganzen Körper. Als aber der dritte Tag anbrach, erwischte ihn die Hexe, als er eben aus dem Bette kriechen wollte. „Ich weiß, daß du keine gewöhnliche Ameise bist“, sagte sie und verwandelte ihn in einen Menschen. „Was willst du?“ sprach sie weiter. „Ich will deine mittlere Tochter heiraten“, antwortete Hans. „Ich will sie dir geben, aber du mußt dir das Mädchen auch verdienen“, sagte die Hexe.

„Erstens mußt du ein Ei austrinken, ohne es zu durchlöchern.“ Und sie gab ihm ein Ei und entfernte sich. Hans verwandelte sich in eine Ameise, biß eine kleine Öffnung in die Eischale und trank den Inhalt des Eies aus. Dann verstopfte er die Öffnung mit Kalk, verwandelte sich in einen Menschen und trug das leere Ei zur alten Hexe. „Gut“, sagte diese. „Eine Viertelstunde von hier befindet sich ein großer, großer Wald. Diesen mußt du binnen drei Tagen umhauen, die Stämme in Stücke zerschlagen und dann aufschichten.“

Hans ging hin und besah sich den Wald. Vom Ansehen war er schon so müde, daß er sich unter einen Baum legte und einschlief. Als er erwachte, sprang er auf, rieb sich die Augen, sah um sich, aber kein Wald war zu sehen. Dagegen lagen etliche tausend Klafter Kleinholz an der Stelle des Waldes.

Da rief die Stimme seiner Braut: „Während du schliefest, habe ich die Arbeit vollbracht. Ich werde dir auch bei der dritten Aufgabe helfen.“

Hans ging nun zur Hexe und sagte ihr, daß er die Arbeit gethan habe. „Gut“, sagte sie, „morgen trage das Holz auf einen Haufen zusammen. Ich werde dann hinauskommen, um es anzuzünden. Steht der Holzstoß in lichten Flammen, so mußt du mitten in's Feuer springen. Thust du das nicht, so darfst du meine Tochter nicht heiraten.“ Hans ging traurig zu Bette. Des andern Tages begab er sich auf den Holzplatz. Emsig schichtete er die Holzscheiter übereinander auf. Kaum war er damit fertig, so kam die Hexe daher und zündete das Holz an. Als der Scheiterhaufen über und über brannte, nahm Hans einen Anlauf, um in's Feuer zu springen. Allein sobald er in die Nähe der Flammen kam, blieb er stehen. So machte er es mehrmals. Da hörte er plötzlich die Stimme seiner Braut, welche rief: „Spring! spring!“ Nun nahm sich Hans zusammen und sprang mitten in die Flammen. Die

glühenden Kohlen flogen auseinander, und Hans blieb unversehrt.

Wo eine Kohle hinfiel, erhob sich ein Haus. Und so entstand eine große, schöne Stadt.

In der Mitte derselben, dort wo der Scheiterhaufen gestanden hatte, befand sich ein großes, schönes Schloß. Dieses war aus Karfunkel erbaut.

Am Thore desselben stand Hansens Braut. Hans heiratete nun und wurde Herr des Schlosses und König der Stadt.

Er nahm seine arme Mutter zu sich und pflegte sie in ihrem Alter.

Wer war glücklicher als Hans! Und wenn er nicht gestorben ist, so lebt er gewiß heute noch.

---

49. Wie Hans sein Weib findet.

Hans wanderte einst in die Welt, um gute Menschen zu finden. Da kam er in einen großen Wald. Müde legte er sich unter eine Eiche nieder und bald war er eingeschlafen. Als er wach wurde, schien die Sonne; er sprang auf, nahm aus seinem Brotsack ein Frühstück und ging dann tiefer in den Wald. Der wollte aber kein Ende nehmen, und es wurde ihm bange um's Herz. Als er die dritte Nacht in dem Wald herumging, bemerkte er plötzlich ein Licht. Lange ging er, ehe er dasselbe erreichen konnte, aber endlich kam er doch zu seinem Ziele. Da sah er eine kleine Hütte. Hans ging in dieselbe hinein, aber der Eigenthümer war fort; er setzte sich deshalb auf eine Moosbank, die vor der Hütte sich befand. Bald erschien ein alter Mann und fragte Hansen um sein Begehren. „Bessere Menschen suche ich", antwortete er, „bessere als die, welche ich kannte." „Bessere Menschen wirst du schwerlich finden, denn sie sind sich alle gleich; wenn du jedoch bei mir bleiben willst, so wirst du zwar keinen besseren, aber doch einen guten Menschen finden", sagte der Hüttenbewohner und führte während dieses Gespräches Hansen in seine Hütte und setzte ihm Wein, Brot und Käse vor. Hans ließ sich's schmecken und erzählte dem Einsiedler, weshalb er von Hause gegangen sei. Des andern Tages, nachdem Hans gefrühstückt hatte, ging der Einsiedler fort. Vorher aber gab er ihm Fischerzeug und zeigte ihm den Weg zu dem See,

wo er fischen sollte. Fröhliches Mutes machte er sich auf den Weg und bald hatte er sein Ziel erreicht. Es war ein spiegelklarer See, wo er die schönsten Fische sah. Es that ihm aber um so schöne Fische leid, und er sah ihnen daher bloß zu und freute sich, daß er doch einmal einen guten Menschen gefunden habe. Als er so in Gedanken saß, hörte er plötzlich eine Stimme, die sprach: „Laß es gut sein, du wirst noch gute Menschen finden und dir selbst wird es gut gehen, dafür daß du keinen von uns gefangen hast.“ Als er aufschaute, sah er, wie der schönste Fisch von ihm weg gegen die Mitte des Sees schwamm. Hans ging bald darauf nach Hause und fand dort den Einsiedler gerade beschäftigt, ein Nachtmahl zuzubereiten. Hans erzählte dem Einsiedler sein Abenteuer. Der Alte hörte aufmerksam zu, und sagte: „Lieber Hans, was dir heute begegnet, ist sehr wundersam, gehe darum morgen wieder hin und siehe zu, daß du mehr erfährst.“ Des andern Tages nahm Hans sein Fischerzeug und ging wieder zu dem See. Allein dießmal ließ sich kein Fisch blicken. Als er aber zurückkehren wollte, sah er eine Schar der schönsten Mädchen, deren jede nur mit einer Schürze bekleidet war. Erschrocken über diese Erscheinung eilte er nach der Hütte des Alten und erzählte es. Zugleich bat er den Alten um eines der Mädchen, das er heiraten wolle. Der Alte lachte zwar über dieß Begehren, gab aber Hansen den Rath, er solle, wenn sich die Mädchen wieder badeten, die Schürze des Mädchens nehmen, das ihm am besten gefalle. Hans befolgte den Rath des Einsiedlers und ging des andern Tages zu dem See. Nicht lange wartete er, so erschienen die Mädchen, lösten die Schürzen vom Leibe und sprangen ins Wasser. Hans schlich sich leise zu der Schürze hin, die dem Mädchen gehörte, welches ihm am besten gefiel. Rasch nahm er sie und eilte davon. Aber kaum erblickten die Mädchen den Störer, als alle aus dem Wasser sprangen und rasch davon eilten, nur ein Mädchen, deren Schürze Hans

hatte, ging ihm nach. Als sie ihn erreichte, stürzte sie vor ihm auf die Knie und bat ihn flehentlich ihr die Schürze zurückzugeben, indem sie ihm versprach überall mit ihm hinzugehen, wo er nur wolle; aber Hans ließ sich nicht täuschen, sondern nahm das Mädchen auf die Arme und trug sie in die Hütte des Einsiedlers. Der Alte segnete hierauf ihren Bund und sagte dann zu Hansen, er solle die Schürze verbrennen, denn wenn sie dieselbe erwische, so laufe sie ihm davon. Hans wollte die Schürze aufbewahren und versteckte sie in einen Kasten.

Jahre waren seitdem verflossen, als eines Tages Hansens Frau waschen wollte. Als sie so herumsuchte, fand sie auch ihre Schürze. Rasch entkleidete sie sich, knüpfte dieselbe um den Leib und eilte auf und davon. Als Hans nach Hause kam und seine Frau nicht sah, suchte er sie überall, und da er sie nicht finden konnte, kam ihm der Gedanke, ob seine Frau wohl die Schürze gefunden habe und mit dieser davon geeilt sei. Traurig ging er deshalb zum Kasten und er überzeugte sich, daß die Worte des Alten wirklich in Erfüllung gegangen waren.

Des andern Tages machte sich Hans mit dem Entschlusse auf, sein Weib überall zu suchen. Zuerst ging er zu dem Einsiedler, um ihm sein Leid zu klagen, und zugleich wollte er denselben um einen Rath bitten. „Das ahnte ich", sagte der Einsiedler, als Hans ihm alles erzählt hatte, „du hättest meinen Rath befolgen sollen, jetzt aber kann ich dir nicht helfen, wohl aber weiß ich noch einen Rath. Es wohnt nämlich nicht weit von mir eine Zauberin, und die steht eben nicht auf einem besonders guten Fuße mit derjenigen, welche die Mädchen verzaubert und gefangen hält. Gehe zu ihr, erzähle ihr dein Leid, und bitte sie dann um ihren Beistand." Hans ging nun zu der Zauberin, die ein häßliches Weib war. „Gut", sagte die Zauberin, nachdem sie Hansen ruhig angehört hatte, „gut daß du zu mir gekommen bist, denn sonst wäre es dir

schlecht ergangen. Jetzt aber höre aufmerksam zu, was ich erzählen werde. In drei Tagen ist ein großes Wettrennen, zu welchem alle Fürsten der Nachbarstaaten eingeladen sind. Es bekommt der, welcher mit seinem Pferde auf einen kugelförmigen, gläsernen Berg hinauf reitet, das schönste Mädchen, welches die alte Zauberin gefangen hält. Dein Weib ist die schönste. Um sie zu retten, fuhr die Alte fort, nimm das Pferd, welches vor der Hütte steht, reite zu den Wettrennen und melde dich dort zugleich als Preisbewerber, denn nur diese werden zu dem Wettrennen zugelassen. Wenn du Sieger wirst, was ich dir bestimmt versprechen kann, so ist deine Aufgabe noch nicht zu Ende, denn du mußt dieselbe unter tausend ihr ganz ähnlichen Mädchen herausfinden. Doch auch diese Aufgabe wird dir leicht werden, wenn du meinem Rathe folgst; gib nämlich genau Acht, wenn du dich im Saale der Mädchen befindest, und wähle kein anderes Mädchen als das, auf welches sich von der Decke des Zimmers eine Spinne hernieder läßt." Herzlich dankte Hans der Zauberin für ihren Rath und im sausenden Galopp jagte er mit freudigem Hoffen der Rennbahn zu, wo er seine geliebte Gemahlin treffen sollte.

Dort waren die Edlen aller Reiche bereits versammelt und harrten ungeduldig der Eröffnung der Rennbahn, wo sie ihr Glück machen wollten.

Einer nach dem andern versuchte es auf den gläsernen Berg zu reiten, doch keinem gelang es. Da kam nun die Reihe an Hans, er besann sich nicht lange, vertrauend auf das Roß der Zauberin sprengte er im Galopp nach dem Ziele, was er zum Staunen aller wirklich erreichte. So wurde Hansen als dem besten Reiter der Preis zuerkannt.

Nun sollte er aus tausend Mädchen seine Gemahlin herausfinden, die alle ihr täuschend ähnlich waren. Er gedachte der Zauberin und zögerte mit der Wahl. Aber sobald er sah, daß sich eine Spinne von der Decke des Zimmers auf das Haupt eines Mädchens niederließ, so wählte er diese,

und er erkannte in ihr seine Gemahlin. Hans führte nun sein Liebstes zum Einsiedler, um dort ruhig leben zu können.

Bald aber reute es die Zauberin, Hansen ihre schönste Zierde gegeben zu haben. Sie schickte deshalb einen Boten nach, um sie einzufangen. Als der Bote auf der Heide anlangte, über welche Hans zum Einsiedler gehen mußte, bemerkte es die Gemahlin und sprach: „Siehe, dort schickt die Zauberin einen Boten, sie will uns beide haben, es soll ihr aber nicht gelingen.“ Nach diesen Worten sagte sie einen Spruch, und plötzlich sah man statt zweier Menschen eine Taube, die einen Strohhalm im Schnabel hielt. Als der Bote ankam, wo sich Hans mit seiner Gemahlin befand, und nichts Auffallendes sah, kehrte er um. Die Zauberin harrte des Boten schon ungeduldig. Als sie ihn endlich erblickte, fragte sie ihn schon von weitem, ob er beide habe. „Nein, ich hab' sie nicht einmal gesehen, war die Antwort des Boten.“ „Dummkopf, hast du denn gar nichts gesehen?“ fragte wieder die Zauberin. „Gar nichts als eine Taube, die einen Strohhalm im Schnabel hielt.“ „So reite noch einmal hin und nimm alles, was du nur findest.“ Und der Bote machte sich abermals auf den Weg.

Während der Zeit war aber Hans mit seiner Frau schon um eine gute Strecke weiter, doch in der Mitte der Heide wurden sie vom Boten ereilt. Auch dießmal wußte die Frau einen Spruch, den sie von der Zauberin gelernt hatte, zu benützen, denn als sie den Boten sah, verwandelte sie Hans in Roßmist, sich selber in eine Krähe. Der Bote ritt an der Krähe vorbei und da er nichts sah, so ritt er zurück. Die erzürnte Zauberin schickte ihn zum dritten Male fort, und er traf die beiden an dem See, in welchem der Einsiedler zu fischen pflegte. Als die Frau den Boten wieder erblickte, nahm sie das dritte und letzte Sprüchlein zu Hilfe, sie verzauberte nämlich Hans in eine Distel, die mitten im See zu stehen kam, sich selbst aber verwandelte sie in einen Stieglitz, setzte sich

auf die Distel und fing lustig an zu pfeifen und zu singen. Als der Bote dies sah und hörte, wollte er den Finken fangen, was ihm aber nicht gelang, da der See zu tief und Hans zu weit vom Boten entfernt war. Nun kehrte der Bote im schnellsten Galopp zurück, um einen Kahn und Leute zu holen, doch ehe sie ankamen, befand sich Hans mit seiner Gemahlin bereits in Sicherheit, denn sie waren in den Bezirk der Zauberin gekommen, welche Hansen das Pferd gegeben hatte. Als der Bote zur Zauberin zurückkehrte, fand er dieselbe nicht mehr, denn der Zauber über die Mädchen war gelöst, die Zauberin war fortgereist. Wohin, das wußte niemand. Hans ging mit seiner Gemahlin zu dem Einsiedler, dem sie so vieles verdankten, und bei diesem wurde auf's neue die Hochzeit gefeiert. Die Fische, welche nichts anders waren als Männer, die von derselben Zauberin verbannt waren, wurden nun ebenfalls vom Zauber erlöst. Die Mädchen vom gläsernen Berge waren aber die Bräute der ehemaligen Fische. Als nun Hansens Hochzeit war, feierten auch die übrigen Männer ihre Hochzeit und da war des Jubels kein Ende, und es ward so getanzt, daß man den Fußboden, der von Lebzelten war, durchtanzte.

50. Der Trommler.

Einst wurde eine Stadt von einem Feinde hart bedroht. Die Einwohner derselben flüchteten sich daher alle, so daß die Soldaten nichts fanden, als einen kleinen Knaben, welchen seine Eltern in der Eile zurückgelassen hatten. Die Soldaten brachten diesen Knaben zu ihrem Könige, welcher ihn bei sich behielt und erziehen ließ. Nachdem der Knabe herangewachsen war, fragte ihn der König, zu was er Lust habe. „Ein gemeiner Soldat will ich werden“, antwortete er. Da der König dieß nicht zugeben wollte, so beschloß der Knabe in die weite Welt zu ziehen, um seine verlornen Eltern zu suchen. Er bat sich von dem Könige eine große Trommel aus, und mit dieser zog er seiner Wege. Er gelangte in einen düstern Wald, wo er eine alte baufällige Hütte fand. Als er hineinsah, erblickte er ein altes Weib und eine große Anzahl von bärtigen Männern, welche Räuber zu sein schienen. Einige saßen bei Tische, aßen und tranken, während andere Karten spielten. Sie waren bei ihrem Mahle und Spiele so vertieft, daß sie den Knaben gar nicht bemerkten. Dieser benützte den günstigen Augenblick, versteckte sich in ein dichtes Gebüsch und fing an zu trommeln. Die Räuber durch das Trommeln erschreckt, sprangen eilends vom Tische auf und ergriffen die Flucht, da sie meinten, Soldaten seien im Anzuge.

Der Knabe ging darauf in die Hütte, aß das von den Räubern Zurückgelassene und fragte das alte Weib, welches eine Hexe war, ob sie nicht wüßte, wo seine Eltern sich be-

fänden. „Ich selbst", erwiederte sie, „kann es dir zwar nicht sagen, aber ich werde dich zu einem Brünnlein führen, in welchem eine alte Weißbuche steht und zu welchem drei weiße Tauben kommen. Wenn du so glücklich bist, eine derselben zu fangen, so reiße ihr die Flügel aus; denn die Taube ist eine verwünschte Prinzessin und wird durch diese That gezwungen werden, dich zu deinen Eltern zu führen. Die Flügel jedoch bewahre dir wohl auf, daß sie dieselben nicht in ihre Hände bekomme, da sie sonst wieder eine Taube würde."

Die Hexe führte ihn nun zu dem Brünnlein, bei welchem sich soeben die drei weißen Tauben befanden. Er schlich leise hinzu und war wirklich so glücklich, eine derselben zu fangen. Er riß ihr die Flügel aus und plötzlich stand die verwünschte Prinzessin vor ihm. Dieser sagte er nun sein Begehren und sie führte ihn sogleich zu seinen Eltern. Diese waren aber durch die Eroberung der Stadt sehr verarmt und hatten sich in ein entferntes Dorf geflüchtet, wo sie eine kleine Bauernwirtschaft führten. Die Flügel bewahrte er nun in einem Kistchen auf, welches in zehn andere eingefügt war. Beide brachten eine geraume Zeit bei seinen Eltern zu und dort vertraute sie ihm, daß er sie erlösen könne, wenn er sich drei Proben unterziehen wolle.

Es verstrich ein Monat um den andern, und so war schon ein Jahr vergangen, als sie eines Tages spazieren gingen und er zufällig den Schlüssel von dem Kistchen vergessen hatte, in welchem die Flügel aufbewahrt waren. Er wollte deshalb zurückkehren, sie aber ließ ihn nicht und sagte, sie wolle statt seiner denselben holen, da sie viel schneller als er zurückkommen werde. Er willigte ein, da er den Rath, welchen ihm die Hexe gegeben, schon vergessen hatte. Sie ging zurück, sperrte das äußerste Kistchen auf, nahm die ineinander gesteckten Kistchen auseinander, ergriff die Flügel, wurde wieder eine Taube und flog fort. Bei seinen Eltern aber hatte sie die Nachricht hinterlassen, daß sie auf das goldene Schloß

unweit des gläsernen Berges geflogen sei. Nachdem er schon lange Zeit gewartet hatte und sie nicht wieder kam, kehrte er nach Hause zurück und erfuhr zu seinem Schrecken, daß sie auf das goldene Schloß sich begeben hätte. Er sagte nun zu seinen Eltern, er werde fortgehen und nicht früher zurückkommen, bis er sie gefunden habe.

Er machte sich auf und ging zuerst zur Sonne, um dieselbe zu fragen, wo das goldene Schloß sich befinde, da sie überall ihre Strahlen hinsende und so alles wissen müßte. Die Sonne aber erwiederte: „Obwohl ich überall meine Strahlen hinsende, so habe ich dennoch kein goldenes Schloß unweit eines gläsernen Berges gesehen." Er ging nun zum Monde, und als ihm dieser dieselbe Antwort wie die Sonne gegeben hatte, begab er sich zum Winde. Als er ihn um das goldene Schloß gefragt hatte, erwiederte der Wind, er möge nur einen Augenblick warten, bis sein Lehrjunge, die Luft, nach Hause käme. Dann werde er ihn zu jenem Schlosse führen. Es dauerte nicht lange, als die Luft nach Hause kam, worauf ihn der Wind wirklich nahm und zum goldenen Schlosse trug. Als er dort ankam, fand er drei Teufel, welche um einen Sack, einen Mantel und ein Paar Stiefel zankten und rauften. Er fragte sie, warum sie sich denn um diese drei Stücke rauften? Sie antworteten: „Diese Dinge sind sehr viel wert, denn der Sack ist immer voll Geld, und wenn man den Mantel umhängt, so wird man unsichtbar und man kann sich hin wünschen, wohin man will; zieht man aber die Stiefel an, so kann man zwanzig Meilen auf einmal zurücklegen." „Den Streit will ich schon schlichten", sagte er. „Ich werde nämlich einen Groschen eine Strecke weit werfen und derjenige, welcher ihn zurückbringt, soll diese drei Stücke bekommen." Die drei Teufel willigten sogleich ein und liefen nach dem geworfenen Groschen, während er schnell den Sack und die Stiefel nahm, den Mantel umhing und sich in das goldene Schloß wünschte.

Als er in dasselbe kam, fand er die verwünschte Prinzessin sammt den beiden andern und noch einer alten Frau, welche über sie wachte und in der Zauberei unterrichtete. Er eröffnete der alten Frau, daß er die Prinzessin, welche ihn zu seinen Eltern geführt habe und die jüngste war, erlösen möchte. Da erwiederte die Alte: „Wenn du das willst, so mußt du in drei Tagen drei Arbeiten vollbringen, die ich dir aufgeben werde; erfüllst du es nicht, so wird es dein Leben kosten.“ Auf diese Bedingungen ging er ein. Sie gab ihm am Morgen des ersten Tages eine gläserne Säge und eine gläserne Axt mit dem Auftrage, mit diesem Werkzeuge hundert Klafter Holz in dem nahen Walde zu fällen und dasselbe bis zum Abende in Klafter zu schichten. Er ging in den Wald, und da natürlich die gläserne Axt und Säge gleich bei dem Beginne der Arbeit zerbrachen, so setzte er sich auf einen Stein und weinte. Mittlerweile war es schon Mittag geworden, da kam die jüngste Prinzessin mit dem Essen und fragte ihn, warum er denn weine. Da erzählte er ihr seine Aufgabe und sein Schicksal. Die Prinzessin, welche sich seiner erbarmte, sagte zu ihm, er solle sich nach dem Essen schlafen legen und wenn er aufgestanden, werde schon alles gemacht sein. „Und wenn am Abend die Alte kommt, so setze dich nicht in den Wagen, in dem sie fährt, denn er ist vom Teufel gezogen, besteht aus Feuer und du müßtest sogleich verbrennen.“ Er befolgte dieß genau, und als er gegen sechs Uhr wieder erwachte, war schon alles gemacht. Er richtete nun hier und da ein Stück Holz, und als die Alte in dem feurigen Wagen gefahren kam, erschrak sie nicht wenig. Sie suchte ihn nun in den Wagen zu locken, und als ihr dieß nicht gelang, fuhr sie ganz zornig davon. Er aber hing nur seinen Mantel um und kam noch früher als sie in das goldene Schloß zurück.

Des andern Tages gab sie ihm eine gläserne Sense und einen gläsernen Rechen und befahl, daß er von der nahen

Wiese Gras, in der Ausdehnung von hundert Klaftern in der Länge und Breite, zu mähen habe. Er ging auf die Wiese und hatte mit der Sense kaum den ersten Streich geführt, als sie auch schon in Trümmer ging. Den Rechen konnte er nicht gebrauchen, da er noch nichts gemäht hatte. Er setzte sich ganz traurig wieder auf einen Stein und dachte, dießmal werde es ihm wohl das Leben kosten. Als es Mittag geworden war, kam wieder die Prinzessin und sagte, er solle nicht so traurig sein, sondern sich lieber schlafen legen, denn seine Aufgabe werde schon gemacht werden. Und wenn die Alte wieder kommt und dich in den Wagen zu locken sucht, so weigere dich abermals. Nachdem er gegessen hatte, that er, was ihm die Prinzessin gesagt und schlief wieder bis gegen Abend. Dann stand er auf und als die Alte kam und es ihr trotz aller Bemühungen, ihn in den Wagen zu locken, nicht gelang, fuhr sie noch zorniger als das erstemal nach Hause. Er aber hing nur seinen Mantel um und erreichte wiederum früher als sie das Schloß.

Am Morgen des dritten Tages gab sie ihm eine gläserne Grabschaufel und ein gläsernes Maurerwerkzeug mit der Aufgabe, den gläsernen Berg abzugraben und an der Stelle ein Schloß in der Luft zu bauen, dessen Dach mit Federn von allen Vögeln der Welt gedeckt sei. Er nahm das Werkzeug, ging zu dem gläsernen Berge und erwartete den Mittag. Als wieder die jüngste Prinzessin kam, sagte sie, er solle dasselbe thun wie das vorige Mal. Er gehorchte und als er erwachte, war seine Aufgabe schon vollbracht.

Die Alte kam nachzusehen, und da alles gemacht war, so nahm sie sich vor, ihm auf eine andere Art das Leben zu nehmen. Die jüngste Prinzessin aber, welche dieses bemerkte, beschloß, sich mit ihm noch in derselben Nacht zu flüchten und theilte ihm ihr Vorhaben mit. Er willigte sogleich ein. Die jüngste Prinzessin wandte vor, sie werde sich heute erst später schlafen legen, um im Hause alles zu reinigen. Beide entfern-

ten sich dann, nachdem die Prinzessin noch zuvor dreimal auf den Fußboden gespuckt und Licht gemacht hatte. Da sie Zwanzigmeilenstiefeln hatten, so kam ihnen dieses gut zu statten. Gegen eilf Uhr erwachte die Alte, und als sie noch Licht im Zimmer sah, sagte sie: „Wirst du bald fertig werden?“ „Gleich, gleich, Frau Mutter“, antwortete ein Speichel am Fußboden und verschwand.

Die Alte schlief darauf wieder ein, und als sie um zwölf und ein Uhr abermals erwachte und die beiden Speichel auf die Frage, ob sie sich noch nicht zur Ruhe begeben hätte, dasselbe wie der vorige antworteten und verschwanden, beruhigte sie sich wieder. Anders war es aber, als sie gegen zwei Uhr Morgens aufwachte. Das Licht brannte noch immer, allein trotz aller Fragen erhielt sie keine Antwort. Nun suchte sie und erschrack nicht wenig, als sie weder die Prinzessin noch den Bauernsohn fand. Schnell zog sie Schuhe an, mit welchen sie dreißig Meilen auf einen Schritt machen konnte, und verfolgte die Flüchtlinge. Sie hatte sie beinahe erreicht, als es die Prinzessin bemerkte, welche zu dem Bauernsohn sagte: „Du wirst jetzt ein großer Teich werden und ich ein Fisch.“ Und das geschah. Als nun die Alte zu dem Teiche kam, legte sie sich nieder, da sie wußte, was geschehen war. Sie suchte den Teich auszusaufen, um dann den Fisch zu fangen. Sie hatte denselben beinahe ganz geleert, als sie zerplatzte. Auf diese Weise kam wieder das Wasser in den Teich zurück. Dann wurde aus dem Fische wieder die Prinzessin und aus dem Teiche der Bauernsohn, und beide kehrten zu dessen Eltern zurück und lebten noch lange recht glücklich.



Die schönste Braut.

51. Die schönste Braut.

Vor vielen Jahren lebte ein Vater, der hatte drei Söhne; der erste hieß Christoph, der zweite Philipp und der dritte Gottschalk. Mit den zwei älteren war er recht zufrieden, denn sie waren thätig und halfen dem Vater arbeiten, so gut sie nur konnten; aber der jüngste war ein Dummerjan. Den ganzen lieben Tag steckte er hinter dem Ofen, und niemand konnte ihn recht leiden, obgleich er keinem was Leids that. Er war vielleicht nicht gar so dumm, aber was er angriff, war den Brüdern zu schlecht, und so machte er halt gar nichts. —

Als der Vater alt wurde, wollte er seine ganze Wirtschaft unter seine Söhne theilen. Da war aber keinem was recht. Einer wollte das, der andere jenes, der dritte jammerte und sagte, daß er dem Vater auf seine ganze Wirtschaft pfeife. „Nun wart's nur“, sagte der Vater, „ich werd euch schon kriegen, wenn's euch so nicht gebacken war, so muß es anders sein. Wer mir, fuhr er fort, die schönste und reichste Braut bringt, bekommt die ganze Wirtschaft, die andern Dickschädel kriegen gar nichts, und damit basta.“

Als das der Plumpe hörte, kam er vom Ofen hervor, wusch sich sauber sein Gesicht und schnürte sein Bündl. Seine Brüder lachten helllaut und sagten: „Du dummer, einfältiger Nesthocker, du willst dich mit uns vergleichen, bleib nur lieber gleich daheim und schlag die Schwaben[1]) hinter dem Ofen tot, daß sie deinen Faulpelz nicht auffressen.“

---

1) Mehlkäfer.

Der ließ sich aber nicht abschrecken, sondern wanderte muthig fort, und die beiden andern folgten ihm. Gottschalk hatte nichts in seinem Säckel als ein Stück Schwarzbrot, Ziegenkäse und auch sein Sonntagsgewand. So ging er nun fort und fort. Da kam er in einen großen Wald, in dem allerlei schöne Blumen und Kräuter waren. Er setzte sich an einem Bründl nieder und aß. Da kam ein kleines Männlein zu ihm, es hatte einen langen grauen Kaputrock an und ein grünes Käppchen auf und bat den Gottschalk, daß er ihn mitessen lasse. „Ja", sagte dieser, „setz' dich nur her, wenn dir's nicht zu schlecht ist."

Als sie gegessen hatten, fragte ihn das graue Mandl, wohin er denn gehe und Gottschalk erzählte, was sein Vater gesagt habe, und daß es ihm zu Hause herzlich schlecht gegangen sei, da ihn niemand habe leiden können. „Das bedaure ich sehr", sagte der Graurock und fing an mit einem Kamme das Haar des armen Gottschalk zu kämmen, und es krauste sich in allerlei schönen Locken um den Kopf. Das Mandl hieß ihn dann sein Sonntagsgewand anziehen, und Gottschalk war jetzt ein ganz hübscher Junge. Als er nun so herausgeputzt war, zeigte ihm das Mandl einen Weg, den solle er gehen, sagte er, und verließ ihn. Gottschalk tappte jetzt wacker auf dem Wege weiter, bis der Abend anbrach. Auf einmal hörte er einen schönen Gesang; er ging schneller und er sah einen schönen Garten, dessen Thür angelweit offen stand. Er überlegte nicht lange und ging schnurstracks hinein, aber wie staunte er, als er in einer Laube des Gartens ein wunderschönes Mädchen sah, welches durch seinen Gesang ihn ganz entzückte. Er näherte sich der Laube und guckte durch eine kleine Öffnung zwischen den Blättern hinein, aber die Jungfrau hatte das Geräusch gehört und sah nach, wer da sei. Als sie den schmucken Jungen erblickte, erschrak sie wohl sehr, doch Gottschalk ging auf sie zu und erzählte ihr, wie er hieher gekommen. Bald eröffnete er ihr auch, daß

sie ihm recht gut gefalle und fragte, ob sie nicht seine Braut sein möchte, er wolle zeitlebens bei ihr bleiben. Bald wurden sie miteinander vertrauter und plauschten noch lange fort. Als aber die Mutter der Jungfrau, eine gar mächtige Fee, hinzukam und einen fremden Burschen bei ihrer Tochter sah, war sie wohl recht „fuchtig.“ Aber der hübsche Junge gefiel ihr doch, und als er ihr sagte, daß er ihr Schwiegersohn werden wollte, willigte sie ein, und frischweg wurde Hochzeit gemacht. Die ganze Freundschaft wurde eingeladen, und auch der „Tod“ und die „Todin“ waren zugegen. Allerhand Gold und Edelgestein flimmerte an ihren Kleidern, so daß unser Gottschalk nicht wußte, wohin er die Augen wenden sollte. Und das gute Essen, das schmeckte ihm erst. So gute „Wuchteln“ hatte seine selige Mutter freilich nicht backen können; er hieb aber auch ein, wie wenn er sieben Wochen fasten sollte, und fast hätte er sein schönes Weib vernachlässigt. Doch nicht umsonst sagt ein altes Sprichwort: „Wenn dem Esel zu wohl ist, geht er auf's Eis tanzen.“ Schon lange war Gottschalk neugierig, was sein Weib alle acht Tage in der dunklen Kammer mache, in die sie sich verschloß. Der Neugierteufel plagte ihn so sehr, daß er ihr keine Ruhe ließ, sie möge es ihm doch sagen. Doch sie sagte ihm nichts und meinte, es würde ihre Glückseligkeit ein Ende haben, wenn er es erführe. Einige Zeit gab er Fried, aber es dauerte nicht lange. Als sie sich wieder einmal einschloß, da schlich er sich nach und schaute zum Schlüsselloch hinein; aber was sah er da! Sein Weib war vom Schenkel bis zu den Zehen mit Haaren bewachsen und hatte statt der Beine dürre Bocksfüße. Eiskalt lief's ihm übern Buckel, als er sah, daß er ein solches Ungeheuer zur Frau habe. Doch tröstet er sich wieder: „Es dauert ja nicht lang und dann ist sie wieder so schön wie früher.“ Dießmal hatte sich unser Gottschalk aber verrechnet. Die Stunde, da sie gewöhnlich aus der Kammer kam, war schon lange vorüber, und wer nicht kam, das war

sein Weib. Er ging nun an die Thür horchen; da hörte er ein Schluchzen und Jammern, das wohl einen Stein hätte erweichen können.

Er konnte sich nicht länger halten und riß die Thür auf. „Ja komm nur jetzt zu mir", sprach sie zu ihm, „und schau, was du gemacht hast. Ich muß nun in dieser Gestalt verbleiben, und mit unserem Glücke ist's aus, rein aus, und das alles nur deshalb, weil du mich in dieser Gestalt gesehen hast. Jetzt mußt du fort von hier, und nur durch wahre Liebe und Treue kannst du deinen Fehler wieder gut machen."

Gottschalk war nicht wenig erstaunt über diese Kunde; noch einmal wollte er seine Frau umarmen, doch als er seine Hände nach ihr ausstreckte, fühlte er sich zurückgestoßen und alles war verschwunden. Schloß, Garten und Laube, alles war verschwunden. Nun fing er an zu jammern, aber es half nichts, er hatte sich die Suppe selbst eingebrockt. Gottschalk schaute sich um, da stand das graue Mandl vor ihm. „Du hast dir eine schöne Geschichte auf den Hals gebunden durch deine Neugier, aber ich will dir aus der Noth helfen, nur hübsch lange wird es dauern. Du mußt vor allem darauf ausgehen, daß du das Schloß deines Weibes findest und durch Ausdauer in deinem Vorhaben deinen Fehler wieder gut machst; zeigen darf ich dir den Weg dahin nicht, aber suche die Sonne auf, die weiß dir vielleicht etwas darüber zu sagen." Und wie der Alte gekommen, so verschwand er auch wieder. Gottschalk war nun wieder herzlich froh, denn er hoffte, bald werde wieder alles gut sein. So wanderte er nun fort, immer weiter und weiter, bald hin bald her, aber die Sonne konnte er nicht finden. Ein Jahr war er schon gewandert, ohne zu seinem Ziele zu gelangen, und weder Speis noch Trank hatte er zu sich genommen — denn die ganze G'schicht ist sunder- und wunderbar. — Eines Tages, als er wieder fruchtlos gewandert, sprach er zu sich selbst: „Ei, Gottschalk, das Männlein wird dich wohl zum Narren

haben", aber da ward ihm auf einmal immer wärmer und wärmer, es flimmerte und blitzte durch den Wald, wo er gerade ging, und je weiter er kam, desto mehr näherte er sich dem Lichte, desto heißer wurde es ihm. „Das kann wohl die Sonne sein", dachte er. Richtig sie war es. In einem durchsichtigen Häuschen von hellem Glase saß die Mutter Sonne und drehte ein Rädchen, mit dem sie die schönsten Goldfäden spann. Ihr Kopf glitzerte und brannte lichterloh, wie das größte Ofenfeuer, und sie that doch nichts dergleichen. Sie hatte einen purpurrothen seidenen Rock, der gegen unten immer dunkler wurde, und an den Füßen kohlschwarze Schuhe. Gottschalk hätte gern die Sonne gefragt, aber er konnte nicht hingehen, denn es war dort unerträglich heiß. Da stellte er sich, so nahe er konnte, hinter einen Strauch und schrie hinüber zur Sonne, ob sie ihm nicht sagen könne, wo das Schloß seiner Frau sei und welcher Weg hinführe. Er erzählte ihr nun, wie es dort einen gar schönen Garten gebe, auf den Bäumen daselbst seien goldene Äpfel und silberne Blüten, und das Dach des Schlosses sei aus purem Golde, und das Ganze mitten im Walde gelegen.

Die Sonne sprach zu ihm: „Lege dich nur unter einen Baum schlafen, dieweil will ich überall hinscheinen und dir dann sagen, wo du hinzugehen hast." Die Sonne fing nun an zu sprühen und zu flammen, wie wenn man frisches Holz in einen Ofen wirft; sie leuchtete in jeden Winkel, aber sie sah kein Schloß mit Gold gedeckt. Als sie nun dem Gottschalk sagte, daß sie nichts gesehen, war er sehr traurig und verzweifelte schier. „Doch halt", sprach die Sonne, „ich scheine nur bei Tag, mein Vetter der Mond scheint bei Nacht, vielleicht weiß es der. Geh nur auf dem Wege rechts immer fort und du wirst schon hinkommen."

Es verging manche Woche und er mußte manche Mühsale erdulden, bevor er dahin gelangte. Eines Abends bemerkte er ein weißes Silberlicht in der Ferne, und als er

näher kam, sah er ein Glashäuschen, worin ein alter Mann saß, der hatte silberweiße Haare und einen Bart von gleicher Farbe, einen grauen Kaputrock mit silbernen Knöpfen und graue Schuhe mit silbernen Schnallen. In der kleinen Stube war eine Menge silberner Fliegen, die schöner als Johanniswürmchen leuchteten und dann und wann in die Luft hinaus flatterten und flimmerten. Aber kalt war's dort, daß Gottschalk am ganzen Leibe klapperte, wie eine leere Mühle. Als ihn der Graubart erblickte, fragte er ihn verwundert, was er denn wolle, worauf ihm Gottschalk alles mittheilte und ihn bat, zu sehen, wo doch der Aufenthalt seines lieben Weibes sei, und er beklagte seine frühere Dummheit und Neugier. „Sei nur still", sagte der Mond, „ich will mein möglichstes thun. Lege dich schlafen, ich will unterdessen nachsehen."

Nun flimmerten die Käferchen frisch drauf los, wie wenn's die Welt gelten möchte. Aber unser lieber Mond sah halt auch nichts von dem G'schloß.

Als er nun das dem armen Gottschalk mittheilte, so wurde er sehr traurig und fing bitterlich zu weinen an. „Sei nur still", sagte der Mond, „ich will dir einen Rath geben: Gehe zu meinem Gevatter dem Winde, richte ihm einen Gruß aus und erzähle ihm deinen Kummer, er pfeift durch alle Löcher, so wird er wohl auch schon dort geblasen haben. Geh nur immerzu dort hin, woher der Wind bläst, du wirst ihn schon antreffen." So mußte der arme Gottschalk nun abermals fortwandern. Er ging immer dem Winde entgegen, aber er brauchte viele Tage bis er zur Wohnung des Gevatters kam. Er mochte nämlich schon einige Tage gegangen sein, da sah er plötzlich einen Berg, welcher vier große Löcher hatte, eins oben, eins unten, eins rechts und eins links, inwendig da war der Wind, der blies bald aus diesem Loch, bald aus jenem.

Gottschalk wollte zu dem untern Loche hineingehen, da blies der Wind gerade heraus und schleuderte ihn weit weg. Auf sein Geschrei guckte der Wind heraus und sah ihn dort

liegen; er fragte ihn, was er denn da zu suchen habe. Gottschalk richtete den Gruß vom Monde aus, worauf der Wind freundlicher wurde und ihn nöthigte, in die Stube zu gehen, damit er dort sein Anliegen vorbringe. Sie gingen miteinander durch einen finstern Gang und kamen in eine Stube, in der ein Öllämpchen brannte. Jetzt konnte Gottschalk den Herrn Gevatter erst näher betrachten. Er hatte ein grünes Mäntelchen, das ihm bis an die Fersen reichte, und eben ein solches Käppchen. Statt des Bauches hatte er einen Blasbalg, mit dem er bald zu diesem, bald zu jenem Loche herausblies. Gottschalk setzte sich auf eine Bank, die in der Stube stand, und erzählte dem Winde alles; er bat ihn, er möchte sich doch seiner annehmen und ihm bald wieder zu seinem Weibe verhelfen. „Wenn sie wirklich auf der Welt ist", sagte der Wind, „so werde ich sie schon zu finden wissen, ich darf nur meine Gesellen rufen, die blasen in allen Weltgegenden; einer von ihnen wird sie doch schon gesehen haben." Er pfiff nun zu einem Loche hinaus, daß dem Gottschalk die Ohren gellten. Bald kam ein ganzer Klub von solchen Kerlen daher, aber keiner wollte was von einem goldgedeckten Schlosse wissen. Da sprach der Wind: „Jetzt habe ich nur noch einen einzigen bucklichen Gesellen auf der Wanderschaft, wenn's der nicht weiß, so kann ich dir nicht helfen", und noch einmal pfiff er zu allen Löchern hinaus. Gottschalk glaubte, es sei nun aus mit seiner künftigen Freude, und gab sich schon dem Gedanken hin, von seinen Brüdern ausgelacht und verhöhnt zu werden, als der Bucklige ankam. Der Meister fragte ihn, ob er ein mit Gold gedecktes Schloß gesehen habe, welches von einem reizenden Garten umgeben sei und in dem sich eine verzauberte Frau befinde. „Ich komme so eben daher und habe dort die Wäsche getrocknet. Es war ein hübsches Mädchen im Garten, aber sie hatte greuliche Bocksfüße." Gottschalk sprang vor Freude, wie ein junger Stör, und bat den Wind, er möge ihn durch seinen Gesellen hinführen lassen, damit er doch bald

zu seiner Frau komme. Der Wind befahl nun dem Buckligen, ihn hinzuführen, was dieser auch freundlich that. „Ja", sagte der Geselle, nachdem sie aus dem Berge herausgegangen waren, „wirst du mir auch nachkommen, denn es ist viele Meilen weit?"

Das wäre freilich schwer gewesen, aber der Bucklige wußte gleich einen Rath, er nahm den Gottschalk, ohne ihn viel darum zu fragen, buckelkraxen, und ließ sich so von seinem Meister fortblasen. Zwei Tage schwebte Gottschalk auf dem Rücken seines Begleiters zwischen Erde und Himmel, und erst am Abende des zweiten Tages ließen sie sich nieder. Gottschalk wollte sich bei seinem Träger bedanken, denn er erkannte, daß er an Ort und Stelle war, doch als er sich nach ihm umschauen wollte, erblickte er an dessen Stelle sein Weib, welche mit Thränen in den Augen vor ihm stand. Wie staunte er, als er seine Frau näher betrachtete und sah, daß sie ganz so wie andere Menschen gewachsen war und weder Bocksfüße noch sonst etwas Eigentümliches hatte. Sie umarmte und küßte ihn und sprach dann: „Schau, was du durch deine Neugierde verdorben, das hast du durch deine Liebe und deine Ausdauer wieder gut gemacht; wir sind nun glücklich und werden wieder froh und selig leben." Da erinnerte sich Gottschalk auch seines Vaters und seiner Brüder und des Grundes, warum er aus seines Vaters Haus gewandert sei. Er bat seine Frau, daß sie mit ihm seinen Vater besuchen möge, worein sie gerne willigte. Sie kleidete ihn und sich selbst auf das prächtigste. Die Mutter, die mittlerweile auch herbeigekommen war, versprach einen Wagen herbeizuschaffen, und in wenigen Augenblicken kam auch einer durch die Luft geflogen. Er war ganz aus Gold und mit sechs milchweißen Schimmeln bespannt. Sie stiegen nun ein, nachdem sie von der Mutter Abschied genommen, und fort ging's im Galopp. Es dauerte nicht lange, bis sie in die Heimat Gottschalks kamen. Da ließen sie den Wagen vor dem Hause des Vaters halten. Die

Leute schauten alle zu den Fenstern heraus und gafften sie an. Daß das der Gottschalk von ehedem sei, fiel ihnen freilich nicht ein. Auch der Vater und die Brüder schauten heraus und erschraken nicht wenig, als der schöne Wagen bei ihrem Hause hielt und sie ihren Bruder Gottschalk erkannten. Der alte Vater traute sich kaum, den Gottschalk anzureden; er eilte aber auf den Vater zu, umarmte ihn herzlich und zeigte ihm dann seine schöne Frau. Der Alte freute sich über alle Maßen.

Jetzt hatte der Dümmste die schönste und reichste Braut und sollte nun die ganze Wirtschaft erhalten. So glaubten die Brüder. Gottschalk aber sagte: „Ihr habt zwar sehr übel an mir gethan und mich beschimpft und verhöhnt, aber ich verzeihe es euch; die Wirtschaft schenke ich euch ganz und gar, denn ich habe genug und bedarf dessen nicht.“ Darüber freuten sich die Brüder und dankten ihm. Gottschalks Weib blieb auch nicht zurück und schenkte ihren Schwägerinnen viele schöne Kleider und allerlei Edelsteine.

Gottschalk reiste dann wieder ab, nachdem er seinen Brüdern seine Erlebnisse erzählt und ihnen versprochen hatte, sie alle fünf Jahre zu besuchen; den Vater nahm er mit, und nun lebten sie alle vergnügt.

Aus ist das Liedl, aus ist der Tanz,
Madl bring Blumen, wind mir 'nen Kranz.

---

52. Der verfluchte Garten.

Es lebte einst ein König, der drei Söhne hatte, von denen der jüngste, der Ludwig hieß, schöner war als die anderen, weshalb ihn auch seine beiden Brüder nicht leiden konnten. Als eines Tages früh der älteste Sohn in das Zimmer des kranken Vaters trat, um sich nach dem Befinden desselben zu erkundigen, erzählte ihm dieser: „Mir ist im Traume eine weiße Gestalt erschienen, die sagte, daß ich nicht eher gesund werden könne, bis ich eine Frucht aus dem verfluchten Garten gegessen habe.“ Der Sohn erbot sich ihm die Frucht zu holen. Doch der Vater fürchtete, daß ihm Übles zustoßen möge, und wollte davon nichts wissen. Nach langem Bitten willigte er jedoch ein und gab ihm zu diesem Zwecke ein schönes Pferd und sehr viel Geld auf die Reise mit.

Der Sohn war noch nicht weit gereist, als er in einem Gasthause einkehrte, in dem man gerade Karten spielte. Er gesellte sich zu den Spielern, verspielte jedoch nach und nach fast alles Geld. Als er des andern Tages die Reise fortsetzen wollte, rieth ihm der Wirt bis zum Abend noch zu verweilen, um nochmals sein Glück zu versuchen. Doch auch diesen Abend war ihm das Glück nicht hold, und er verlor nun alles, so daß er selbst den Wirt nicht bezahlen konnte, der ihn daher in den Kerker werfen ließ.

Dort saß er nun und sein Vater wartete vergebens. Da erbot sich der jüngere, eine Frucht aus dem verfluchten Garten zu holen. Nach langem Sträuben ließ ihn der König

ziehen. Er kam zu demselben Wirte, und dasselbe Schicksal wartete hier seiner.

Da nun auch dieser nicht zurückkam, so war der König höchst betrübt und besorgt um seine beiden Söhne. Als Ludwig, der jüngste Sohn des Königs dieß bemerkte, fragte er den Vater um die Ursache seines Kummers. Dieser erzählte ihm nun seinen Traum und sagte ihm auch den Grund, warum seine beiden älteren Söhne fortgereist seien. Ludwig bat jetzt auch seinen Vater, ihn fortziehen zu lassen, um die Frucht zu holen und zugleich seine Brüder aufzusuchen. Doch erst nach langem Bitten und nachdem er seinem Vater versprochen hatte, über ein Jahr wieder zurückzukommen, entließ er ihn, mit vielem Golde versehen.

Ludwig kam nicht in das Gasthaus, wo seine Brüder ihr Geld verspielt hatten, sondern verirrte sich und kam in einen großen Wald und erst nach langem Herumirren auf einen freien Platz zu der Hütte eines Einsiedlers. Er ging in die Hütte und bat den Einsiedler, ihm den Weg zum verfluchten Garten zu zeigen. Dieser gab ihm einen rothen Ball mit dem Bemerken, daß dieser, wenn er ihn vor sich hinschleudere, ihm den Weg zeigen werde. Und er fügte hinzu: „Während deiner Reise wirst du zuerst zu einem schwarzen Hunde kommen, bei dem du drei Nächte schlafen mußt. Dann wirst du zu einem rothen Hunde kommen und dann zu einer weißen Jungfrau. Bevor du den Berg erreichst, auf dessen Gipfel der verfluchte Garten sich befindet, wirst du einen Feigenbaum finden, an den du dein Pferd anbindest; sobald du selbst nach eilf Uhr Mittags den Berg erstiegen hast, um dich dort einiger Früchte zu bemächtigen, wirst du trachten, vor der zwölften Stunde den Garten zu verlassen.“ Der Prinz befolgte alles, wie ihm der Einsiedler befohlen. Als er die Früchte von dem Baume des verfluchten Gartens genommen hatte, betrat er auch, da es erst halb zwölf Uhr war, das Schloß, das in der Mitte des Gartens stand. Dort fand er zu seinem Er-

staunen die Besitzerin des Schlosses in einem reichverzierten Bette schlafend. Er schrieb auf einen Zettel seinen Namen und Wohnort und legte denselben auf den in der Ecke stehenden Tisch. Darauf entfernte er sich eilends, denn es war schon hohe Zeit. Schon am Fuße des Berges kamen ihm reißende Thiere nach. Doch er erreichte bald den Feigenbaum, und so war er gerettet, da die Thiere von diesem Platze an keine Macht mehr hatten. Auf seinem Rückwege kam er wieder zur weißen Jungfrau. Diese bat ihn, eine Beere von einer Weintraube in vier Theile zu theilen und jeden solchen Theil an eine Ecke ihrer Wohnung zu werfen. Kaum hatte er dieses gethan, so fing es heftig an zu donnern und zu blitzen, und an der Stelle der kleinen Wohnung war ein prächtiger Palast. Vor den Thoren desselben stand der Besitzer und seine Gemahlin, welche sich für ihre Erlösung bei ihm bedankten. Die Gemahlin war eben die weiße Jungfrau, die hier verzaubert gewesen war. Darauf reiste er wieder fort und kam zum rothen Hunde, bei welchem er es mit einer Birne eben so machte, und welcher dadurch in einen schönen Prinzen verwandelt wurde. Dasselbe fand auch bei dem schwarzen Hunde statt. Endlich langte er beim Einsiedler an. Hier zerschnitt er auf dessen Befehl eine Kirsche in vier Theile, warf an jede Ecke seiner Hütte einen solchen Theil, und nach einem starken Knalle stand wieder ein schöner Palast an der Stelle der Hütte. Auch der Einsiedler war nur verzaubert und stand jetzt als König da, umgeben von einer Menge von Soldaten, dankte dem Prinzen für seine Erlösung und gab ihm den Rath mit, sich während der Reise zu seinem Vater kein Galgenfleisch zu kaufen, das heißt, keinem zum Tode Verurtheilten durch Geld loszukaufen. Er dankte dem Einsiedler und wanderte fort. Es traf sich jedoch, daß der Prinz eben an dem Tage in die Stadt kam, wo seine Brüder erhängt werden sollten, und als er erfuhr, daß dieselben darum ihr Leben verlieren sollten, weil sie den Wirt nicht zahlen konnten,

so bezahlte er die Schuld dem Wirte, und beide wurden frei. Mit seinen zwei befreiten Brüdern setzte er nun die Reise fort und erzählte ihnen, daß er vom verfluchten Garten eine Frucht geholt habe. Da stieg in ihnen ein böser Gedanke auf, sie beschlossen, sich dieser Frucht zu bemächtigen. Zu diesem Zwecke kauften sie eine ähnliche Frucht und vergifteten diese, und während der Nacht vertauschten sie dieselbe mit der vom verfluchten Garten.

Sie reisten nun weiter und mußten unterwegs, um sich zurecht zu finden, einen hohen Berg ersteigen. Auf dem Gipfel desselben schaute der jüngere Prinz in das Thal hinab. Als der ältere dieß sah, gab er ihm einen solchen Stoß, daß er in's Thal hinabstürzte, wo er sammt seinem Pferde tot liegen blieb. So fand ihn der Einsiedler, der auch in diese Gegend gekommen war, um zu jagen. Dieser ahnete sogleich, was vorgefallen, nahm ein Fläschchen, in welchem sich eine Flüssigkeit befand, setzte sie an des Prinzen Mund, und dieser ward wieder lebendig und dankte ihm für seine Errettung. Eben so machte er es mit dem Pferde, an welchem sich auch bald dieselbe Wirkung zeigte. Nun entdeckte ihm der Einsiedler, daß seine beiden Brüder ihm die Frucht verwechselt hätten und mit der echten Frucht zu ihrem Vater zurückgekehrt seien. Er rieth ihm aber, dennoch zu seinem Vater zurückzukehren. Wenn ihm auch Böses geschehen sollte, so möge er es geduldig ertragen, indem schon eine bessere Zeit für ihn kommen werde. In seiner Heimat angelangt, wurde der Prinz von allen kalt empfangen, seine Frucht wurde einem Hunde vorgeworfen, und als dieser in Folge des Genusses der giftigen Frucht verendete, so gab der König einem Diener den Befehl, Ludwig während der am nächsten Tage stattfindenden Jagd zu erschießen. Dieser Diener entdeckte ihm jedoch den Plan des Königs und Ludwig ward in Sicherheit gebracht. Damit war aber die Geschichte nicht aus. Denn bald darauf erschien vor den Thoren der Residenzstadt des

Königs die Besitzerin des verfluchten Gartens, der er seinen Namen zurückgelassen hatte. Sie war umgeben von einem großen Heere und sandte Boten zum König, um den Prinzen zu sich bitten zu lassen, der die Frucht vom verfluchten Garten geholt habe. Der König schickte zuerst den ältesten Sohn hinaus und dann den jüngeren; doch beide wurden zu ihrem Vater zurückgeschickt, da sie den verfluchten Garten nicht beschreiben konnten. Die Besitzerin des verfluchten Gartens schickte nun Herolde in die Stadt, welche verkündeten, wenn binnen drei Tagen derjenige Prinz nicht ausgeliefert werde, der die Frucht geholt habe, so sollte die Stadt belagert werden. Da entdeckte der Diener, welcher den Auftrag gehabt hatte, Ludwigen auf der Jagd zu ermorden, daß er ihn habe leben lassen. Darüber war der König sehr erfreut und ließ ihn überall suchen. Sie fanden ihn und brachten ihn zum König. Als nun Ludwig zur Besitzerin des verfluchten Gartens kam und den Garten genau beschrieb, wurde er mit Jubel von dem ganzen Heere begrüßt, und die Prinzessin erkor ihn zum Gemahle.

53. Die Erlösung aus dem Zauberschlafe.

Es lebte einmal ein Graf, der sehr reich war. Eines Tages ritt er sammt seiner Frau auf das Feld, um seine Saaten in Augenschein zu nehmen. Alles war zu seiner größten Zufriedenheit schon ziemlich herangewachsen und beide ritten wieder nach Hause. Unterwegs erhob sich ein großer Sturm und trieb dem Grafen den Staub so in die Augen, daß er nichts mehr sah. Zu Hause ließ er den Arzt holen, damit er ihm seine Augen heile, doch der sagte, er könne ihm nicht helfen, da der Staub schon zu tief in die Augen eingedrungen sei. Der Graf hatte drei Söhne, die schon ziemlich groß waren. In sein Schicksal ergeben erfuhr er eines Tages, daß im nächsten Lande sich eine Quelle befinde, die jeden Menschen heile, wenn man sich mit deren Wasser wasche. Als das der älteste Sohn hörte, bat er den Vater um die Erlaubnis, die Quelle zu suchen. Der Vater gab ihm sogleich ein schönes Pferd, füllte seine Tasche mit Geld und entließ ihn mit seinem Segen. Abends gelangte er in einen großen Wald, in welchem sich ein Gasthaus befand, wo ganz schwarze Männer Karte spielten. Sie luden ihn ein mitzuspielen. Er willigte ein, verspielte aber sein ganzes Geld und machte sogar Schulden. Die Schwarzen sperrten ihn ein, und er mußte ihnen dienen. Nach einem halben Jahre machte sich auch der zweite Bruder auf den Weg, und es ging ihm nicht besser wie dem ersten.

Ein Jahr war bereits verflossen und der Vater wartete vergebens auf die Rückkehr der Söhne. Er war darüber traurig, und als der jüngste das bemerkte, bat er um die Erlaubnis, auch fortreisen zu dürfen. Er wurde noch viel besser ausgestattet als die zwei andern. Der Vater sprach den Segen über ihn aus, und dann ritt er fort. Auch er kam in den Wald und in das Gasthaus, in welchem sich seine zwei Brüder aufhielten. Die schwarzen Männer forderten auch ihn auf mitzuspielen; jedoch er ließ sich nicht darauf ein. Er übernachtete dort und machte sich früh Morgens auf den Weg. Als er vor die Thüre kam, sah er eine Menge Leute arbeiten. Sie machten einen Graben rings um das Gasthaus. Schon wolle er fortreiten, als er einen Mann unter den Arbeitenden bemerkte, der ganz seinem ältesten Bruder ähnlich sah. Er sprach ihn an und erkannte in ihm seinen Bruder. Da zahlte er auf Bitten des Bruders die Schulden, und nun durften alle drei fortreisen. Sie ritten drei Tage und Nächte nacheinander ohne zu ruhen, die Lebensmittel, die sie mit hatten, genossen sie auf ihren Pferden. Sie gelangten zu einer Hütte, in der niemand wohnte, und es ward beschlossen, dort einige Tage zu verweilen. Am dritten Tage ging der jüngste allein in den Wald, um zu jagen. Dort erblickte er einen Hirsch, und als er seinen Hahn losdrücken wollte, blieb der Hirsch stehen und redete ihn an, er möge ihn doch nicht schießen, vielleicht könne er ihm einst behilflich sein.

Der Hirsch riß sich ein Haar aus und gab es ihm und sprach: „Wenn du dich in Todesgefahr befindest, so brenne dieses Haar an und ich werde dir zu Hilfe kommen." Er ging nun weiter und sah einen großen Adler auf einem Baume sitzen, und als er denselben schießen wollte, schrie derselbe und bat, er möchte ihm doch das Leben schenken, er werde ihm einst behilflich sein. Der Graf war ganz erstaunt, denn das war ihm noch nie vorgekommen. Der Adler flog vom Baume herab und brachte ihm in seinen Schnabel eine

Feder und sprach: „Wenn du dich einst in Todesgefahr befinden solltest, so brenne diese Feder an und ich werde dir zu Hilfe kommen.“ Er ließ den Adler fortfliegen und ging weiter, aber kaum war er zehn Schritte weit, so bemerkte er im Gebüsche ein wildes Schwein. Er erschrak und spannte den Hahn, doch auch dieses fing an zu bitten, er möge ihm das Leben schenken. Das Schwein gab ihm als Zeichen eine Borste und sprach: „Wenn du dich in Gefahr befindest, so brauchst du die Borste nur anzubrennen und ich werde dir zu Hilfe kommen.“ — Er kehrte nun wieder zu den Brüdern zurück, sagte ihnen aber nichts von seinen Begegnissen. Sie fragten ihn auch nicht darum, weil sie sich überhaupt sehr wenig um ihn kümmerten und beide sannen, ihm das Leben zu nehmen.

Am nächsten Morgen ritten sie weiter und kamen nach einem Tage zu einem großen Schlosse, neben welchem sich ein großer Garten befand, und in demselben sahen sie eine Quelle. Der älteste wollte in das Schloß hineingehen. Er kam zur Thüre und auf derselben fand er einen Zettel mit der Aufschrift: „Die Quelle in diesem Garten heilt alle Krankheiten.“ Er machte die Thür auf und wollte hineingehen, doch er schrak zurück und kehrte um. Seine Brüder fragten ihn, was ihn so erschreckt habe, doch er konnte ihnen keine Antwort geben. Sogleich ging der zweite Bruder zu der Thür und öffnete sie, aber kaum that er einen Schritt weiter, so erschrak er ebenfalls so, daß er niederfiel. — Nun ging auch der dritte zu der Thüre, öffnete sie und ging muthig hinein. Er kam in das erste Zimmer und fand dort eine Menge Soldaten, die alle schliefen. Er schlich sich in das zweite Zimmer, und hier fand er den König auf dem Throne sitzend und die Königin auf einem Sofa liegend und beide schliefen.

Er wagte es nicht, zum Könige näher hinzutreten, und er schlich sich in das dritte Zimmer. Hier sah er eine wunder-

schöne Prinzessin auf einem Sessel schlafend. Vor ihr stand ein Tisch mit Diamanten besetzt und auf demselben stand ein Körbchen mit Zwirn und Nadeln. Auf ihrem Schoß lag ein Kissen, das noch nicht ganz fertig war, und neben ihr auf einem anderen Sessel befand sich Wolle. Ferner stand noch ein anderer Tisch da, auf dem Papier und Bleistift lagen. Auf der anderen Seite stand ein Tintenfaß von Diamant. Unser Held faßte Muth, setzte sich zu dem Tische, nahm eine Feder und fing an zu schreiben. Er schrieb kurz seine ganze Lebensgeschichte, wessen Sohn er sei, wie und weshalb er hergekommen. Alsdann wollte er sich entfernen, jedoch er bemerkte auf der Wand ein ganz kleines Bild; er nahm es herab und sah, daß es das Bildnis der Prinzessin war. Er trat zu der schlafenden Prinzessin und küßte sie. Dann entfernte er sich eilig. Als er zu seinen Brüdern kam, sagte er, dieses Schloß sei von niemand bewohnt und im Inneren ganz zerstört. Nun wollten sie aus der Quelle Wasser nach Hause nehmen. Der älteste wollte seine Flasche füllen, doch das Wasser verschwand, und als er die Flasche wegzog, kam das Wasser wieder zum Vorschein.

Er versuchte noch einmal zu schöpfen, doch das Wasser verschwand in demselben Augenblicke, als er die Flasche hineinstecken wollte. Er ließ die Flasche jetzt in dem Grübchen liegen und meinte, wenn das Wasser wieder zum Vorschein komme, werde sich die Flasche mit Wasser anfüllen und dann könne er die Flasche geschwind herausnehmen. Doch kaum that er die Hand weg, so schleuderte die heraussprudelnde Quelle die Flasche so hoch in die Luft, daß dieselbe zerbrach. Nun versuchte es der zweite Wasser zu schöpfen, doch es ging ihm gerade so wie dem ersten. Endlich ging der jüngste zu der Quelle, steckte seine Flasche in das Wasser und füllte sie ganz voll an. Die andern Brüder machten ein schiefes Gesicht, und ihre Abneigung gegen ihren Erretter ward noch größer. Sie verabredeten sich heimlich, und als sie in den

Wald kamen, wo sie als Sklaven gedient hatten, warfen sie sich beide auf den Bruder und ermordeten ihn. Damit aber keine Spur von dem Morde zu sehen wäre, machten sie ein Feuer und warfen ihn in dasselbe. Dann nahmen sie ihm alles weg und eilten nach Hause. Als aber das Feuer den Bruder so weit verbrannte, daß das geschenkte Haar, die Feder und die Borste angegriffen wurden, erschien sogleich der Hirsch, der Adler und das Schwein. Diese zogen ihn aus dem Feuer, brachten allerlei Salben und Kräuter herbei, und nach einer halben Stunde stand er wieder ganz gesund da. Sie brachten ihm auch ein Kleid; er bedankte sich bei den Thieren und ging fort, jedoch nicht zum Vater, sondern in ein Dorf, um bei einem Bauern zu dienen.

Nach einem Jahre erhielt der Vater einen Brief von der Prinzessin, die mit ihrem ganzen Hofstaat durch den jüngern Sohn erlöset war. Der Brief enthielt die Aufforderung, daß derjenige Sohn zu ihr kommen sollte, der in ihren Zimmern gewesen wäre. Sie hatte zugleich auf den ganzen Weg bis zum Vater Diamanten streuen lassen, indem sie glaubte, durch diese Probe den rechten zu erkennen, denn derjenige werde gewiß die Diamanten nicht verschonen, sondern geradezu darüber hinweg reiten. Zuerst kam der älteste Bruder zu ihr, sie fragte ihn, was er gesehen habe, als er in den Zimmern war, doch dieser konnte es ihr nicht sagen und sie schickte ihn fort. Dasselbe geschah mit dem zweiten. Der Vater schrieb nun, er habe sonst keinen Sohn, der dritte sei tot. Da verlangte sie dessen Leiche, doch der Vater konnte ihr auch diese nicht schicken. Die Sache ward ruchbar und auch unser junger Bauer hörte von der Begebenheit. Er bat sogleich seinen Herrn, bei dem er im Dienste stand, um Erlaubnis, einige Tage fortreisen zu dürfen. Der Bauer erlaubte es ihm. Er ritt sogleich in seiner Bauerntracht geradezu nach dem Schlosse. Er schonte nicht der Diamanten, sondern ritt über alle die Kostbarkeiten hinweg. Er stellte sich ihr vor, und als er die

Frage, was er im Zimmer gesehen, beantwortet hatte, begrüßte sie ihn als ihren Erlöser und ihren Gemahl. Bald wurde die Hochzeit gefeiert, wozu auch der Vater und die Brüder eingeladen wurden. Der Sohn erzählte dem Vater von den treulosen Brüdern, und unbarmherzig ließ sie der Vater hinrichten.

---

54. Drei Prinzessinnen erlöst.

Einst regierte in einem großen Reiche ein König, welcher drei Töchter hatte, die er sehr liebte. Eines Tages gingen sie spazieren und kamen nicht mehr zurück. Der König war darüber außer sich und sandte Boten aus, um seine drei Töchter zu suchen; aber vergebens. Die Boten kehrten zurück, ohne die geringste Spur aufgefunden zu haben. Nun entschloß sich der König, demjenigen, der die Verlorenen bringe, eine Tochter und das Königreich zu geben. Dieß wurde in der Stadt laut verkündet. Da boten sich zwei Schneidergesellen an, die Verlorenen zu suchen. Der alte König war damit zufrieden und gab denselben eine Summe Geldes, mit welcher sie ihre Entdeckungsreise antraten. Am ersten Abend kehrten sie in einem Gasthause ein, welches an der Landstraße lag.

Ein ausgedienter Soldat, Namens Hans, hatte auch von der Bekanntmachung des Königs gehört und sich bereit erklärt, die Prinzessinnen aufzusuchen. Der König gab ihm ebenfalls Geld auf die Reise. Hans schlug denselben Weg ein, auf dem die zwei Schneider fortgegangen waren und kam auch in dasselbe Gasthaus. Er ließ sich ein Glas Wein geben und war ganz in Gedanken versunken, als ihn die Schneider fragten, warum er so tiefsinnig sei, und suchten ihn aufzuheitern. Hans sagte ihnen, er sei ausgezogen, die verlorenen Prinzessinnen aufzusuchen.

Die Schneider freuten sich, einen Gesellschafter gefunden zu haben; sie erzählten ihm auch, sie haben dieselbe Absicht, und luden ihn ein, mit ihnen zu reisen. Erst spät am Abend gaben sie sich zur Ruhe. Am andern Morgen reisten sie weiter und zwar schlug jeder einen andern Weg ein. Sie verabredeten sich, am Abende wieder an einem bestimmten Orte zusammenzutreffen. All ihr Suchen war vergebens; sie kamen an dem bestimmten Orte zusammen und suchten sich wieder eine Herberge, in welcher sie übernachteten. So ging's auch die folgenden zwei Tage. Am dritten Tage kam Hans zu einer kleinen, sehr schlechten Holzhütte, welche ein altes Mütterchen bewohnte und die mitten im Walde stand.

Er ging hinein und bat um frisches Wasser, damit er seinen Durst löschen könne. Die Alte gab ihm das Verlangte und fragte ihn, woher er komme und wohin er zu reisen gedenke.

Hans erzählte ihr, daß er von der Residenz des Königs komme und ausgezogen sei, um die Königstöchter, die verschwunden seien, zu suchen. Die Alte sagte: „Wenn du mir dein Geld gibst, so will ich dir den Ort offenbaren."

Hans ließ sich dieses nicht zweimal sagen und gab der Alten seine Barschaft. Diese führte ihn zu einem Brunnen in den Wald und bezeichnete ihm denselben als den Ort, an welchem die Prinzessinnen verborgen wären. Jedoch warnte ihn die Alte vor den zwei Schneidern, die Böses im Sinne hätten, und machte ihn besonders darauf aufmerksam, wenn er in den Brunnen hinabgestiegen und die Töchter erlöst hätte, so solle er zuerst heraufsteigen, und die Erlösten erst nach ihm. — Vor Freude außer sich kehrte er zu seinen Kameraden zurück und erzählte ihnen, was er erfahren hatte. Sie beschlossen, am folgenden Tage mit einem langen Seile, an welchem sie Hans hinablassen wollten, zu dem bekannten Brunnen hinzugehen.

Tags darauf gingen sie wirklich mit einem sehr langen Seile zu dem verhängnisvollen Brunnen und ließen den Hans hinab; zugleich aber verabredeten sie sich, denselben nicht wieder heraufzuziehen, damit sie als Retter der Verlorenen anerkannt würden. Hans langte in der Tiefe des Brunnens glücklich an und irrte ziemlich lange in verschiedenen dunklen und schauderhaften Gängen umher, bis er endlich in einen sehr langen Gang kam, der in einen großen Saal führte. Dort öffnete er die mittlere Saalthür und wollte eintreten, aber wie erschrak er, als er dicht vor dem Eingange einen Drachen bemerkte, der ihn zu verschlingen drohte. Der Saal war auf das prachtvollste ausgeschmückt und im Hintergrunde saß auf einem Throne die älteste Prinzessin. Als Hans diese bemerkte, zog er schnell seinen Säbel und begann mit dem Drachen einen für ihn sehr gefährlichen Kampf. Endlich aber gelang es ihm, das Unthier zu erlegen. Auf diese Weise hatte er die Prinzessin erlöst; aber noch zwei blieben ihm zu erlösen übrig. Nun öffnete er eine zweite große Thür, welche in einen noch größeren und schöneren Saal führte, welcher aber von einem Drachen, der sieben Köpfe hatte, bewacht wurde. Im Hintergrunde saß die zweite Prinzessin. Hans säumte nicht lange, sondern begann den Kampf mit dem Drachen, welcher viel gefährlicher als der erste war. Nach zweistündigem Kampfe blieb Hans der Sieger. Nun war auch die zweite Prinzessin erlöst und nur die jüngste war noch übrig.

Die zwei Erlösten blieben in ihrem Saale und Hans schickte sich an, nachdem er sich ein wenig ausgeruht hatte, sein Werk zu vollenden. Er öffnete eine dritte Thür des Saales und kam in einen langen schmalen Gang, welcher in einen prachtvollen großen Garten führte. Nach langem Umherirren entdeckte er ein kleines, aber überaus schönes Schloß, welches von einem Drachen, der neun Köpfe hatte, bewacht wurde. Dieser bevorstehende Kampf mit dem Drachen schien noch

schrecklicher zu werden, da dieser sogar Feuer spie. Jedoch Hans verlor den Muth nicht und fing wie ein Rasender zu kämpfen an. Beinahe wäre es um ihn geschehen gewesen, wenn das Unthier nicht in eine sehr tiefe steile Grube gefallen wäre. Als Hans dieses bemerkte, schleppte er so viele Steine herbei, als er nur konnte und warf dieselben auf den Drachen hinunter, welcher bald darauf verendete. Die Prinzessin war außer sich vor Freude und steckte ihm, als einen geringen Beweis ihrer Dankbarkeit ihren Ring an seinen Finger, worauf sie sich dann zu den zwei früher erlösten Prinzessinnen begaben. Von dort aus traten sie ihren Rückweg nach der Öffnung des Brunnens an, wo sie das Tageslicht wieder erblickten.

Ganz entzückt über die glückliche Erlösung, vergaß Hans die Worte der Alten und ließ die drei Erlösten zuerst hinaufziehen. Aber wie erschrak er, als diese oben angelangt waren und die schändlichen Schneider das Seil nicht mehr hinabließen, um auch ihn hinaufzuziehen. Die Prinzessinnen aber mußten den Schneidern schwören, sie für die Retter auszugeben, dann traten sie ihre Rückreise an. Als sie in der Hauptstadt angekommen waren, geschah ein großer Zusammenlauf und alles war über die Zurückkunft der Prinzessinnen erfreut. Der König gab jedem Schneider eine Tochter und ein Drittel des Reiches. Am dritten Tage sollte die Hochzeit gefeiert werden.

Unser Hans, der unten im Brunnen geblieben war, wußte nicht, was er anfangen sollte. Matt und müde legte er sich in einem Saale nieder und schlief bis zum andern Morgen. Dann ging er in dieser unterirdischen Welt umher und gelangte endlich in einen großen Wald, dann auf Berge und endlich auf sehr hohe Felsen. Auf diesen erblickte er das Nest eines Adlers, ging zu demselben hin und fütterte die jungen Adler mit Fleisch und Brot. Nach einiger Zeit kam der alte Adler und sprach zu ihm: „Ich will dich auf die

obere Welt bringen, aber du mußt dich auf unserer Reise immer mit Fleisch sättigen." Hans ging mit Freuden den Vorschlag ein. Er setzte sich auf den Adler und dieser flog mit ihm in die Lüfte. So langte Hans glücklich oben an. Der Adler war aber ein König und die Jungen waren seine Kinder, die auf diese Weise ebenfalls erlöst worden waren. Hans bedankte sich bei demselben und der König wieder bei Hansen. Jeder trat die Reise in seine Heimat an. Als Hans in die Stadt kam, war alles in größter Bewegung. Er fragte nach der Ursache dessen und erfuhr, daß die Hochzeit der Prinzessinnen mit ihren Rettern gefeiert werden sollte. Hans verkleidete sich, ging in die Burg und gab sich für einen Sänger aus. Er wurde freundlich aufgenommen und sogar bei bei der Tafel mit einem Becher Wein beehrt, welchen ihm die jüngste Prinzessin reichte. Nachdem Hans denselben ausgetrunken hatte, warf er den Ring, welchen er von der jüngsten Königstochter erhalten hatte in den Becher und gab diesen wieder zurück.

Als die Königstochter den Ring im Becher erblickte, erschrak sie und wurde totenbleich. Der alte König, der dieses sah, fragte nach der Ursache und erfuhr, daß Hans der Retter sei und nicht die Schneider. Darum erhielt jener die jüngste Tochter und das ganze Königreich. Die zwei Schneider aber wurden in mit Nägeln ausgeschlagenen Fässern von einem Berge hinabgerollt, so daß sie elend zu Grunde gehen mußten. Die Hochzeit wurde mit großer Pracht gefeiert und nach derselben ging er wieder in den Wald, um das alte Weib, welches eine Hexe war, aufzusuchen. Hans hatte nämlich erfahren, daß die drei Prinzessinnen durch deren Gewalt in diesen Brunnen gebannt worden waren. Als er die Alte erblickte, ließ er sie festnehmen; in demselben Augenblicke kamen von allen Seiten die verschiedensten Thiere, große und kleine.

Als Hans dieses sah, hieb er mit seinem Säbel in dieselben ein und plötzlich verwandelten sich die Thiere in schöne

Herren und Frauen, welche ebenfalls von der alten Hexe verzaubert worden waren und auf diese Weise von Hans erlöst wurden. Die Erlösten waren aber meistens Prinzen und Prinzessinnen, und sie beschenkten den Hans reichlich. Hans ließ nun die Hexe hinrichten und lebte mit seiner jungen Frau lange Jahre glücklich und zufrieden.

---

55. Der Brautwerber.

Es war einmal ein König, der hatte eine sehr schöne Tochter. Als sie heiratsfähig war, sandte er Boten durch das Land, welche verkündeten, daß nur der die Prinzessin bekomme, welcher die von ihr vorgelegten Fragen beantworten werde. Es versuchten nun viele ihr Glück, aber keiner konnte die Fragen beantworten. Da lebte in einem Dorfe ein Bauer, der hatte drei Söhne. Zwei davon waren weit und breit berühmt wegen ihrer Klugheit; sie gingen beide im Vertrauen auf ihren Verstand in das Schloß, aber sie mußten unverrichteter Sache wieder abziehen. Der dritte von den drei Bauernsöhnen war äußerst blöde. Dieser wollte nun auch in das Schloß gehen; alle vernünftigen Vorstellungen fruchteten nichts, und endlich entschloß sich der Vater mit ihm zu gehen.

Als sie auf dem Felde waren, sah der blöde Hans einen Nagel. „Den Nagel", sagte er, „kann man brauchen" und steckte ihn in die Tasche. Bald darauf fand er ein Ei; dieß steckte er ebenfalls zu sich. Der Vater ärgerte sich über das Treiben seines „Buben", und drohte, er werde ihn durchprügeln. Hans kehrte sich aber nicht daran und ging seines Weges. Als sie schon im Schlosse waren, sagte er: „Vater, mir ist was vonnöthen!" „Dummkopf", sagte der Vater, „wir werden aus dem Schlosse gejagt, wenn du dumme Streiche begehst." „Ich weiß mir schon zu helfen", entgegnete Hans, „ich habe ein Tuch, damit stecke ich's in die Tasche." — Und

so geschah es auch. — Dann gingen sie in den Saal, wo die Probe zu bestehen war.

Die beiden waren ganz geblendet von der Pracht, welche hier herrschte; aber man ließ ihnen nicht viel Zeit, sich zu fassen.

Die Prinzessin trat ein, und sagte zu Hansen: „Ich habe Feuer im Leibe!“ „Und ich habe ein Ei im Sacke, das können wir so sieden“, entgegnete der Blöde. Sie stutzte; Hans hatte die richtige Antwort gegeben. „Unsere Pfanne hat ein Loch!“ fuhr sie fort. „Und ich habe einen Nagel, damit können wir das Loch verschließen“, war die Antwort. — Das Staunen der Prinzessin steigerte sich immer mehr. Endlich sagte sie: „Ja, einen Dreck!“ „Den habe ich auch im Sack“, entgegnete Hans hurtig.

Nun eilte die Prinzessin zum König und klagte weinend, daß solch ein Tölpel ihr Gemahl werden müsse. Der König rief Hansen zu sich, und sagte: „Mir ist vor einiger Zeit ein Ring entwendet worden; ich gebe dir drei Tage Zeit, entdeckst du den Dieb und schaffst mir den Ring, so wird meine Tochter deine Gattin.“ Der Bursche blieb im Schlosse und bekam vollauf zu essen und zu trinken. Als ihm am ersten Tage der Bediente das Abendessen brachte, sagte Hans: „Gott sei Dank, einen hätte ich!“ — Er meinte, daß er einen Tag überstanden habe. — Der Bediente eilte zitternd fort und sagte seinen beiden Diebsgenossen, daß der Bauernbursche um die Sache wisse. — Am zweiten Abend kam der Jäger mit den Speisen; da sagte Hans: „Jetzt hätte ich den zweiten auch schon.“ Der Jäger ging bestürzt aus dem Zimmer und berichtete dem Bedienten und dem Kutscher, was Hans gesagt. Da kamen sie überein, dem Burschen den Ring und zweihundert Gulden zu geben, und ihn zu bitten, er solle sie nicht verrathen. Hans nahm Geld und Ring, und versprach, ihrer mit keinem Worte zu erwähnen. Als er vor den König trat, übergab er den Ring. Die Anwesenden wußten sich

vor Staunen nicht zu fassen; sie fragten ihn, wie er zu dem Ringe gekommen; er aber entgegnete, er habe ihn hergezaubert.

Da sagte der König zu seiner Tochter, sie solle sich bereit machen, Hansens Gattin zu werden. Sie weinte und bat, nur noch eine Probe mit ihm anzustellen. Der König gab endlich ihren Bitten nach und veranstaltete ein großes Gastmahl. Hans ließ sich die Speisen wohl schmecken und kümmerte sich wenig um die bevorstehende entscheidende Probe. Nach einer Weile wurde eine verdeckte Schüssel auf den Tisch gestellt; Hans sollte rathen, was darin sei. Ruhig sagte er: „Hab' ich jetzt schon so viel errathen, so werde ich diesen Schmarrn doch auch noch errathen.“ Von der Schüssel wurde der Deckel abgehoben, und es zeigte sich, das Hans gut gerathen hatte. Hans hatte nun gewonnen Spiel, und es ward zum größten Kummer der Prinzessin die Hochzeit gefeiert.

56. Die Mundkur.

Vor vielen Jahren lebte ein König, der einen sehr großen Mund hatte. Diese Bescherung hatte er von einer Hexe für einen ihr nicht erfüllten Wunsch erhalten. Da der König über seinen häßlichen Mund sich immer mehr ärgerte, so beschloß er, die Hand seiner Tochter demjenigen zu geben, der ihn von seinem Übel befreien würde.

Da lebten nun in einem Dorfe, nahe der Residenzstadt, zwei Bauersleute, die einen Sohn, Namens Josef hatten, der wegen seiner Dummheit im ganzen Dorfe der „dumme Seppl" genannt wurde. Da er schon 18 Jahre alt war, so sollte er in die Fremde, um dort sein Glück zu versuchen. Mit Brot und Selchfleisch versehen, wanderte er den nächsten Morgen fort und gelangte nach langem Gehen in einen großen Wald, in dem er sich ganz ermüdet im Schatten eines großen Baumes niedersetzte und zu seiner Wegzehrung griff. Es ward schon Abend, er verrichtete bei einer neben dem Baume stehenden Kapelle sein Gebet und schlief bald darauf ein.

Gegen Mitternacht hörte er ein heftiges Gepolter, und nachdem er aufgewacht, sah er zwei weiße Geister bei der Kapelle stehen, von denen der eine folgendes erzählte: „Heute ist es Jahr und Tag, daß ich dem Könige des naheliegenden Reiches für einen mir nicht erfüllten Wunsch ein so großes Maul wachsen ließ, daß dein Kopf darinnen Platz hätte." „Dem könnte aber geholfen werden", sagte der andere. „Zwei Stunden von hier entfernt ist ein kleiner See. Wer dem König aus diesem See den Fisch mit den neun Augen bringt und denselben dem König zu essen gibt, der wird ihn von

seinem Übel befreien.“ Darauf schlug es ein Uhr und die Geister verschwanden unter Gepolter. Als Seppel dieß gehört hatte, sprang er sogleich auf, schnallte sein Bündel um und nahm sich vor, sein Glück zu versuchen.

Gegen Morgen war er schon am Ende des Waldes; er setzte sich nieder, um sein Frühstück einzunehmen. Und als er so aß, hüpfte ein kleiner Käfer immer um ihn herum und zirpte. Seppl dachte sich, der möge auch wohl hungrig sein, und warf ihm ein Stück Geselchtes hin, wofür der Käfer durch ein Zirpen dankte. Als Seppl diese Zutraulichkeit des Käfers sah, kam ihm gleich der Gedanke, ob nicht vielleicht der den See wisse. Er fragte ihn, und der Käfer anwortete durch ein Zirpen. Da packte Seppl schnell sein Bündel zusammen und bat den Käfer, er möge ihn hinführen. Das ging nun aber langsam. Endlich und endlich kamen sie zu dem erwünschten See. Seppl suchte sogleich einen Stock, band ein Tüchel in Form eines Netzes daran, stieg in den See hinein, fischte im Wasser mehrere Male herum, fing aber nichts als gewöhnliche Fische und nicht den mit den neun Augen. Er wurde schon verdrießlich, als ihn aber der Käfer ermahnte, nochmals zu fischen, that er es, und fing zu seiner großen Freude den erwünschten Fisch. Gleich packte er ihn in sein Bündel, dankte dem Käfer und lief, was er konnte, nach Hause. Auf dem Wege sah er sich schon in Prachtgewändern auf dem Throne sitzen und die Großen des Reiches empfangen.

Zu Hause angekommen, erzählte er alles und ließ sich dann bei dem Könige anmelden. „Wenn ich“, sagte er, „die Hand deiner Tochter bekomme, so will ich dich von deinem Übel gänzlich befreien.“ Der König versprach dieß. Seppl steckte ihm nun den Fisch in den Mund, und nachdem er ihn verschluckt hatte, bekam der Mund die natürliche Größe. Der König hielt Wort und nach einigen Tagen wurde die Hochzeit gefeiert, und dort gings hoch her, ich hätt' auch mögen dabei sein!

---

57. Der Betenkrämerhansl.

Es war einmal ein Bauer und eine Bäuerin, die hatten einen Sohn, welcher Hansl hieß. Als er groß war, hätte er in eine Lehr kommen sollen, weil er aber schon von klein auf nichts nutz war, so hat ihn niemand in die Lehr nehmen wollen. Seine Eltern haben sich darüber sehr gekränkt und sind auch bald darauf gestorben. Jetzt war unser Hansl allein und hat sich nicht zu helfen gewußt. Da ist er in den Wald hineingegangen, hat sich hier Beeren von Wachholderstauden („Kronabirr") gesammelt, hat sie an eine Schnur gefaßt und an Sonntagen bei der Kirche als Beten verkauft. Weil er aber nicht viel Geld dafür bekam, so hat ihn dieses Geschäft bald verdrossen und der Hansl hat sich auf das Betteln verlegt. Die Leute haben ihn Betenkrämerhansl (da Betenkromahansl") geheißen, weil er denen die ihm etwas schenkten, Beten gegeben hat. Dabei hat er aber immer etwas mitgehen lassen, was ihm nicht zukam. Alles hat sich vor ihm gefürchtet und ist ihm aus dem Weg gangen. Im Dorfe hat er nicht mehr bleiben dürfen, darum ist er immer im Walde gewesen, hat in einer Höhle geschlafen, und alle, die durch den Wald gingen, hat er angepackt, und ihnen das Geld weggenommen. Einmal ist er zu seiner Großmutter („Anl") gegangen, welche eben Krapfen buk, weil gerade Fasching war. „O je!" sagte da der Hans, „ich kann jetzt Krapfen backen, ich habe es von einigen gesehen, die es sehr gut können." „Das ist gescheit", sagte die Großmutter; „mußt mir's gleich

zeigen.“ Der Hans nimmt einen Krapfenteig, ergreift die Anl bei der Hand, wickelt diese in den Teig ein und hält sie in das heiße Schmalz. Da hat die Anl geschrieen, aber der Hans hat sie lange festgehalten, bis sie vor lauter Schmerz umgefallen ist. Jetzt hat er sie ausgelassen und ist wieder in den Wald gegangen. Da sieht er ein Weib gehen. die hat eine Butte voll Geschirr („Hefarln“) auf dem Rücken getragen. Sie kannte den Betenkramerhansl nicht, grüßte ihn, und der Hans hat sie gleich gefragt, woher sie komme. „Nun“, sagte sie, „ich komme vom Markte aus der Stadt, und hab da ein bischen was eingekauft.“ „Fürchtet Ihr Euch denn nicht vor'm Betenkrämerhansl?“ fragte er; „wenn der Euch sieht, nimmt er Euch alles weg.“ „A!“ sagt das Weib, „der thut mir nichts.“ Dann ist der Hansl ein Stück mit ihr gegangen, und unterwegs sagte er: „Jetzt hab ich einen unbändigen Durst.“ „No wart ein bischen“, sagt das Weib, „ich hole dir Wasser.“ Sie stellt ihre Butte nieder und geht abseits. Unterweilen hat ihr aber der Spitzbub das ganze Geschirr zusammengeschlagen und ist weitergegangen.

Einmal jedoch kam er an den Unrechten, welcher ihn tüchtig durchbläschte und vor den Richter führte. Der Pfarrer, welcher gerade beim Richter an einem Schmause war, hat sich gewundert, wie denn dieser Hans so stehlen könne, und hat es nicht glauben wollen. „O je“, hat da der Hans gesagt, „Ihr selbst gebt mir alles, was Ihr habt.“ „Kerl!“ sagte da der Pfarrer, „wenn du das im Stande bist, soll alles dein sein, was ich dir gebe.“ Richtig! Der Hans hat lange gewartet; da ließ er sich einmal in die Kirche einsperren, zündete drinnen alle Kerzen an und läutete um Mitternacht mit allen Glocken. Der Kirchendiener hörte es und ging nachsehen, was denn das auf einmal sei. Der Hans hatte ein großes Leintuch umgehängt und sich auf den Hochaltar gestellt. Wie der Kirchendiener eintrat, fiel er auf die Kniee nieder, Hans aber

sagte: „Ich bin Christus der Herr, und nur der Pfarrer darf mit mir reden." Der Kirchendiener ging und holte den Pfarrer herbei. Dieser ist auf Händen und Füßen zum Altar gekrochen, hat das Kreuz gemacht und den Hans gefragt, was denn unser Herrgott eigentlich wolle. Darauf antwortete der Verwegene: „Wenn du willst, so kannst du jetzt mit mir in den Himmel fahren." Der Pfarrer war gleich dabei, und als der Hans sagte, er solle alles, was er habe, bringen und in einen Sack hineinthun, hat der Pfarrer sein ganzes Gold und Silber gebracht. Geschwind nahm der Hans einen Sack und sagte, er solle nur hinein schliefen. Der Pfarrer kroch hinein, und der Schalk trug ihn weit hinaus in den Wald. Da stieß er ihn an einen Steinhaufen, so daß der arme Pfarrer im Sacke gejammert und geschrien hat. „So!" sagte der Hans, „das ist die Steinigung" Alsdann tauchte er ihn ein wenig in den Bach und sagte: „Das ist die Jordantaufe." Und der Pfarrer hat wieder geschrien und immer gefragt: „Sind wir denn noch nicht im Himmel?" „Gleich," antwortete Hans und warf ihn in eine Dornhecke. Da hat sich der Pfarrer ganz zerstochen und geschrien, bis in der Früh die Leute kamen und ihn aus dem Sacke befreiten. Wie der Pfarrer heraußen war, hat er gefragt: „Seid ihr auch im Himmel?" Und jetzt erst kannte er sich aus und sah ein, daß ihn der Betenkrämerhansl, der Schalk, an der Nase herumgeführt hatte.

---

58. Sie tanzen nach der Pfeife.

Es lebte einmal ein Ehepaar, welches drei Söhne hatte. Zwei derselben galten für die schönsten Burschen des Ortes; ihrem Bruder, der bucklich war, thaten sie aber allen nur möglichen Schabernack an. Dieser ließ sich anfangs alles gefallen, doch die Brüder trieben es immer ärger, so daß er genöthigt war, das Weite zu suchen.

Der Buckliche ging traurig fort und wanderte den ganzen Tag durch das Gebirge. Gegen Abend war er so matt, daß ihn ein Schwindel befiel, in Folge dessen er am Wege niederfiel. Bei seinem Erwachen sah er ein kleines, zwei Fuß hohes Männchen neben sich stehen, welches im Begriffe war, ihm aus einem Fläschchen eine gelbe Flüssigkeit in den Mund zu gießen. Der Buckliche sah sich weiter um und bemerkte mit Staunen, daß er sich in einer Höhle befand, welche durch ein mattes Licht erleuchtet wurde. Der Zwerg sprach ihn an und fragte, ob er Hunger habe. „O ja", sagte er, und der Zwerg führte ihn in ein anderes Zimmer, in welchem ein gedeckter Tisch stand. „Von diesen Speisen da", sagte der Zwerg, „genieße so viel du willst, und wenn du genug gegessen hast, so lege dich in jenes Bett und schlafe, bis ich dich wecke." Der Buckliche that alles, was der Zwerg befohlen, und bald machte ein fester Schlaf ihn alle Mühseligkeiten vergessen.

Am andern Morgen weckte ihn der Zwerg auf, sie frühstückten und gingen dann aus der Höhle durch einen langen Gang, der nur dann und wann von einer matten Öllampe

beleuchtet war. Schon zwei Stunden waren sie gewandert, als sie plötzlich durch eine Thür ins Freie gelangten. Hier reichte der Zwerg dem Bucklichen die Hand und sprach: „Du siehst hier eine dir ganz fremde Gegend, aber mach dir nichts daraus und wandere nur diesen Weg fort. Damit du aber ein Andenken von mir hast, so nimm dieses Pfeifchen, welches bewirkt, daß jeder, der es hört, tanzt und zwar so lange, als du pfeifest.“ Der Zwerg verschwand und der Bucklige ging seines Weges fort. Auf demselben begegnete ihm ein Hirt und an diesem wollte er die Kraft seines Pfeifchens gleich versuchen. Er nahm dasselbe in den Mund und pfiff, worauf der Hirt gleich zu tanzen anfing. Selbst die Schafe sprangen freudig im Kreise herum. Darauf gelangte er in einen Wald, wo ihn die Nacht überraschte. Er begab sich daher an einen Hollunderstrauch und wollte sich eben schlafen legen, als er nebenan einen Lärm hörte, der immer stärker wurde. Anfangs war er ängstlich, aber bald schlich er näher. Von einem herabhängenden Aste verdeckt, bemerkte er eine Menge Räuber, die ihren Raub, der aus vielen Goldstücken bestand, gerade zählen wollten. Das blinkende Gold gelüstete ihn und er sann darauf, wie er dasselbe bekommen könnte.

Da fiel ihm sein Pfeifchen ein. Schnell nahm er es zur Hand und blies fest hinein. In demselben Augenblicke erhoben sich die Räuber und tanzten so lange, bis sie zusammenfielen. Da trat der Bucklige hervor, nahm das Geld und lief davon. Nach einigen Stunden ward es lichter und er kam dann in einen Ort, wo die Bewohner ganz traurig zu sein schienen. Er fragte nach der Ursache und erhielt zur Antwort, daß der Gutsherr, der mit den Bewohnern so gut gewesen war, sein Eigenthum verkaufen wolle, um in eine andere Gegend zu ziehen. Der Bucklige ging zu dem Eigenthümer, kaufte ihm sein Gut ab und nun war er Gutsherr. Die Bewohner behandelte er sehr gut, nur liebte er es, sie oft mit seinem Pfeifchen zu plagen.

Da kamen eines Tages zwei Bettler, die ihn um eine Gabe baten. Er sah sie genauer an und erkannte in ihnen seine beiden Brüder. Er gab sich zu erkennen und forderte sie auf, ihm zu erzählen, wie denn das gekommen, daß sie als Bettler herumziehen müßten. Sie erzählten ihm nun, daß bald nach seiner Entfernung im Orte ein Feuer ausgebrochen sei, welches ihnen alle ihre Habe verzehrte. „Die Eltern", sagten sie, „konnten sich nicht zeitig genug retten und erstickten. Da wir nun nichts mehr hatten, zogen wir weiter und kamen so hierher." Dann baten sie, er möge ihnen das verzeihen, was sie ihm angethan hätten. Dazu war er gern bereit und behielt sie fortan auf seinem Gute.

Eines Morgens aber sprach er zu seinen Brüdern: „Liebe Brüder, ich habe euch erzählt, wie ich mir das Gut erworben habe. Ich will euch nun eine Freude machen, betrachtet das Gut als euer Eigenthum, ich werde fortziehen, um mir ein anderes zu suchen." Die Brüder weigerten sich anfangs, doch als er nicht nachgab, ließen sie ihn gehen und wünschten ihm viel Glück auf die Reise.

Er ging fort und war schon einige Monate gewandert, als sich zu ihm ein schön gekleideter Herr gesellte. Sie sprachen von gleichgültigen Dingen, allein bald zeigte der Herr ihm eine Büchse, von der er sagte, daß sie nie leer werde. „Die könnt' ich wohl brauchen", äußerte der Buckliche. Der Herr versprach sie ihm, wenn er ihm seine Seele verschreiben würde. Darauf ließ sich jedoch der Buckliche nicht ein, weil er die Büchse auf eine leichtere Art bekommen konnte. Er nahm nämlich sein Pfeifchen heraus und pfiff so lange, bis der Teufel zusammenstürzte. Dann nahm er die Büchse, ging damit in eine große Stadt und lebte reich und angesehen noch lange Zeit.

---

59. Die hüpfende Schlafhaube.

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne. Da kam eines Tages ein Jude und zeigte ihm ein sehr feines Halstuch, und sagte, wenn sich der König ein solches verschaffen könne, so wolle er seinen Kopf verlieren. „Gut“, sagte der König, „du setzest viel ein, darum will ich auch viel einsetzen und eines meiner drei Königreiche sei dein, wenn ich die Wette verliere; wo nicht, so fällt dein Kopf.“ Der Jude ging fort und war froh, denn er glaubte, der König werde kein so schönes Halstuch bekommen können. Der König ließ darauf seine drei Söhne rufen und erzählte ihnen alles, zum Schlusse sagte er: „Wenn ihr also nicht wollt, daß euer Erbtheil gemindert werde, so trachtet ein schöneres Halstuch zu bekommen. Der, welcher das schönste hat, bekommt das verwettete Königreich.“ Die drei Brüder gingen miteinander fort, um ein Halstuch zu suchen. Die beiden älteren hatten sich verabredet, den jüngern, den sie nicht leiden konnten, nicht mitzunehmen. Und so geschah es; sie ließen ihn nämlich in einem dichten Walde zurück. Als er sich verlassen sah, fing er an bitterlich zu weinen. Während dem kam eine weiße Schlafhaube auf den Bändern dahergehüpft und fragte ihn: „Warum weinst du denn?“ Er erzählte ihr nun die ganze Angelegenheit haarklein. Da sagte die Schlafhaube: „Sei nur getrost, komm mit mir, ich werde dir helfen.“ Sie tupfte dann mit einem Bande an einen großen Baum und allsogleich stand ein herrliches Schloß da. Das ganze Schloß

schien ausgestorben, man sah nichts als lauter steinerne Figuren, welche aussahen, als ob sie Menschen gewesen wären. Sie führte ihn in einen großen Saal, dort waren die kostbarsten Teppiche und Tücher, die er sich auswählen konnte. Erstaunt wußte er anfangs nicht, welches er nehmen sollte, da alle so schön waren. Endlich nahm er sich eines, bedankte sich bei der Schlafhaube, und diese hüpfte wieder über die Treppe hinab. Außer dem Thore tupfte sie an dasselbe und das Schloß war verschwunden und ein großer Baum an seiner Stelle. Die Schlafhaube führte dann den Königssohn aus dem Walde, und nachdem er sich nochmals bedankt hatte, ging er in seines Vaters Schloß. Seine Brüder kamen bald nach ihm, und jetzt ward der Jude gerufen, damit die Wette entschieden werde. Alle Großen des Reiches waren um den Thron des Königs als Zeugen versammelt. Der König legte auf die rechte Seite des Thrones seinen Einsatz, nämlich Krone und Zepter, auf der linken Seite lag Block und Beil für des Juden Einsatz. Die drei Brüder kamen nun und jeder hatte sein Tuch verborgen. Zuerst wurde das Tuch des ältesten den Anwesenden gezeigt. Es war aber im Vergleiche mit dem des Juden ein Abreibfetzen. Da der Jud es sah, schrie er: „Juhei, jetzt bin ich König und ich werde reich sein und alle Jüden werden in meinem Königreiche wohnen.“ Er sprang wie närrisch herum und wollte sich schon der Krone bemächtigen, allein die Anwesenden hinderten es. „Du bist noch nicht König, Jud“, sagte der König, „es sind noch zwei da.“ „Macht nichts“, sagte der Jude, „die haben auch nichts Schöneres.“ Nun zeigte der zweite sein Tuch, allein es war auch nicht schöner als das des ersten. Jetzt sprang der Jude noch mehr herum und war ganz außer sich vor Freude. Endlich öffnete der dritte sein Bündl und siehe, dessen Tuch war so schön, daß noch niemand ein solches gesehen hatte. Als der Jude das Tuch sah, rief er Auweih! und fiel vor Schrecken in Ohnmacht.

Natürlich gehörte nun dem jüngsten das Königreich und des Juden Kopf. Man ließ indeß dem vorlauten Handelsmann seinen Kopf auf dem Rumpfe und nach einer tüchtigen Tracht Prügel durfte er seines Weges gehn.

Eines Tages kam wieder ein Jude zum König, zeigte ihm einen Ring und sagte, er wolle sein Leben am Galgen verlieren, wenn der König einen so schönen Ring erhalten könne. Der König setzte abermals ein Königreich und froh entfernte sich der Jude, welcher sicherlich König zu werden glaubte. Der König sagte dann zu seinen Söhnen, welche alles mit angehört hatten: „Ihr habt nun vernommen, daß ich wieder eines meiner Königreiche als Wette eingesetzt habe: sehet also, daß ihr einen schöneren Ring bekommt, damit euer Erbtheil nicht einem andern zufalle." Die Brüder machten sich also wieder auf den Weg. Der jüngste ging gleich wieder in den Wald und beschloß, die Schlafhaube aufzusuchen und ihr seine Bitte vorzutragen, denn er dachte sich, sie hat mir einmal geholfen, vielleicht kann sie es auch jetzt. Er war noch nicht lange in dem Walde, als er die Schlafhaube herumhüpfen sah. Er lief sogleich zu ihr hin und sagte: „Liebe Schlafhaube, ich bitte dich, hilf mir auch jetzt aus der Noth, wenn du es kannst, wie das erstemal, ich werde dir mein Lebtag dafür dankbar sein." Die Schlafhaube freute sich, daß der Königssohn so viel Zutrauen zu ihr habe und daß er sich in seiner Noth an sie wende. Sie fragte ihn daher, was er von ihr wolle. Als er mit seiner Erzählung zu Ende war, sagte die Schlafhaube: „Wenn du nicht mehr willst, das kann ja leicht sein, komm nur mit mir, wir wollen in mein Schloß gehen." Sie führte ihn wieder zu dem Baume und dort angelangt, tupfte die Schlafhaube mit einem ihrer Bänder an, und das Schloß stand da. Sie gingen die Treppe hinauf in einen großen Saal. Darin stand eine Kiste, welche voll der prächtigsten Ringe war. Der Königssohn nahm sich dann einen davon und ging, nachdem er sich bei der

Schlafhaube bedankt hatte, aus dem Schlosse in den Wald und von da nach Hause.

In dem Schlosse seines Vaters wartete man schon auf ihn, denn die Brüder waren bereits heimgekehrt. Und nun ward der nächste Tag zur Entscheidung der Wette bestimmt. Es versammelten sich abermals alle Großen des Reiches in dem Thronsaale des Königs, um Zeugen bei der Entscheidung zu sein. Der König setzte sich auf den Thron, zu seiner rechten Seite lag als Einsatz wiederum Krone und Zepter; im Hofe aber war ein Galgen errichtet für den Juden, wenn er die Wette verlieren sollte.

Zuerst zeigten die beiden älteren Brüder ihre Ringe, welche zwar schön waren, aber bei weitem nicht an Schönheit dem des Juden gleichkamen. Der Jude glaubte schon König zu sein; allein er sollte bald anderer Meinung werden. Als endlich der jüngste seinen Ring zeigte, staunten alle ob der Schönheit desselben. Der Jude fing an zu winseln und bat um sein Leben. Er durfte ebenfalls seines Weges gehen, nachdem er von den Dienern tüchtig durchgeprügelt war. Der jüngere der Königssöhne war somit Herrscher über zwei Königreiche. Die ältesten Brüder haßten ihn deshalb auf's bitterste. Sie verlangten von ihrem Vater noch ein Probestück, damit auch sie sich ein Königreich erwerben könnten. Er antwortete ihnen: „Meine Söhne, ich will euch alle glücklich sehen, deshalb sei dem mein letztes Königreich, der sich binnen Jahresfrist die schönste Braut heim bringt.“ Die Brüder waren das zufrieden und die älteren machten sich bald auf, die fremden Königreiche zu bereisen, um sich von dort eine Braut zu holen. Der jüngste dachte sich: „Geht ihr nur hin, ich suche wieder meine Schlafhaube auf.“ Er traf sie in dem bekannten Walde und redete sie an: „Liebe Schlafhaube, sei nicht böse, daß ich dich immer quäle, aber in dieser Sache kann ich doch deines Raths nicht entbehren.“

Als er seine Bitte vorgebracht hatte, freute sich die Schlaf-

haube, daß der Prinz bei allen seinen Unternehmungen sie um Rath fragte. Sie sagte daher zu ihm: „Komm mit in das Schloß, dort werde ich dir den gewünschten Rath ertheilen.“ Sie gingen nun zu dem Baume, aus welchem durch das Antupfen mit einem Bande das Schloß hervorgezaubert wurde. Als sie in das Schloß getreten waren, sprach die Schlafhaube: „Geh jetzt in die Küche, dort steht ein großer Kessel, den fülle mit Wasser aus dem Brunnen, welcher im Hofe ist und laß es sieden; aber rede um keinen Preis auch nur ein Wort, denn redest du, so sind wir beide verloren.“ Er ging in die Küche und holte sich den Kessel. Als er zu der Thür kam, stand ein fürchterlicher Riese bei derselben. Dieser packte ihn am Kragen und fuhr ihm mit einem Schwert gegen die Brust und rief: „Wer bist du?“ Er gab aber keine Antwort. „Wer bist du?“ rief der Riese nochmals und fuchtelte drohend mit dem Schwerte über ihm herum. Als er das drittemal auch keine Antwort erhielt, schleuderte er ihn in den Hof, so daß er erschöpft vor dem Brunnen liegen blieb. Er ermannte sich und wollte Wasser aus dem Brunnen in den Kessel schöpfen; als er aber die Hand ins Wasser tauchte, sah er sich auf einmal von einem gräßlichen alten Weibe festgehalten. Diese fragte ihn, was er hier zu thun habe. Als er keine Antwort gab, drohte sie, ihn zu sich ins Wasser zu ziehen, aber vergebens, ihre Fragen blieben ohne Antwort. Als er auf die dritte Frage auch keine Antwort gab, ward er tüchtig angespritzt, konnte sich aber unbelästigt Wasser schöpfen. Er trug nun den Kessel, nachdem er ihn mit Wasser gefüllt hatte, in die Küche und ließ das Wasser sieden. Und als das Wasser brudelte, ging er zur Schlafhaube und sagte es ihr. Diese begab sich mit ihm in die Küche, und sprach: „Jetzt zerhacke mich in kleine Stücke und diese wirf dann in den Kessel, den du aber vor einer Stunde nicht aufmachen darfst.“ „Nein“, rief der Prinz, das thue ich nicht, eher stürze ich mich in denselben.“ Nach vielem Bitten gab

er endlich nach und that es. Er legte sie auf den Hackstock und zerhackte sie in kleine Stücke, die er dann alle in den Kessel warf. Und als das geschehen war, hörte er die Schlafhaube immer schreien: „Mach auf und laß mich heraus!“ Er wollte schon hingehen und hinein sehen, allein er gedachte zuletzt des Verbotes. Nach einer Stunde vernahm er plötzlich einen fürchterlichen Knall, das ganze Schloß erbebte und der Prinz fiel zu Boden. Aber wie groß war sein Erstaunen, als sich der Deckel des Kessels hob und eine wunderschöne Prinzessin aus demselben herausstieg. Diese sagte ihm: „Ich war die Schlafhaube und mußte als verwunschene Prinzessin in der Gestalt von einem Riesen und einer Hexe bewacht bleiben, bis ich erlöst ward. Und das hast du gethan.“ Das Schloß bevölkerte sich auf einmal und Diener rannten geschäftig umher. Der Wald verwandelte sich in ein großes Reich, welches das Eigenthum der Prinzessin war. Der Königssohn führte dann die Prinzessin zu seinem Vater und trug auch diesmal den Sieg über seine Brüder davon. Jedem derselben aber schenkte er einen Theil seines Reiches. Er selbst heiratete die Prinzessin und lebte noch lange Jahre als mächtiger König glücklich und zufrieden.

---

60. Da Seppl mit di goldenen Hoar.

'S woar a mal an oarme Baua und a Beirin, dö hom an Suhn g'hobt und der hot Seppl g'hoaß'n. Wia da Bui greßa woa'n is, is's eana r'a bessa gonga, und da Seppl is i d'Stodt gonga und hot si a feams Roß kafa wölln. Wia r'a am Roßmoak kema is, is a reicha Herr do g'west und dea hot d'schensten Roß z'sommkaft, daß fir'n Seppl goa kan's do mehr g'west is. Wa'l owa dea reichi Herr an Knecht braucht hot, hot a in Seppl gnumma. In Seppl woar dös schon recht, wa'l a r'a festa Kerl woar. Volla Freid is a mit sein Herrn hoam g'rit'n. Jatz san's in an groß'n Wold kema, dea so schiach und ed woar, daß'i da Seppl denkt hot, won i a glei' schon wieda draußen wa. Owa je weida als s' kema san, desto finstra is wo'n. Do is's in Seppl weida nit koalt ibar'n Bugl g'rennt. Wies owa schon a poar Tog g'roast san, hot dea graußlichi Wold auf anmol an End' gnumma. Jatz is owa in Seppl a Drum Stoan von Heaz'n g'folln, wia r'a gseg'n hot, wo sein Herr hingroast is. Mitt'n auf a wun'aschen Wiese is a G'schloß g'stand'n, dös woar so schen und groß, daß'i da Seppl goa nit eini z'geh'n hot traut. Und erst wia r'a drinad woar, do hot a r'eng weida nit g'sponnt [1]) iwa de schen Zimma und de schen Socha, was do woar'n. Wia r'a si hot dös alls ang'schaut g'hobt, hot an sein Herr in Stoll g'fiart und hot eam an schen Schimmel zagt und

1) Da hat er euch weiter nicht gestaunt über —.



Da Seppl mit di goldenen Hoar.

hot g'sogt: „Woast Seppl du hast sunst nix z'tha'n, als alli Tog dös Roß z'füadarn! Z'ess'n wiast gnua ho'm, s'Gwond kriagst a von mir und mehr brauchst nit."

Dös woar in Seppl schon recht und er hot si denkt, 'skint goa nix bessa's mehr geb'n. Wia da Herr furt g'west is, hot da Schimmel zum Seppl g'sogt, er soll in Hof ge'n, do wiad a 'ran Brunn seg'n und do soll a r'a Glasl Wossa bringa. Do is da Seppl hingonga und hot an's brocht, und 's Roß is heagonga und hot in Seppl a bißl iwan Schedl goss'n. Jatz woar'n auf anmal seini Hoar von Gold. Do hot da Seppl weida kan Freid g'hobt, hot si auf's Roß g'setzt und is wia da Wind furtg'ritn und hot g'schaut, daß a r'a hoamkema is. Wia 'r owa hoamkemma is, hot da Schimmel g'sogt, er soll no nit zun Boda'n und zu da Muida geh'n, er soll eam wos von den Wossa z'saufa geb'n. Da Seppl hot dös than, und auf an'mol is a wun'ascheni Prinzessin mit langi goldani Hoar dogstand'n. Ui jekas do hot da Seppl g'schaut, hot's g'heirat und is a groß a Kini woarn. Sein Voda'n und sein Muida, dö a grenz'nlosi Freid iwa r'nan Sohn g'hobt hom, hot a zu eam gnumma und da besi Hexenmoasta, dea die Prinzessin vahext hot, is vabrennt wo'n. In Seppl is guid gonga und 'shet koan bessa'n Kini geb'n kina als unsa'n Seppl.

Jatz wia r'eng wos dazöhln,
vo do longa Elln
und vo da kuazen Wocha,
wo mein Voda r'a Fadl[1]) ogstocha,
do kriagt der'a Wuascht
der'a Wuascht, der'a Wuascht,
der'a brodanan Hos'n
und du — a Patzl auf d'Nosen.

---

1) Ferkel, Schweinchen.

Anmerkungen.

Für Fachkundige.

1. Hondidldo. Aus Röhrawiesen in Nied.-Österreich. V. O. M. B. Wir haben hier wieder denselben Geiger, von dem in meinen „Mythen" S. 65 ff. ausführlicher die Rede ist.

2. und 3. Winterkölbl und Kruzimugeli. Die Volksdichtungen verschiedener Völker haben sehr verwandte, oft fast gleiche Züge gemein, wie dies eine vergleichende Mythologie nachzuweisen hätte. Wir finden aber auch bei Einem Volke gewisse Sagen- und Märchenzüge so vermannigfaltigt, daß wir dies als ein Zeugnis ansehen können für die wunderbare Einheit im Sinnen und Denken dieses Volkes. Als Beispiel wählen wir die vom „dummen Teufel" aufgegebene Gedächtnisprobe, ein Zug, der meines Wissens bei Grimm nicht vorkommt. Häufig ist dabei die schon im Altertum als heilig geltende Siebenzahl.

Winterkölbl ist aus Deutsch-Ungarn. Kruzimugeli aus der Umgegend von Reichenau in Nieder-Österreich. Varianten sind folgende:

Nach einer Erzählung aus Mödling (Nied.-Österr.) ist es eine Hexe. Sie verschafft der Mirzl (Marie) schöne Kleider für den Hofball unter der Bedingung, daß sie ihr das erste Kind übergebe, wo nicht, so müsse Mirzl nach einem Jahre wissen, wie die Hexe heiße. Einer vom Hofe sieht nun im Walde die Hexe, wie sie bei einem Kessel immer die Worte singt: „Heferl siad hoaß, daß die Königin nöt woaß, daß i Siperdintl hoaß." Das erfährt die junge Königin und rettet so ihr Kind.

In „Göpfritz in der Wild" (Nied.-Österr.) wird auch erzählt, daß eines Taglöhners Tochter gern Gräfin geworden wäre. Der Teufel erbietet sich ihr Beistand zu leisten, unter folgender Bedingung: Du brauchst dir nur meinen Namen zu merken und mir denselben zu sagen, wenn ich nach sieben Jahre komme. Der Graf heiratete sie und zur Erinnerung hatte sie den Namen aufgeschrieben und in ihr Gebetbuch gelegt. Der Zettel gieng aber verloren. Als die sieben Jahre beinahe zu Ende waren, erzählte ein Jäger, um die betrübte Gräfin zu erheitern: „Neulich sah ich im Walde einen schwarzen Hund, der hin und her über einen Graben sprang mit den Worten: Das ist fein, das ist fein, daß die Gräfin nicht weiß, daß ich Springhunderl heiß."

Nun wußte die Gräfin den Namen wieder und der Teufel konnte ihr nichts anhaben.

In Loschütz wird erzählt: Einst war eine Königstochter vom Teufel besessen. Er versprach sich zu entfernen, wenn in drei Tagen die Tochter oder ein anderer seinen Namen wisse. Vergeblich wurden alle Gelehrten des Reiches gefragt. Da sah ein Schäferbub im Schloßgarten ein grüngekleidetes Männchen von einem Baume auf den andern hüpfen, ausrufend: „Mich freuet nichts mehr, als daß die Königstochter nicht weiß, daß ich Ziliguckerl heiß.“ Darauf erlösete der Knabe die Prinzessin vom Teufel, der fluchend von dannen fuhr.

Ein Mann aus Neulengbach (Nied.-Österr.) erzählte folgendes: Ein König war krank und elend; seine Gemahlin wandte sich endlich an den Teufel, der ihr in Gestalt eines höckrigen Männleins erschien und dem Könige zu helfen versprach, wenn sie nach 10 Jahren noch wisse, daß er Felix heiße. Wirklich genas der König, aber die Gemahlin hatte mit der Zeit den Namen vergessen. Kurz vor Ablauf des zehnten Jahres sah ein Bauer, wie im Walde ein höckeriges Männlein um ein Feuer sprang, dabei singend: „Nichts freut mich mehr, nichts freut mich mehr, als daß die Königin nicht weiß, daß ich Felixl heiß.“ Das erzählte er der Königin, die über die Maßen erfreut war und das Bäuerlein reich beschenkte.

In einer Sage aus Gablitz (Nied.-Österr.) verspricht der Teufel einem Bauermädchen, sie solle Königin werden, wenn sie nach 7 Jahren seinen Namen noch wisse, er heiße Kolerberabritscherl.

Bei Zingerle 1, 36 heißt er Purzinigele, in 2, 278 Kugerl, in der Hauschronik 1, 102 Kruzinigele.

Das Wiederkommen nach einem gewissen Zeitraume, insbesondere nach 7 Jahren könnte vielleicht auf eine mythische Unterlage führen, mit der dann die dichtende Volksphantasie ihr weiteres Spiel getrieben.

Bei Kuhn, westfäl. Sagen u. M. S. 223 will der Teufel in 7 Jahren wiederkommen, um die Arbeiten der Handwerksburschen zu prüfen. Nach Kuhn, nordd. Sagen Nr. 265 kommt der wilde Jäger (Hackelberg) alle 7 Jahre, wenn sein Tag ist, durch das Land; alle 7 Jahre zieht der wilde Jäger über die 7 Bergstädte (Nr. 499). Man vergleiche ferner die Nachweisungen Kuhns in den westfäl. Sagen 1, 126; 2, 150. Der Weltjäger, der das Weltall alle 7 Jahre umjagt, hat einen Doppelgänger in dem ewigen Juden (vgl. Kuhn 499. Vernaleken, Alpens. 83).

Daß Götter, namentlich Wuotan und Donar, in den Teufel verkehrt wurden, ist eine allbekannte Sache; ebenso daß der Teufel in allerlei Gestalten erscheint, selbst in der Gestalt von Wichten und Zwergen.

Der Weltjäger deutet zwar auf Wuotan, allein die folgende Erzählung aus Tirol (Aineth, Bezirk Lienz im Iselthale) weiset deutlich auf Donar hin, der sich in der Naturdichtung des Volkes am engsten mit dem Teufel berührt und dessen Donnerkeil sieben Jahre braucht, um wieder an die Erdoberfläche zu rücken (vgl. Grimm, Myth. 165).

Es war einmal ein Bäuerlein, dem gieng es sehr schlecht, denn er, sein Weib und ihre 7 Kinder hatten „nix G'salznes, nix G'schmalznes." Einst sagte das Weib: „Du bist Herr im Hause und mußt Brot schaffen, geh doch einmal wieder auf die Jagd." Er machte sich auf, gieng über Berg und Thal, über Stock und Stein, fand aber nirgend ein Wild, nicht einmal ein Eichkätzchen.

Es war schon im Zunachten, das Gesicht des Mannes wurde immer trüber, denn er dachte, wenn ich heute nichts nach Haus bringe, so werde ich eine schreckliche Nacht haben. Da begegnete ihm ein Jäger, der hatte ein grünes Jankerl an und zwei krumme Spielhahnfedern auf dem Hute. „Was fehlt dir?" sprach der Jäger, „du scheinst gar traurig zu sein." Der Bauer erzählte ihm alles und setzte hinzu, er wolle alles gern thun, wenn ihm nur geholfen werde. „Weißt du was", sagte der Fremde, „ich kann dir helfen, wenn du willst. Ich gebe dir heute 7 Wildschweinchen, aber nach 7 Jahren mußt du mir zu sagen wissen, wie ich heiße, sonst gehörst du mir an." Der Bauer ahnte wohl, daß dieser Jäger vielleicht der Tunda[1]) sein könnte, aber nach 7 Jahren dachte er, wird man doch erfahren können, wie der Fremde heißt; daher wurde der Vertrag ohne weiteres Bedenken geschlossen. Der Jäger that einen Pfiff, und gleich waren 7 Wildschweinchen da, die der Bauer nach Hause trieb. Darüber war großer Jubel, und den Leuten gieng es von nun an so gut, daß der Bauer seines Versprechens wenig gedachte. Als aber das siebente Jahr bald zu Ende war, überfiel ihn doch einige Furcht. Er begab sich auf die Wanderung, um zu erfahren, wie der Jäger heiße. Überall fragte er, allein nirgend konnte er Auskunft erhalten. Betrübt kehrte er heim. Unweit seiner Wohnung begegnete ihm ein Einsiedler, der ihn fragte, warum er so niedergeschlagen sei. Der Bauer erzählte ihm alles, und der Einsiedler tröstete und versprach zu helfen. Im Weitergehen kamen sie zu einem großen Baume, der vereinzelt knapp am Wege stand. Der Baum war innen hohl, trug aber an seiner Krone noch Zweige und grüne Blätter. Da sagte der Einsiedler: „Schliefe du in diesen Baum hin, und horche, ob

1) Das D wird in Tirol fast T gesprochen, a für er, also Tunda = Dunder (Donner).

du etwas hörst.“ Als es dunkelte, sahen sie wirklich den Jäger von weitem daher kommen. Der Einsiedler gieng ihm entgegen, allein der Tunda wich aus und stieg auf denselben Baum, in welchem der Bauer versteckt war. Oben murmelte er für sich hin: „Güet daß's Mandl nit woaß, daß i Spitzbartele hoaß.“ Freudig sprang der Bauer aus seinem Versteck und schrie: „Ha, schau, schau! Glaubst du etwa ich wisse nicht, wie du heißest? Spitzbartele heißest du, und aus ist's!“

Da that es ein schrecklichen Krach an der Eiche. Der Tunda war weg und hatte einen abscheulichen Gestank hinterlassen. Alle grünen Zweige an dem Baume waren verschwunden und ein dürrer „Starve“ (vertrockneter Baum) war noch übrig, der bis auf den heutigen Tag zu sehen ist.

4. Der schwarze Vogel. Aus Friedland in Böhmen. Verwandte Züge bei Grimm Nr. 9. 25. 49. Bechstein S. 103 (Die 7 Raben); 206 (Die 7 Schwanen).

5. Die sieben Raben. Aus Weißkirchen an der Donau. Vgl. Nr. 4.; ferner Bechstein S. 103; Grimm Nr. 25. Nach einer mündlichen Erzählung aus der Gegend von Pisek in Böhmen gelangte das Mädchen zuerst zum Monde, dann zur Sonne und endlich zum Gewitterhäuschen. Andere Varianten sind in Nieder-Österreich, Böhmen und Mähren sehr verbreitet. In einer statt der Raben auch 7 Krammetsvögel, die durch 7 gute Werke der Schwester nach und nach erlöset werden.

6. Der Hund und die Ammer. Aus Böhmen. Ein ähnliches bei Grimm Nr. 58. Vgl. Gödeke, Mittelalter 629.

7. Die drei Wunderfische. Aus Moldautein in Böhmen. Ein sprechender Fisch auch bei Grimm Nr. 85. Vgl. die indische Sage von Manu (Mahabharata).

8. Der Wunderschimmel. Aus Weitra in Nied.-Österr.

9. Der Hund und der Wolf. Aus dem südlichen Böhmen. Vgl. Grimm Nr. 48. Steinhöwel die 7. Fabel des 2. Buchs.

10. Die neun Vögel. Scheint undeutschen Ursprungs, ist aber erzählt zu Altpetrein in Mähren. Vgl. Schiller's Turandot und Hagen's Gesammtabenteuer 3. Bd. LXI.

11. Der Wunschfetzen. Aus Nied.-Österr. Nach einer andern Erzählung kommen die Soldaten aus einem Felleisen.

13. Der kleine Schneider. Aus Viehofen bei St. Pölten (Nied.-Österr.). Vgl. das tapfere Schneiderlein bei Bechstein; Grimm Nr. 20. Von Wilh. Grimm im III. Theile ist die weite Verbreitung nachgewiesen. Alle Märchen weichen aber von dem unsrigen bedeutend ab.

14. Der Schneider und der Jäger. Auch aus Nied.-Österr. Nach einer Variante aus Steier hat der Schneider den Drachen durch Kalk getötet.

15. Die dreizehn Brüder. Aus Litschau in Nieder-Österreich. Vgl. Grimm Nr. 57. Einiges Verwandte mit der Geschichte von Josef und seinen Brüdern.

16. Der blöde Peter. Aus Obersulz in Nieder-Österreich. (V. U. M. B.).

17. Der Zaubertopf und die Zauberkugel. Aus Forbes im südl. Böhmen, unweit des Schweinitzer Berges und der Stadt Schweinitz, die im Märchen gemeint ist.

18. Der Hirt und die Zwerge. Aus der Umgebung von Moldautein im südlichen Böhmen. Nach einer Variante aus Satzka nahm ein Fleischhauerssohn Hirtendienste. Ihm stahl ein Drache täglich ein Schaf. Ein Männlein schenkt ihm eine Trompete und ein Schwert. Durch diese Zauberdinge erlangte er die Schafe wieder. Dann wiederholt sich die so häufige Befreiung einer Königstocher.

Verwandter ist die Variante in Wenzigs westslaw. Märchenschatz S. 116, vom Schafhirten und dem Drachen (slowakisch). Vgl. ferner: Der Schäfer und die Schlange, bei Bechstein S. 163.

19. Wie ein Schafhirt reich wurde. Aus Moldautein im südlichen Böhmen.

20. Die drei Dosen. Aus Neunkirchen in Nied.-Österreich.

21. Für einen Kreuzer hundert. Aus Mödling bei Wien.

22. Die Ziege und die Ameise. Aus Adamsfreiheit im südlichen Böhmen. Die mundartlichen Wörter niederösterreichisch. In merkwürdiger Übereinstimmung erzählt man die Fabel in Tirol, in der Gegend von Lienz: Ein Bäuerlein hatte nur eine Ziege, die sehr boshaft war und sich von der Weide immer entfernte. Als sogar der Bauer selbst sie hütete, wußte sie sich zu verstecken. Im Zorn wollte er sie schlachten, aber die Spitze des Messers brach ab und blieb im Halse stecken. Dann kam der Knecht mit seinem „Bax“ (krummen Taschenmesser) herbei, aber auch dieses blieb stecken. So geschah es auch mit dem Küchenmesser, das mit 9 „Ferchkreuzen“ (Zauberkreuzen) versehen war. So entfloh die Ziege in die Höhle eines Bären und drohte dem Zurückkommenden mit den Messerspitzen. So geschah es auch einem Fuchse und einem Wolfe. Letzterm war das eine willkommene „Mare,“ allein auch er ließ sich einschüchtern. Da begegnete sie endlich einer Ameise, die fürchtete sich nicht vor den Messerspitzen. Sie näherte sich der Ziege, „brunzte“ ihr auf den Schwanz und die Ziege floh. Auf

die Größe, meinte das Ameislein, komme es nicht immer an. Vgl. Grimm, R. Fuchs CCLXI. Grimm, Kinder- und Hausmärchen Nr. 36.

23. Der Waldkater. Aus Nied.-Österr. Ähnliche Gevatterschaften werden in Österreich häufig erzählt. Vgl. Grimm Nr. 42 und 44. Bechstein S. 68 (des Teufels Pathe).

24. Die geraubte Königstochter. Aus St. Pölten in Nied.-Österr. Das Riechen von Menschenfleisch ist ein uralter heidnischer Zug. vgl. Gr. Myth. 959, Wack. Leseb. 1, 559, Gr. Märchen S. 185 in Nr. 29. und oft.

Nach einem Märchen aus Buchelsdorf in österr. Schlesien empfängt ein Bauer vom Teufel Geld. Dafür will er die Tochter als Braut haben. Als sie 24 Jahr alt war, kam der Teufel auf einem feurigen Wagen, von 4 Drachen gezogen. Später erbietet sich ein Soldat, die Tochter zu retten.

25. Die wunderbare Rettung. Aus Wsetin in Mähren. Wir haben hier wieder einen Nachklang jener weitverbreiteten Sage, die in W. Müller's niedersächsischen Sagen und Märchen S. 389 ff. auf die Fahrt Wuotans in die Unterwelt zurückgeführt ist. Einzelne Erinnerungen an das Volksbuch „Herzog Ernst“, sowie an den abenteuerlichen Zug eines Ritters nach Paläſtina, an dessen Küste sich die Geschichte mit dem treuen Löwen zugetragen haben soll.

26. Witi. Ein mythischer Nachklang aus dem Dorfe „Göpfritz in der Wild“ in Nied.-Österreich. Eine in mythologischer Hinsicht bedeutsame Ueberlieferung, die erst am Ende übergeht in das bekannte Märchen „Schwan, kleb an“ (pick an). Wer die Märchenwelt unseres Volkes kennt, findet mehr als hundert Varianten der „Brüdermärchen“; der dritte ist entweder der dumme oder der starke Hans. Der Kern des obigen ist rein mythisch. Von der mundartlichen Erzählung habe ich nur einzelne Ausdrücke eingeklammert. In der Mundart ist Witti und Wütti wenig verschieden.

Die Strafhölle stimmt zu der des klassischen Alterthums. Über die Feuer- und Wasserhölle vgl. Simrock, Mythol. 2, S. 159; ferner meine Mythen u. Br. S. 153 u. 381.

Die Idee der zahllosen Brüdermärchen ist hier offenbar nur Einkleidung, indem von den ältern Brüdern hier weiter nicht die Rede ist. Märchen, Mythen und Sagen verschieben sich mannigfaltig.

27. Die zwei Schwestern. Aus Lundenburg (nied.-österr.-mähr. Grenze). Frau Holle erscheint hier nicht wie bei Grimm Nr. 24, sondern als Bewahrerin der Seelen (vgl. Gr. Myth. 246 fg.). Vgl. Bechstein 62. Wolfs Zeitschrift für Myth. 1, 42 fg.

28. Moriandl, Zuckerkandl. Aus der Umgegend von Rötz (Karlsdorf) in Nied.-Österr.

29. Die drei Eier. Aus Obersulz in Nieder-Österreich. (V. U. M. B.).

30. Der Wunderbaum. Aus Nieder-Österr. Scheint uralte Erinnerung zu sein an die Zeitalter und den Weltbaum. Vgl. Gr. Myth. 755 ff. Über die Wochentage s. Gr. Myth. 113. Schott, wallachische Märchen S. 147, 241, 249. Eine Überlieferung aus Windschau in Mähren berichtet von einem Königssohne, der auf einem Schimmel in das Paradies abgeholt wurde. Er genoß von den köstlichen Früchten und wollte dann wieder zurückkehren. Aber alles traf er im veränderten Zustande, er war 300 Jahre fort gewesen, und als er irdische Nahrung zu sich genommen hatte, ward er ein steinaltes Männchen und sein Leib zerfiel.

31. Die sieben Rehe. Aus Ober-Sulz in Nied.-Österr. (V. U. M. B.). Über den Einäugigen vgl. meine „Mythen und Bräuche" S. 24. 52. 83.

32. Der erlöste Zwerg. Ein anderes Märchen aus Rohrbach in Nied.-Österr. ist abweichend. Am Tauffeste ward dem kleinen Prinzen ein Schlag versetzt. Nach einiger Zeit entdeckte ein Zwerg dem Könige, daß ein Zauberer den Prinzen nach 15 Jahren holen würde, um sich mit edelm Blute seine Zauberkraft auf weitere 15 Jahre zu sichern. Wirklich ward er von einem unbändigen geflügelten Pferde in die Lüfte getragen. Hans mit seinen beiden Brüdern erbot sich, den Entführten zu retten. Hans gelangte in die unterirdische Wohnung des Zauberers. Dort traf er den Prinzen. Sie nahmen den Zauberstab des schlafenden Riesen und gelangten glücklich an den Hof des Königs. Kurze Zeit darnach hätte der Prinz geopfert werden sollen, und er freute sich nun seiner Befreiung.

33. Besenwurf ꝛc. Aus Leobendorf in Nied.-Österr. (V. U. M. B.) Vgl. Grimm Nr. 65 Allerleirauh.

34. Der klingende Baum. Aus Buchelsdorf in österr. Schlesien.

35. Die zwei Schusterssöhne. Aus Rottal in Nied.-Österr. Vgl. Zingerle „Die zwei Fischerssöhne" (1 Nr. 35).

36. Eins schlägt zwölf, zwölf schlagen neunundvierzig. Aus dem Leithagebirge. Nach andern waren es 7 Raben und das Räthsel heißt demnach: Eins macht 7 und 7 macht 49. Räthselmärchen hat mitgetheilt Müllenhof, holstein. Sag. S. 503 fg.

37. Hans löset Räthsel. Aus Nied.-Österr. Nach einer Variante aus Göpfritz in der Wild (V. O. M. B.) ist es: ein Krug aus dem

Kopfe eines alten Pferdes, ein mit Sammet überzogener Tisch aus den Gebeinen eines Thieres, ein Tischtuch aus der Haut eines Rosses.

38. Die drei Müller. Aus Bruck in Steiermark.

39. Die drei Aufgaben. Aus Čičenič in Böhmen. In einem Märchen aus Haugsdorf in Nied.-Österr. werden folgende Aufgaben gestellt: Einer soll 700 Hasen auf die Weide treiben und Abends wieder zurückbringen. An einem Tage soll er 14 Ritter besiegen. Binnen 24 Stunden soll er ein 10000 Joch großes Feld pflügen. Ein Ritter mit einem Knappen, der Säbelbeine und Höcker hatte, löset die Aufgaben. Nach einem andern Märchen soll der die Königstochter heiraten, der entdeckt, auf welche Weise sie täglich ein Paar eiserne Schuhe zerreißt.

40. Der pfiffige Hans. Aus Strasnitz im Leitmeritzer Kreis.

41. Herr Kluck. Aus Müglitz in Mähren. Ein ähnliches Märchen aus Saladorf in Ober-Österr. erzählt von einem Hirten, der mit Hilfe eines Riesen in drei Wettrennen zuerst am Ziele ist. Auf eine scherzhafte Weise überrascht dann der vormals „Dumme“ seinen Vater. Jener Herr Kluck sei, wie die Erzählerin meinte, der Teufel selbst gewesen.

42. Der Kropfige. Aus Neuhaus in Nied.-Österr. V. U. W. W. Vgl. Grimm Nr. 44 (Der Gevatter Tod). Ganz eigenthümlich ist die Rolle des Affen.

43. Alles glaubt der König doch nicht. Aus Ollersbach in Nied.-Österr. Lügenmärchen, vgl. Grimm III, zu Nr. 112. Wie aus den Sprichwörtern, so sieht man auch aus manchen Zügen der epischen Volksdichtung, wie sich das Volk in seiner humoristischen Weise gegenüber den Großen und Reichen dieser Erde zu entschädigen sucht. — Nach einer Erzählung aus Hrottowitz in Mähren war es eine Königstochter, die kundmachen ließ, daß sie den heiraten werde, der so lügen könne, daß es ihr unglaublich scheine. Da gab's Bewerber! Als die höhern Stände nichts mehr zu lügen wußten, meldete sich ein Handwerksbursch, der am Hopfen in den Himmel gestiegen war, von der Sonne zum Monde reiste und zurück; dann machte er einen Strick aus Sägspänen, fiel aber herab in den Schlamm rc. Erst als er der Prinzessin erzählte, daß er ihren Vater gesehen habe, wie er im Himmel Schweine hüte, bemerkte sie, das sei nicht wahr, und sie mußte nun sein Weib werden. Vgl. Kuhn, nordd. Sagen, S. 353; Müllenhof, holst. Sagen Nr. 209.

44. Das Geschenk des Windes. Aus Schönberg in Mähren. Die verwandten Märchen bei Grimm III. zu Nr. 36. Vgl. Bechstein 140 (Knüppel aus dem Sack).

45. Der Fischerssohn. Aus Bruck an der Mur. Uralte Züge und Anklänge an die deutsche Heldensage. Vgl. zu Grimm Nr. 92. Fast gleich lautet eine Erzählung aus Hallersdorf bei St. Pölten. Nach dieser begegnete aber der dem Teufel entkommene Knabe einem weißen Schimmel, der sprechen konnte. Er gebot ihm, ein verwunschenes Schloß zu erlösen. Zu dem Zwecke müßte er im 19. Jahre einen Schwan fangen und mit demselben in den großen Saal gehen und ihn rupfen. Alle ausgerissenen Federn wurden zu Menschen. Die letzte Feder verwandelte sich in eine Königstochter und der Schwan selbst war der König. Dann wurde die Vermählung des Fischersohnes mit der Königstochter gefeiert. Nach einiger Zeit suchte er seine Eltern auf; er sollte aber niemand von der Schönheit seiner Gemahlin sagen, weil an ihr noch ein Zauber hafte. Den Eltern ließ er sich ankündigen als König vom gläsernen Berge. An einem Muttermale erkannten sie den Sohn. Unvorsichtigerweise sprach er auch von der Schönheit seiner Frau. Diese erschien ihm im Garten und sagte, er werde sie nicht eher wiedersehen, bis er diese eisernen Schuhe durchlaufen habe. Dann reisete er fort, bekam unterwegs Meilenstiefel und einen unsichtbar machenden Mantel. Er fragte nach dem Wege zum gläsernen Berge den Wind. Nur dessen Weib war zu Hause und sie versteckte ihn vor ihrem wilden Manne. Dieser, der Sturmwind, roch Menschenfleisch, als er hereintrat. Mit den Meilenstiefeln angethan, folgte der Fischerssohn dem Sturmwinde, der zum Schlosse eilte, um die Fenster zusammenzuschlagen, während die Königstochter Hochzeit halte. In seinen Mantel gehüllt, trat der Königssohn in den Speisesaal, wo die Königstochter den Gästen eröffnete, daß sie ihren „alten Schlüssel" wiedergefunden habe.

Ein anderes Märchen aus Loschütz in Mähren erzählt, daß ein Fuhrmann, um seine Pferde weiter zu bringen, dem Teufel das schriftlich versprochen habe, was er vor seinem Hause liegend finde. Und das war sein einziger Sohn. Dieser gieng nach 20 Jahren in die Hölle und entriß den Teufeln die Verschreibung.

Ähnliches erzählt man in Neuriegers bei Horn.

Nach einer Erzählung aus Ostra (Marchfeld) soll der Sohn sich auf ein Schiff setzen und den Wellen sich preisgeben, um vor dem Teufel Ruhe zu haben. Auf einer Insel traf er eine Prinzessin, die ihn heiratete. Als sie aber von ihm erfuhr, daß er ein Halterbub gewesen sei, verließ sie ihn. Mit Hilfe einiger Wunderdinge gelangte er aber wieder zu ihr.

46. Die Judasteuflin. Aus dem Egerer Kreise (Brüx). Anklingend an die weisen Frauen (Nornen). „Von neun Müttern ge-

boren" soll auch Heimdall (Gr. Myth. 213) sein. Hyndlulied 34. Sein Pferd heißt Gulltopr (Gr. Myth. 214. 304). Über die „schwarze Henne" vgl Vernaleken's „Mythen und Bräuche" 261. 292. Dieses und die zunächst folgenden bilden eine bedeutsame Gruppe, denn es sind Nachklänge der alten Heldensage.

47. Die drei weißen Tauben. Aus Rothschov in Böhmen. Den drei Alten klebt noch Götterhaftes an. — Ähnliche Züge bei Wenzig 69ff. Eine Variante aus St. Pölten erzählt: Ein Jüngling bei einem Jäger auferzogen, sieht drei Jungfrauen in einem Teiche sich baden. Er nimmt der jüngsten das Gewand und eilt fort. Die beiden andern fliegen in Gestalt von Tauben ihm nach. Vor seiner Wohnung steht aber schon die jüngste Prinzessin und bittet um das Gewand. Sie willigt ein, ihn zu heiraten. Bei einer passenden Gelegenheit erlangt sie aber ihr Gewand wieder und fliegt als Taube davon. Er sucht sie nun auf; eine Teufelsmutter nimmt ihn in Dienst und er muß 20 Pferde hüten. Thiere helfen ihm dabei. Endlich gelangt er wieder in den Besitz der Prinzessin.

Über die Schwanjungfrauen s. Grimm Myth. 399. Das Heldenlied der Edda: Völundarkvidha. Durch Wegnahme der Schwanenhemden werden die Walküren gezwungen, Hausfrauen zu werden. Vgl. Schwartz, Ursprung der Myth. 194.

48. Die Jungfrau auf dem gläsernen Berge. Aus Göpfritz in der Wild (Nied.-Österr.). Der so oft vorkommende „gläserne Berg" oder das „Schloß auf dem Glasberge" ist der Flammensaal der nordischen Sage. Es ist klar, daß wir es hier mit Walküren, mit Brunhild zu thun haben. Auch der Scheiterhaufen deutet darauf hin. Vgl. Raßmann, Heldensage 1, 146 fg. 151. Grimm, Myth. 781. 796. Wenzig, 112. Stier, ungar. Märchen 39.

Eine Überlieferung aus Auschwitz (polnisch) erzählt: Ein König, der sich im Walde verirrt, habe geflucht. Da rollten sich geschmolzene Massen zusammen, überschütteten den König und so entstand der gläserne Berg, den aber jetzt niemand sehen kann, weil die Sonne vor ihm steht. Der Sohn will ihn aufsuchen und muß drei Jahre hindurch Schlangengestalt annehmen, um den Vater zu erlösen. Auch die Tochter macht sich auf, wird aber auf den Gipfel des Berges gebannt, wo sie an einem Hemde nähen muß, und wenn sie damit fertig sein wird, ist das Ende der Welt. Wenn der Wind pfeift, so singt sie, und wenn es regnet, vergießt sie Thränen. Nur von ihr, je nachdem sie aufgelegt ist, hängt der Tag ab.

Erzählungen von einem Glasberge sind auch häufig in Mähren. Alle stimmen darin überein, daß eine Jungfrau auf dem Gipfel in einem Schlosse verborgen ist, das von einem Drachen bewacht wird. Einem gelingt es dann, nach vielen Schwierigkeiten, sie zu erlösen.

49. Wie Hans sein Weib findet. Aus der Gegend von Humpolec in Böhmen. Dasselbe Thema wie bei den drei vorhergehenden. Das Roß, mit dem man auf den gläsernen Berg reitet, auch bei Grimm Nr. 93. Vgl. Raßmann, Heldensage 1, 405. Über das Wettrennen das. 1, 188. (Gunnars Brautfahrt). Vgl. die Züge im „Trommler" bei Grimm Nr. 193; bei Zingerle 1, Nr. 37; in den schwedischen Märchen bei Cavallius Nr. 8.

In Moldautein (Böhmen) wird erzählt: Ein junger Gärtner sieht drei Jungfrauen im Teiche baden, ihre weißen Kleider und die Schleier liegen am Ufer. Sie kleiden sich an, verwandeln sich in Schwäne und fliegen fort. Einmal hatte aber der Gärtner der schönsten den Schleier genommen. Sie bittet darum. Er verweigert's und sie willigt ein, ihn zu heiraten. Einst gibt die Mutter den Schleier zurück und die Braut fliegt in Schwanengestalt auf den gläsernen Berg. Wo ist der? Der Gärtner fragt die Schwalben, die Krähen, die Tauben. Ein hinkender Tauber gibt Auskunft, der Berg sei glatt, ohne Flügel komme niemand hinauf, es wohne dort eine Hexe mit drei Töchtern. Auf dem Tauber flog nun der Gärtner davon. Über der Meeresfläche mußte er eine Eichel fallen lassen; sogleich wuchs eine Eiche, auf die der Vogel sich mit seiner Last niederließ. Das geschah noch zweimal auf dem Meere. Am Festlande sich niederlassend, sagte der Tauber: „Jetzt hast du nur noch hundert Tage", und verschwand. Dann sah er zwei Riesen sich um einen Sattel streiten, der jeden hintrug, wohin man wünschte. Das benutzte der Gärtner, und mit Blitzesschnelle war er vor dem Palaste seiner Braut. Von der Hexe ward er auf einige harte Proben gestellt. Aus hundert Mädchen sollte er das seinige wählen und es gelang ihm, weil die Braut ihm ein Zeichen gab. Beide entflohen in Zwanzigmeilenstiefeln; die Hexe aber nahm Vierzigmeilenstiefel und jagte ihnen nach. Verwandlungen schützten sie und sie gelangten glücklich zu Hause an.

50. Der Trommler. Aus dem Taborer Kreise in Böhmen. Eine Variante zu Grimm Nr. 193. Ein Zug scheint magyarisch, vgl. die gläserne Hacke bei Georg v. Gaal. (S. 53). Sehr verbreitet ist das oben schon vorgekommene Wandern zu Sonne, Mond und Wind; magyarisch finden wir's z. B. bei Gaal in dem Märchen „Der Schlangenprinz"; serbisch bei Wuk Nr. 10. Vgl. Grimm, Märchen 3, 156.

51. Die schönste Braut. Aus Nikolsburg in Mähren. Grimm, Märchen 3, 155 und 156. Selbst die Elemente sind thätig und belohnen so seine Treue: Die Sonne sucht für ihn wie Titan für Demeter, die sich nach der verlornen Tochter sehnte. Vgl. Grimm, Myth. 670; Kindermärchen 25. 88.

52. Der verfluchte Garten. Aus St. Pölten. Wieder eine andere Variation der Siegfriedssage. Über die Brüder und ihre vereitelte List s. Raßmann Heldensage 1, 365 fg. 176. Das Nibelungenlied und die Thidriksaga erzählen, daß Siegfried auf der Jagd getötet wurde; in unserm Märchen wird dies vereitelt.

53. Die Erlösung aus dem Zauberschlafe. Seitenstück zum vorhergehenden. Vgl. Grimm Nr. 60 und das Dornröschen. Mir ist es von einem jungen Österreicher aus Auschwitz (bei Krakau) erzählt; derselbe hatte es dort polnisch gehört. Von demselben habe ich ein anderes, in manchem abweichendes Märchen gehört, das selbst die Erinnerung an das dunkle Verhältnis Sigurds zu Brunhild und Kriemhild bewahrt hat. Die wesentlichsten Züge sind:

Ein altes Mütterchen räth einem kranken Könige das goldene Wasser, die drei goldenen Äpfel vom goldenen Berge holen zu lassen. Der älteste der drei Söhne geht fort, fragt in einer Wüste einen Greis von 100 Jahren, der weist ihn an einen 200jährigen und dieser an einen 300jährigen Greis, dem sogar die Vögel unterthan sind. Der Prinz behandelte diesen aber unhöflich und wird vom Greise in unterirdische Gefangenschaft gebracht. So ging es auch dem mittlern Sohne. Endlich zieht der jüngste aus, der für dumm gehalten wurde. Der behandelte alle drei Greise voll Ehrfurcht. Der 300jährige fragt seine Vögel, wo jene gewünschten Dinge seien; keiner weiß es, außer der Adler. Aber Drachen und andere Ungeheuer müßten erst überwunden werden, nur von 12—1 Uhr sei man sicher. Der Greis gibt ihm einen Kahn, und mit jedem Ruderschlage legt der Prinz 100 Meilen zurück. Er kam zum goldenen Berge und nahm sich, was er gewünscht hatte. Die siebenköpfigen Drachen und Adler schliefen gerade und er hatte noch Zeit in ein Lusthaus zu gehen, wo er eine schöne Prinzessin schlafend fand. Er küßte sie und eilte von dannen. Den Verfolgungen entkam er glücklich. Bei dem Greise befreite er seine Brüder, die es ihm aber schlecht vergalten. Sie vertauschten ihm die Gegenstände und verleumdeten ihn beim Vater, der ihn hätte hinrichten lassen, wenn der Henker ihn nicht hätte laufen lassen. Er verdingte sich bei einem Kaufmanne, dessen einzige Tochter er heiratete „gegen seinen Willen“. Eines Tages, als er sich auszog, bemerkte seine Frau an seiner Brust ein von Diaman-

ten eingefaßtes Bild. Das hatte aber weiter keine Folgen. Unterdes war an den König ein Brief von der Prinzessin angelangt, mit der Aufforderung, den Sohn zu schicken, der die goldenen Äpfel 2c. geholt habe. Zu ihr führten zwei Wege, ein goldener und ein silberner. Der älteste Sohn wollte das Gold schonen und ritt auf dem silbernen Weg. Unweit des Schlosses ward ihm ein Kind entgegen getragen, doch beim Anblicke des Fremden verbarg es sein Gesicht und der Prinz ward abgewiesen. So ging es auch dem zweiten Sohne. Darauf ließ die Prinzessin kund machen, wenn der Vater dieses Kindes nicht binnen vierzehn Tagen erscheine, so sei das Land verloren. Da vernahm der König vom Henker, daß dieser dem jüngsten das Leben geschenkt habe, und man machte ihn ausfindig. Er nahm von seiner Frau Abschied und ritt auf dem goldenen Wege fort, unbekümmert darum, daß die Hufe des Rosses denselben verderbten. Als ihm das Kind entgegen getragen wurde, lachte es und streckte seine Händchen entgegen. Bald vermählte er sich mit der Prinzessin; seiner ersten Frau schickte er viel Goldes und erlaubte ihr, einen andern zu heiraten, er sei ein Prinz und habe nun eine Prinzessin zur Frau. Vgl. Uhland in Pf. Germania 8, 75 ff.

Um Wiederholungen zu vermeiden, deute ich aus noch andern von mir gesammelten Märchen nur die abweichenden Züge an.

Nach einem Märchen aus dem Egerer Kreise soll der jüngste (der dumme Hans) für den kranken Vater eine Nuß von dem Wunderbaume holen, nachdem die beiden andern ausgeblieben waren. In Begleitung eines Wolfes gelangt er zu dem Schlosse, sieht eine schlafende Prinzessin und schreibt seinen Namen auf eine Tafel. Von den Brüdern, die er befreit, wird er betrogen. Die Königstochter erscheint zuletzt in einem silbernen Wagen vor seiner Wohnung.

Aus Satzka in Böhmen dasselbe. Die Brüder nehmen schwarze Pferde, der jüngste aber weiße, um das weiße Wasser vom weißen Schlosse zu holen.

Ähnliches aus Teschen in österr. Schlesien. Zu holen ist die Leber eines Paradiesvogels. Auf dem Rücken eines schwarzen Ziegenbockes sucht er das Schloß. Gegen den Rath des Bockes kostete er von den Speisen und konnte nicht mehr zurück. Zur Strafe mußte er den Ring vom Finger eines Riesen bringen.

Ein anderes Märchen aus Friedland hat dieselben Züge wie bei Grimm Nr. 97 das Wasser des Lebens; vgl. 3, 177 fg.

Nach einem Märchen aus Scheibs in Nied.-Österr. soll das Kraut des Lebens geholt werden. Auch hier drei Brüder. Der jüngste, in

Begleitung eines Hundes, fragt die Vögel des Waldes, die Mäuse, die Bienen. Letztere, von einer Waldfrau entsendet, bringen einen Zweig. Ähnliches aus Krems u. a. O.

54. Drei Prinzessinnen erlöst. Aus Müglitz in Mähren. Über den Ring vgl. Raßmann 1, 405 und das Hildebrandslied.

Nach einer zweiten Überlieferung aus demselben Orte wollte der Befreier seine Gefährten auf die Probe stellen und legte schwere Steine in den Korb. Sie zogen ihn halb herab und ließen ihn plötzlich los, so daß sie glaubten, der dritte sei zerschmettert. Mit Hilfe eines Greises gelangte er wieder auf die Oberwelt. Andere erzählen, die Königstochter oder ihrer drei seien von Drachen geraubt.

55. Der Brautwerber und 56. Die Mundkur. Beide aus Rötz in Nied.-Österr.

57. Der Betenkrämerhansl. Aus Rodingersdorf bei Horn in Nied.-Österr. Man vgl. die Erzählung aus derselben Gegend in meinen „Mythen“ S. 30. die Anm. zu Nr. 9.

58. Sie tanzen nach der Pfeife. Aus Haugsdorf in Nieder-Österreich.

59. Die hüpfende Schlafhaube. Von einem alten Jäger in Prein bei Reichenau in Nied.-Österr. Über „verwunschene“ Personen s. § 62 bei Wuttke (Vol̈ksaberglauben).

60. Der Seppl mit den goldenen Haaren. Aus Neunkirchen in Nied.-Österr. Es ist aber, wie Nr. 12 und 20 in der Mundart von Böhmisch-Krut (V. U. M. B.) erzählt.

